Herrn Ludwigs
Freyherrn von Holberg
Vermiſchte
Briefe.

Dritter Theil.

us dem Däniſchen ins Deutſche überſetzt.

Copenhagen und Leipzig,
ey Otto Chriſtoph Wentzel, 1752.

Herrn Ludwigs Freyherrn von Holberg

Vermiſchte Briefe.

comparavit L. Tobias Waldemann ſtalk

Dritter Theil.

Minorita

Aus dem Däniſchen ins Deutſche überſetzt.

Copenhagen und Leipzig,
Bey Otto Chriſtoph Wentzel, 1752.

G70/1269
Staatl. Bibliothek
Regensburg

Der erſte Brief.

Mein Herr,

Ich habe aus ihrem letzten Briefe erſehen, daß ſie der Meynung nicht beypflichten, welche ich unlängſt geäuſſert, daß gewiſſe Krankheiten nur eine Zeitlang währen, und ſodann mit euen und bisher ganz ungewöhnlichen Zufällen wechſeln. Ungeachtet ich dieſe meine Meynung rch die Krankheiten, welche man mit dem Namen s Auſſatzes zu belegen pflegt, zu beſtätigen geſuet, als welcher in vorigen Zeiten in den ſüdlichen ndern ſo gewöhnlich war, gegenwärtig aber faſt nzlich aufgehöret, und dagegen mit neuen Krankiten abgewechſelt: ſo glauben ſie doch, daß der emalige Auſſatz nichts anders als die nun herhende veneriſche Krankheit geweſen, und daß der nze Unterſcheid lediglich darinn beſtehe, daß dieſe rankheit, welche damals aus Mangel der nöthi-

gen Hülfsmittel und der dazu dienlichen Arzneyen nicht gehoben werden konnte, zu unſern Zeiten geheilet werden könne. Sie glauben, daß dieſer Umſtand einzig und allein zu der Stiftung ſo vieler alten Hoſpitäler für Auſſätzige Anlaß gegeben, weil man ſich mit dieſem Uebel wegen der Unerfahrenheit in der Heilungskunſt, und in Ermangelung der nöthigen Hülfsmittel, Zeitlebens ſchleppen muſte. Matthäus Pariſius bezeugt, wie ſie ſchreiben, daß man im dreyzehnten Jahrhundert über neunzehn tauſend Hoſpitäler für Auſſätzige in Europa gezählet, da nun faſt kein einziges mehr vorhanden, das zu dieſem Gebrauch allein gewidmet, auſſer an einigen wenigen Orten in Norwegen. Sie führen, um ihre Meynung zu behaupten, ferner den Tournefort an, der auf ſeinen Reiſen einige Auſſätzige geſehen, und bezeuget, daß dieſer Auſſatz nichts anders ſey, als die veneriſche Seuche, woraus ſie folgern, daß die Krankheit annoch nicht aufgehöret, ſondern nur einen andern Namen bekommen habe. Ich geſtehe, dieſer Einwurf hat einen groſſen Schein, und es fehlt nicht viel, daß ich nicht meine vorige Meynung ändere. Weil ich aber bemerket, daß in Norwegen noch gegenwärtig der Auſſatz und die veneriſche Seuche zwo unterſchiedene Krankheiten ſind, welche ihrer beſondern Zufälle halber nicht mit einander vermenget werden können: ſo ſcheint mir mein Satz bey dieſen Umſtänden annoch der wahrſcheinlichſte zu ſeyn. Die Wundärzte in Norwegen können die veneriſche Seuche eben ſo gut, wie an andern Orten, heben. Sie befaſſen ſich aber nicht mit dem in Norwegen gewöhnlichen Auſſatz,

den ſie für unheilbar halten. Dieſe beyden Krankheiten ſind auſſer der Art, wie ſie müſſen geheilet werden, auch noch in einigen andern Stücken von einander unterſchieden, und eine jede hat ihre beſondere Kennzeichen und Merkmahle. Der Auſſatz in Norwegen äuſſert ſich entweder durch einen Ausſchlag von blauen Beulen, oder durch eine weiße und kreitartige Haut, und kommt darinn mit dem Auſſatz überein, der ehedem ſo ſtark in Paläſtina und andern orientaliſchen Ländern herrſchte. Die alten Naturkündiger haben auch bereits den Auſſatz von der veneriſchen Seuche unterſchieden, die durch Unzucht erreget, und vom Hippocrates durch *αιδοιων σηπεδονες* bezeichnet wird. Ich bleibe daher bey meiner vorigen Meynung, und halte dafür, daß der Auſſatz und die andern Krankheiten an den Orten aufgehöret, wo ſolche ſonſt am meiſten gewütet, und daß ſich dagegen andre neue Krankheiten, worunter einige nicht ohne Grund die veneriſche Krankheit und die Kinderblattern rechnen, wieder eingeſchlichen haben. Ich bin ꝛc.

Der zweyte Brief.

Mein Herr,

Sie haben recht, wenn ſie glauben, daß, wie wir verſchiedene Künſte und Wiſſenſchaften verachten und faſt gar keiner Aufmerkſamkeit würdigen, welche bey den Alten ſehr hochgeſchäzt worden, alſo auch bey unſern Vorfahren gewiſſe Künſte und Wiſſenſchaften in keinem Anſehen geweſen, von denen wir gegenwärtig ſehr eingenommen ſind, und welche wir mit großem Eifer treiben. Unter dieſe leztern iſt die Mechanik und die Unterſuchung der Inſekten zu zählen. Was die Mechanik betrift, ſo haben die Alten ſolche als ein gemeines und einem Philoſophen unanſtändiges Handwerk angeſehen, und die Natur und Eigenſchaft der Inſekten zu unterſuchen, ſchien ihnen ſo niedrig und unnüz zu ſeyn, daß Ariſtophanes über den Sokrates ſpottete, als dieſer die Eigenſchaft einer Mücke zu erforſchen bemühet war. Nun aber hält man die Mechanik für eine höchſtnüzliche und einem Weltweiſen ſehr wohl anſtändige Wiſſenſchaft, und die berühmteſten Männer haben den größten Theil ihrer Zeit darauf angewandt, die Natur und Eigenſchaft der Inſekten zu unterſuchen. Svammerdam, Valisnieri, Lewenhoek, Reaumur, Trembley und andre große Naturkündige haben ſich durch eine

eine ſolche Unterſuchung einen berühmten Namen erworben, und gezeigt, daß die Unterſuchung auch der geringſten Inſekten der Mühe werth ſey. Zu einer ſolchen Unterſuchung haben die Vergrößerungsgläſer Gelegenheit gegeben, von denen einige bereits zu einer ſolchen Vollkommenheit gebracht worden, daß ſie ein Ding ſechszehn tauſend mal größer machen, als man es mit dem bloßen Auge erkennen kann. Man bemerkt vermittelſt dieſer Vergrößerungsgläſer, daß auch die kleinſten Inſekten nicht weniger künſtlich als die Menſchen gebauet ſind, und daß ſie ſich durch Legung ihrer Eyer fortpflanzen, da man ſonſt geglaubt, daß ſie ihren Urſprung der Faulniß zu danken hätten. Man hat gefunden, daß in dem kleinſten Saamen hundert kleine Creaturen verborgen liegen können. Ja, man hat die Sache ſo weit getrieben, daß man auch gewiſſe Creaturen entdecket, welche keine Eyer legen, ſondern ſich, ohne ſich mit andern ihrer Gattung, männlichen Geſchlechts, zu vermiſchen, ſelbſt fortpflanzen. Man hat gefunden, daß verſchiedene Inſekten von eben derſelben Beſchaffenheit ſind, wie die Polypen, und zwar dergeſtalt, daß aus einem jeden Stücke, welches abgeſchnitten wird, eine vollkommene und lebendige Creatur entſtehet. Es wird demnach dieſe Wiſſenſchaft, welche in vorigen Zeiten ſo verächtlich war, heutiges Tages mit dem größten Vergnügen von den berühmteſten Naturkündigern getrieben, indem man daraus die bewundernswürdige Veränderung, welche in der Natur herrſchet, erkennen, und Anlaß zu neuen Lehrgebäuden in der Naturlehre und Weltweisheit entlehnen kann. Ehedem ſahe

man die meiſten Inſekten entweder als unnütze oder auch zugleich als ſchädliche Geſchöpfe an, und viele ſtehen auch noch in dieſen Gedanken. Indeſſen iſt es doch unſtreitig, daß der weiſe Schöpfer bey allem, was er hervor gebracht, eine weiſe und beſtimmte Abſicht gehabt hat. Dieſe Abſichten haben verſchiedene Naturkündiger zu entdecken und zu erklären geſuchet. Es beſtehen aber ihre Gedanken größtentheis in Muthmaßungen, die bisweilen nicht übel gerathen ſind. Ein gewiſſer Arzt, Namens L. Garcin, hat ſich neulich durch eine Schrift in dieſer Abſicht hervor zu thun geſucht, welche den Titel führet: Allgemeiner Nutzen der Inſekten. Seine Gedanken ſind folgende: Die vielen kleinen Creaturen werden von den meiſten Menſchen entweder für unnütz oder für ſchädlich gehalten. Es iſt unläugbar, daß viele Inſekten oft groſſen Schaden, und zwar nicht allein an den Früchten und Pflanzen ſondern auch an den Menſchen ſelbſt verurſachen. Es bedient ſich aber die Natur, wie er ſagt, verſchiedener Mittel in ihrem Mechanismo, um das allgemeine Beſte zu befördern, welches aber nicht anders geſchehen kann, wo nicht gewiſſe Dinge wieder vernichtet werden. Seiner Meynung nach breitet ſich eine allgemeine ſubtile Materie über den ganzen Erdkreis aus, welche in alle Arten der Pflanzen einen Einfluß hat, und ſolche nicht nur erhält und ſtärket, ſon-

dern

dern auch aus dieſen Pflanzen in alle andre Arten lebendiger Creaturen dringet, und daſelbſt eben dieſelben Wirkungen verurſachet. Die Pflanzen, als das erſte, was erſchaffen worden, und dem andre Geſchöpfe wieder ihre Unterhaltung ſchuldig ſind, könnten nicht fortkommen und fruchtbar werden, wenn dieſe ſubtile Materie nicht beſtändig in alle ihre Theile eindrünge, dieſes aber könnte nicht geſchehen, wenn dieſe Materie nicht beſtändig in der Welt circulirte. Um aber den Umlauf dieſer Materie zu befördern, welche alles fruchtbar machet, ſo erfordert der Mechanismus der Natur, daß ſo wol die Thiere als Pflanzen beſtändig ſterben und vernichtet werden müſſen. Denn, wenn die Thiere und Menſchen von einer beſtändigen Dauer wären, und ſich ohne Unterlaß vermehrten, ſo würde ihre Anzahl gar zu groß werden, die circulirende Materie würde weiter nicht hinreichen, und ſo wol Pflanzen als Thiere würden endlich ganz ohne Kraft und Stärke ſeyn. Da nun der Untergang des einen die Hervorbringung und den Anwachs des andern befordert, und die Erfahrung lehret, daß die Inſekten ſehr vieles zu der Zernichtung andrer Dinge beytragen, ſo iſt es ſeiner Meynung nach offenbar, daß die Inſekten von einem

großen Nutzen ſind, und die Herrlichkeit der Schöpfung beweiſen, indem ſie durch die Auflöſung und Vernichtung, welche ſie verurſachen, die Circulation der fruchtbarmachenden allgemeinen Materie über den ganzen Erdkreis befördern. Dieſes iſt der Inhalt der Abhandlung des Herrn Garcins, welche er in einem Schreiben an den großen Naturkündiger Reaumur vorgetragen, der in ſeiner darauf ertheilten Antwort mit Ruhm, und zwar nicht ohne Grund, davon urtheilet, ungeachtet dieſe Meynung eben ſo wol wie die andern verſchiedenen Einwendungen unterworfen iſt. Man kann das Daſeyn und die Wirkung der oftangezogenen fruchtbarmachenden Materie zwar zugeben. Es bleibt aber doch noch immer die Frage übrig, ob die Erde oder das Ganze nicht ohne eine beſtändige und ſo ſchnelle Vernichtung der Theile beſtehen könne, und ob einige Pflanzen und lebendige Creaturen nicht wachſen und fortkommen könnten, ohne daß unzählig tauſend andre gleichſam in der Geburt erſticket werden müſſen? Die tägliche Erfahrung zeigt, daß, wenn die meiſten Knoſpen oder Früchte auf den Bäumen von Würmern oder andern Ungeziefer verzehret werden, die wenigen, welche übrig geblieben ſind, deswegen nicht ſtärker wachſen oder früher reif werden, und daß eine jede Frucht eben ſo gut zu ihrer Vollkommenheit gelanget, wenn auch keine einzige beſchädiget wird. Wenn die Kraft und Erhaltung einiger wenigen Dinge auf die Vernichtung unzähliger anderer beruhen ſollte, ſo müßte auf eine allgemeine Unfrucht-

barkeit

barkeit jederzeit ein geſegnetes Jahr folgen, welches doch, wie die Erfahrung lehret, fehl ſchlägt. Die allgemeine Peſt, welche der ſchwarze Tod genannt wird, müßte nach dem Satz des Verfaſſers eine ungewöhnliche Vermehrung unter den übriggebliebenen Menſchen verurſachet haben. Man hat aber nicht bemerkt, daß eine auſſerordentliche Fruchtbarkeit darauf erfolgt wäre, oder daß ein Weib nachher mehrere Kinder als vorher zur Welt gebracht hätte. Es lagen vielmehr ganze Länder nachhero wüſte, und die Verheerung, welche man giftigen Inſekten beymißt, konnte in ganzen Jahrhunderten nicht wieder erſetzt werden. Wenn die Meynung dieſes Schriftſtellers gegründet wäre, ſo könnte der Landmann wegen der itzt faſt allenthalben wütenden Viehſeuche ſich um ſo viel eher zufrieden geben. Man bemerket aber unter den Kühen keine größere Fruchtbarkeit als vorher, noch daß eine Kuh mehr Milch geben ſollte, als in vorigen Zeiten. Wenn aber ja dieſes, wie man vorgiebt, an einigen Orten geſchehen ſollte, ſo iſt es natürlicher, daß man ſolches dem Ueberfluß und der innerlichen Güte der Weide, als der Vernichtung der andern Creaturen zuſchreibet, wodurch der Umlauf der fruchtbarmachenden Materie befordert werden ſollte. Ich will indeſſen hieraus nicht den Schluß machen, daß die Inſekten als gänzlich unnütze oder allein ſchädliche Geſchöpfe anzuſehen. Aber die Vortreflichkeit der Schöpfung aus der Vernichtung derſelben beweiſen wollen, iſt etwas ſeltſames, inſonderheit, da die ſubtile und fruchtbarmachende Materie, welcher der Verfaſſer eine ſolche Kraft beylegt, ohne eine ſolche ſchnelle

Ver-

Vernichtung circuliren kann, d. i. wenn die Knoſpen Zeit hätten, Blüte zu treiben, und das Stroh, Aehren zu ſetzen. Dieſes allein muß man zugeben, und dieſes beweiſet auch die Erfahrung, daß alle Arten der Gewächſe gar zu ſehr überhand nehmen dürften, daß die Zahl der lebendigen Creaturen viel größer werden würde, als die Erde faſſen könnte, und daß die Meere und Seen durch die große Vermehrung der Fiſche unbrauchbar würden gemacht werden, wenn der größte Theil derſelben nicht verzehret oder auf andre Art vernichtet würde. Aber überhaupt die ſchädlichen Inſekten aus Feinden des menſchlichen Geſchlechts zu Freunden deſſelben, und aus Henkern Aerzte zu machen, und Peſt, Krieg und Mord als Wohlthaten anzuſehen, das heißt die Theologie zu weit ausgedehnt, und man ſetzt auf ſolche Art die göttliche Regierung nicht nur allerhand Vorwürfen bloß, ſondern man giebt auch zu vielen Einwendungen gegen die heilige Schrift Gelegenheit, die ſolche Zerſtöhrungen eine Strafe der Sünden nennet. Denn, wenn die ſchrecklichen Verwüſtungen, welche durch reiſſende Thiere und ſchädliche Inſekten unter den Pflanzen und Menſchen angerichtet werden, eine Strafe der Sünden ſind, ſo können ſolche unmöglich vor dem Sündenfall bey der erſten Schöpfung bereits zu dem Ende ſeyn verordnet worden; und ſo kann man daraus keinen Grund entlehnen, um die Vortreflichkeit der Schöpfung zu beweiſen. Denn auf ſolche Art könnte man die ungerechteſten Kriege rechtfertigen, und einem jeden Todſchlag das Wort reden, indem man immer ſagen könnte, es geſchähe aus Noth, damit die ſubtile und fruchtbar-

machende Materie circuliren, und die Vermehrung der übriggebliebenen Menſchen deſto ſtärker befördert werden könnte. Sie ſehen hieraus, mein Herr, in wie weit ich der Meynung des Verfaſſers beypflichte, und was ich an derſelben auszuſetzen finde. Ich habe übrigens bereits an andern Orten in meinen Schriften zu erkennen gegeben, daß viele aus einer übertriebenen Orthodoxie GOtt gewiſſe Abſichten beylegen, die der göttlichen Vorſehung und Regierung unanſtändig ſind. Dahin kann man auch denjenigen Satz rechnen, von welchem ich eben gehandelt habe, nämlich, daß die unzähligen ſchädlichen Inſekten zum Nutzen der Welt und des menſchlichen Geſchlechts erſchaffen worden. Denn es iſt ein anders, wenn ich ſage, daß die Zerſtöhrung, welche durch dieſe Inſekten angerichtet wird, die gar zu große Vermehrung der Früchte und Creaturen verhindert, ein anders aber, wenn ich behaupte, daß ſie allein zu dieſem Ende erſchaffen worden. So wie es von einander unterſchieden iſt, zu ſagen, Krieg, Mord und Peſt ſind dem ganzen menſchlichen Geſchlecht überhaupt eben ſo nützlich, als eine Aderlaß einem jeden Menſchen inſonderheit iſt, und zu behaupten, daß dieſe beſonders von GOtt zu der Erhaltung der Welt verordnet worden, gerade, als wenn der Allmächtige ſein Gebäude nicht anders als durch ſolche gewaltſame Mittel, die er ſelbſt Strafen und Plagen nennet, zu erhalten vermögend wäre. Meine Orthodoxie gehet in dieſem Stücke, wie in andern Dingen, nicht ſo weit. Um daher ſo wenig dem Hochmuth der Menſchen zu ſchmeicheln, welche glauben, daß alles um ihret willen erſchaffen worden, als

GOtt

GOtt etwas zuzuſchreiben, welches Gelegenheit geben kann ſeine weiſe Einrichtung zu tadeln: ſo behaupte ich, daß verſchiedene Plagen, als Peſt, giftige Inſekten, Krieg, Mord, Schiffbruch u. d. nicht bey der erſten Schöpfung als Mittel zur Erhaltung der Menſchen verordnet worden, ungeachtet eines und das andere Gute daraus fließet; ſondern daß ſolche Plagen allein der Sünde wegen zugelaſſen worden, inſonderheit da GOtt dasjenige, was er hervorgebracht, erhalten kann, ohne ſich ſolcher Plagen zum Nutzen und beſten ſeiner Creaturen zu bedienen. Wenn man auf ſolche Art die Regierung Gottes vertheidigen will, ſo kann man auch die That des Kayſers Nero erheben, der Rom anzündete, damit die Gebäude dieſer Stadt deſto bequemer und zierlicher eingerichtet werden könnten. Meiner Einſicht nach iſt es am beſten, wenn man blos ſagt, daß GOtt bey der Erſchaffung aller Dinge ſeine weiſen und heiligen Abſichten gehabt, ohne gewiſſe Lehrgebäude deswegen aufzurichten, oder die Urſachen, wesfalls dieſes oder jenes hervorgebracht worden, zu ergründen, welches oft zu nichts anders dienet, als daß es zu Zweifeln und Einwendungen Anlaß giebt, welche bisweilen ſchwer zu heben und aufzulöſen ſind. Um denſelben aber zu entgehen, iſt es am ſicherſten, wenn man ſich nicht aufs äußerſte bemühet, die Ordnung und Herrlichkeit der Schöpfung dieſer Welt aus dem gegenwärtigen Zuſtand derſelben darzuthun, weil man dadurch zu unauflößlichen Schwierigkeiten, und zwar ohne Noth, Gelegenheit giebet. Wir können denen Einwürfen der Ungläubigen

am

am beſten begegnen, wenn wir gewiſſe Unordnungen und Uebel zugeben, und dafür halten, daß ſolche nicht als Wirkungen der erſten Schöpfung anzuſehen, ſondern aus einem Unfall herflieſſen, dem die Erde durch den Sündenfall unterworfen worden. Denn auf ſolche Art legen wir zu Tage, daß wir eine vernünftige Religion haben, welche uns nicht verbindet, etwas zu glauben, was mit unſern Sinnen ſtreitet, und der Erfahrung entgegen iſt. Dadurch werden wir zu gleicher Zeit der Mühe überhoben, unnöthige Schutzſchriften für die Werke und Bauart des Schöpfers zu machen; ſo wie es einem Künſtler angenehmer iſt, wenn man ſagt, daß ſein Meiſterſtück durch dieſen oder jenen Zufall etwas gelitten, als daß man alles und jedes, was ſich daran findet, vertheidigen will, welches derſelbe entweder als eine Heucheley, oder auch als eine Satyre anzuſehen Urſache hat. Und auf ſolche Art kommt man allen Schwierigkeiten am beſten zuvor, wenn man gewiſſe Unordnungen und Uebel zugiebt, die nun auf der Welt herrſchen, und dafür hält, daß, wenn die Menſchen im Stande der Unſchuld geblieben wären, ſodann die Vermehrung der Inſekten und Thiere nach Maßgebung der Größe des Erdbodens würde eingerichtet geweſen ſeyn, oder daß dieſelben entweder keinen Trieb, oder kein Vermögen würden gehabt haben, die Pflanzen und Menſchen zu zernichten, ſondern daß der Zuſtand alſo würde beſchaffen geweſen ſeyn, daß ein Kind, wie die Schrift ſagt, ſeine Hand in eine Baſilisken Höhle ohne Gefahr würde haben ſtecken können.

können. Ich trete der Meynung des obgedachten Verfaſſers gerne bey, wenn er nur nicht die Menge und Giſtigkeit der Inſekten als nothwendige Mittel zur Erhaltung des Ganzen anſiehet, ſondern behauptet, daß bey dem nach dem Sündenfall erfolgten verwirrten Zuſtand ſcharfe und faſt gewaltſam ſcheinende Mittel nöthig, und es hiemit wie mit einem Körper beſchaffen geweſen, deſſen Glieder durch den kalten Brand angegriffen worden, dem es nützlich iſt, daß ein Glied abgeſchnitten werde, um die übrigen Glieder zu retten. Dieſes ſind meine Gedanken von dieſer Sache, welche ich, wie bey allen andern Gelegenheiten, ihrer Beurtheilung unterwerfe. Ich bin ꝛc.

Der

Der dritte Brief.

Mein Herr,

Es ſcheint, daß es im Anfange mit unſrer Erde eine ſolche Beſchaffenheit gehabt, daß viele große Länder, die nun bewohnt werden, mit Waſſer überſchwemmt, das Trockne aber allenthalben mit Waldungen und Gehölz beſetzt geweſen. Das erſtere wird dadurch wahrſcheinlich, daß die Gewäßer ſich überall mehr und mehr vermindern. Die Engländer bemerken, daß ihre Küſten täglich zunehmen, verſchiedene Hafen in dem Türkiſchen Gebiete ſind mit Sand angefüllet, und dadurch unbrauchbar gemacht worden. Die Schweden machen eben dieſelbe Anmerkung über die Küſten am Sinu Bothnico, und die Dänen bey verſchiedenen Hafen. Einige alte Seeſtädte ſind gegenwärtig weit von der See entfernet, und der größte Theil Egyptens war ehedem nichts als Moraſt. Man kann daher leicht auf die Gedanken gerathen, daß die Erde, wenn die Welt annoch einige tauſend Jahre ſtehen ſollte, wegen Mangel an Waſſer vergehen, und das centraliſche Feuer, welches durch das Waſſer gedämpft wird, endlich hervorbrechen, und die Erde verzehren dürfte. Was die zwote Muthmaſſung betrift, ſo erhellet aus der Hiſtorie,

daß die erſten Menſchen ſich hauptſächlich von den Bäumen ernähret, und die Rinde an ſtatt des Brodts gegeſſen; welches ſie nicht würden gethan haben, wenn damals ſchon ſo viele ebene Felder und beſäete Aecker, als gegenwärtig vorhanden geweſen wären. Man kan zwar dagegen einwenden, daß dieſes nicht ſowol daher gerühret, weil man keine zum Ackerbau geſchickte ebene Felder gehabt, ſondern weil man in der Wiſſenſchaft, das Feld zu bauen, unerfahren geweſen. Weil man aber aus dem alten Teſtamente ſieht, daß die allererſten Menſchen bereits eine Wiſſenſchaft von dem Ackerbau gehabt, ſo iſt es offenbar, daß man dieſes dem Mangel an ebenen Erdreich und der Menge der Wälder zuſchreiben muß, womit faſt die übrige ganze nicht überſchwemmte Erde angefüllet geweſen. Ein anderer noch ſtärkerer Beweis wird von der Wärme und Kälte hergenommen. Wenn die alten Skribenten der harten und faſt unerträglichen Kälte in Frankreich und Deutſchland Erwehnung thun, ſo ſollte man faſt, wie gewiſſe Philoſophen würcklich gethan, auf die Gedanken fallen, daß unſre Erdkugel von ihrer Stelle verrückt worden. Man kann aber mit mehrerm Grunde behaupten, daß dieſe Kälte durch die Menge der Wälder verurſachet worden, weil die Kälte ſich immer vermindert, je mehr die Wälder abnehmen. Charlervix berichtet in ſeiner Beſchreibung von Canada, daß dieſes große Land in America bey der erſten Entdeckung ganz mit Wäldern beſetzt geweſen, und daß eine unerträgliche Kälte in demſelben geherrſchet, ungeachtet dieſes Land mit Frankreich einerley Polus Höhe hat. Er berichtet

auch,

auch, daß die Kälte immer mehr abnimt, je mehr die Wälder mit der Zeit umgehauen werden. Es iſt daher offenbar, daß die rauhe Luft in Frankreich aus keiner andern Urſache entſtanden ſeyn könne, und daß die Erde im Anfange überall mit Gehölze muß bedeckt geweſen ſeyn, welches von den älteſten Einwohnern der ſüdlichen Länder zuerſt niedergehauen worden, denen die andern in den nordlichen Ländern mit der Zeit gefolget. Ich bin ꝛc.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Der vierte Brief.

Mein Herr,

Es ſcheinet, daß ihnen die Nachricht nicht unangenehm geweſen, welche ich ihnen von dem Urſprung der beyden engliſchen Wörter Lord und Goſpel gegeben, die man in keiner andern bekannten europäiſchen Sprache als allein in der isländiſchen und alten norwegiſchen antrift. Ich bin dadurch aufgemuntert worden, noch einige andre isländiſche Schriften in eben derſelben Abſicht durchzugehen, und meine Bemühung iſt auch nicht vergeblich geweſen, indem ich allein in dem norwegiſchen Hirdſkraa oder dem Hofrecht, ingleichen in Snoro Sturleſöns Heimskringla folgende Wörter angetroffen, die mit den Wörtern in der engliſchen Sprache eine genaue Verwandſchaft haben:

Lord, in der Isländiſchen Sprache Lavard, ein Herr.

Gospel, Gudspial, das Evangelium.

Begotten, Giettin, gebohren; daher kommt Skilgittin, aus einer rechtmäßigen Ehe gebohren.

If, Ef. falls.

Either,

Either, edr. oder.
Bleſſing, Blezan, der Segen.
Croſſ, Kros, ein Kreuz.
Abroad, abrout, drauſſen.
Hall, Hall, ein Saal, oder Wohnung, daher kommt Valhalla, die Wohnung der Todten.
Writ, Rita, ſchreiben.
Bull, bol, ein Stier.
Ougth, augti, man muß.
Noice, nioſe, Lärm, oder eine unvermuthete Zeitung.
He tells, han tolur, er ſagt.
Dwell, Dual, warten, ſich aufhalten.
Twinborn, Twiburn, Zwillinge.
Run, runna, lauffen.
Step, Steip, ein Schritt, ein Sprung.
Happy, happi, glückſelig.
Choiſe, caus, die Wahl.
Glove, Glofa, ein Handſchuh.
Minſter, Muſteri, eine Kirche.
Treshold, Treskolld, eine Thürſchwelle.
Fen, Fen, Moraſt.
Stocking, ſtocklætin, Strümpfe, u. ſ. w.

Man könnte zwar ſagen, daß die alten Einwohner in Norwegen oder die alten Iſländer, welche beſtändig eine Schiffahrt nach England unterhalten, dieſe Wörter aus der engliſchen Sprache entlehnet. Die Hiſtorie aber zeigt, daß die nordiſchen

Völker, wie ſie Britannien unter ihr Joch gebracht, den alten Namen des Landes verändert, und ihre Sprache eingeführt. Indeſſen kann man nicht läugnen, daß ſich verſchiedene Wörter finden, welche von fremden Nationen, ja ſo gar von den Griechen, entlehnet ſind. So kommt das Wort Courteis, ſchöflich, von dem Franzöſiſchen Courtois, und Mykil, oder das alte Däniſche Wort Magele von dem Griechiſchen μεγαλη her. Solchergeſtalt werden durch dieſes letztere Wort noch itzt die großen Dörfer in Dännemark von den kleinern und geringern unterſchieden, als Steen Magele von Steen Lille, Gnuſe Magele von Gnuſe Lille, u. ſ. f. Ich bin ꝛc.

Der fünfte Brief.

Mein Herr,

Vor einigen traf mich ein guter Freund in meinem ganzen Staat auf der Gaße an, und raunte mir ins Ohr, eine ſolche prächtige Kleidertracht iſt einem Philoſophen nicht anſtändig. Ich antwotete ihm, daß ich mich niemals für einen Philoſophen ausgegeben, ſondern vielmehr bey aller Gelegenheit mich über diejenigen aufgehalten, welche verlangen, daß man ihnen dieſen Namen beylegen ſoll. Ich bin auch im Stande, eine gegründete Urſache anzugeben, wesfalls ich bisweilen Kleider von Sammet und Seiden trage, und mich in einer Tracht zeige, welche ich nicht anders als mit Widerwillen anlege. Meine eingezogene mäßige Lebensart und Aufführung hat bekanntermaſſen öfters zu allerhand Urtheilen Anlaß gegeben. Wenn man geſehen, daß ich täglich mit einer Schüſſel oder höchſtens zwo vergnügt geweſen, und oft in einer Stadt zu Fuſſe gegangen, wo alle und jede bis auf die Handwerksleute in Kutſchen fahren, oder ſich in einem Tragſeſſel herum tragen laſſen, ſo hat man dieſes meinem Geitze zugeſchrieben. Um aber zu zeigen, daß ſolche Urtheile ganz ungegründet ſind, ſo wende ich bisweilen etwas an meine Kleider, und an verſchie-

dene andre Dinge, welche mir keine Beſchwerlichkeit verurſachen. Ich führe dieſen letzten Umſtand mit bedacht an, indem ein koſtbares Kleid eben ſo leicht als ein ſchlechtes zu tragen iſt; da im Gegentheil die Mittel, deren ſich meine Landsleute bedienen, ihre Großmuth zu zeigen, insgemein in einem Ueberfluß in Eſſen und Trinken, in unnützen Aufwärtern, in Wagen und Tragſeſſeln und dergleichen beſtehen, die meiner Geſundheit ſchädlich, und meinem Sinn zuwider ſind. Ich liebe weder den Scharbock noch das Fieber. Desfalls eſſe ich wenig, und liebe die beſtändige Bewegung. Wenn ich von einem Fieber angegriffen werde, ſo ertrage ich ſolches geduldig und weit beſſer als andere, indem ich keine Gelegenheit dazu gegeben habe, da im Gegentheil die meiſten, welche von einem Fieber überfallen werden, leiden, was ihre Thaten werth ſind. Ich erinnere mich, daß ich einmal mein Fieber in einem lateiniſchen Sinngedichte angeredet, welches ſich unter den übrigen befindet, und folgendergeſtalt anfängt:

Quid me tam gracilem depaſceris arida Febris

Der Inhalt iſt, daß das Fieber eine ſehr ſchlechte Herberge bey mir angetroffen, und daß es eine Thorheit begangen, da es meinen Nachbar, den Theodor, verſchonet, deſſen dicker und wohllüſtiger Körper ihm weit mehr Nahrung, ja Proviant auf ein ganzes Jahr würde gegeben haben. Sie ſehen hieraus, mein Herr, wesfalls ich ſo ſparſam im Eſſen und Trinken bin, und aus welcher Urſache

che ich etwas auf meine Kleider verwende, daß ich nämlich das erſte deswegen thue, um meine Geſundheit zu erhalten, das andre aber, um nicht des Geitzes beſchuldiget zu werden, den ich faſt für eben ein ſo großes Laſter als die Verſchwendung halte. Vielleicht ſagen ſie, daß ich dieſes auf eine andre Art, als durch eine prächtige Kleidertracht, an den Tag legen könnte. Ich könnte Allmoſen geben, nützliche Stiftungen machen, und andre dergleichen Werke der Liebe ausüben, und mich dadurch nicht nur von der Nachrede, als ob ich geitzig wäre, vollkommen befreyen, ſondern auch zugleich annoch den Nutzen des gemeinen Weſens befördern. Ich glaube aber, daß ich frey ſagen darf, daß ich mich dieſer Mittel gleichfalls bedienet. Einige Umſtände ſind davon bekannt genug, andre aber ſind verborgen, und ſollen auch verborgen bleiben, indem man nicht, wie die Pharisäer, die milden Gaben bey dem Schall der Trompeten austheilen muß, und die Allmoſen ihren Werth verlieren, ſobald ſie offenbar werden. Ich bleibe demnach, aller Urtheile ungeachtet, die man über meine Aufführung fället, bey der von mir einmal erwählten Lebensart, die ich ſehr wohl überlegt habe. Ich führe dieſes nicht zu dem Ende an, um mein Leben und meine Aufführung in dieſem Stücke zu rechtfertigen, ſondern um diejenigen zu belehren, welche in den Tag hinein predigen, und aus falſchen vorher gefaßten Begriffen aus den Laſtern Tugenden, und aus den Tugenden Laſter machen. Vor kurzer Zeit überführte ich einen von meinen Bekannten hievon, und zwar auf friſcher That. Ich er-

kundigte mich bey ihm, ob er nicht einen Thaler daran wenden wollte, um ein Concert anzuhören, welches denſelben Abend von der muſikaliſchen Geſellſchaft hier in der Stadt würde aufgeführt werden. Ich redete zugleich mit ihm von den Umſtänden worinn dieſe Geſellſchaft ſich befünde, und daß ſolche wegen Mangel an Gelde bald wieder würde eingehen müſſen, wenn ſolche nicht fleißiger beſucht, und ſtärker unterſtützt würde. Er antwortete mir, wie er wünſchte, daß dieſe Geſellſchaft noch ferner beſtehen möchte. Aber einen Thaler auf einmal auszugeben, ſchien ihm bey dieſer beſchwerlichen Zeit zu viel zu ſeyn. In demſelben Augenblick erhielt er einen Beſuch von drey Perſonen. Sogleich wurden zwo Flaſchen Wein geholet, und mein Freund nöthigte ſeine Gäſte ſolche auszuleeren, ungeachtet dieſelben ſich bey einem jeden Glaſe entſchuldigten, daß ſie nicht trinken könnten. Ich bemerkte hieraus, daß er einen Thaler nicht viel achtete, und auf eben dieſelbe Art iſt es mit andern Dingen beſchaffen, woraus man ſieht, wie wenig man befugt iſt, die Haushaltung von andern zu tadeln. Dieſes Beyſpiel iſt indeſſen nicht das einzige. Die Oeconomie iſt faſt allenthalben gleich, indem man auf unnütze Dinge Geld wendet, bey dem nöthigen und nützlichen aber das Geld ſparen will. Ich richte mich zwar gerne nach den Sitten des Landes, um den Vorwurf, als wolle man etwas vor andern voraus haben, zu vermeiden; aber zu der Lebensart und Haushaltung meiner Landsleute kann ich mich auf keine Art und Weiſe bequemen. Ich habe eine ſolche Lebensart erwählet, welche mit meiner Natur über-

übereinkommt, und der Erhaltung meiner Geſundheit gemäß iſt. Ich halte gerne Freundſchaft mit meinen Freunden, aber noch weit mehr mit mir ſelbſt; und ſehe daher viel lieber, daß mein Nachbar, als mein Magen murret. Hierauf gründet ſich meine Sparſamkeit einzig und allein in gewiſſen Dingen. Daher überlege ich alles aufs genaueſte, daher gehe ich ofte zu Fuß, und ſtets ohne Bedienten. Und wenn mich jemand fragt, wesfalls ich immer allein gehe, ſo antworte ich: Mein Diener iſt mit meinen jüngſten Töchtern ausgegangen, damit ſolche nicht auf der Straſſe fallen mögen. Ich ſuche dadurch dieſes zu erhalten, daß, wenn ich einen jungen Menſchen, der nicht ohne einen Lakey zu gehen vermögend iſt, begegne, derſelbe in ſich ſchlagen und denken möge: Solteſt du auch wol nicht ohne Begleitung gehen können. Ich habe auch wirklich wahrgenommen, daß einige durch mein Exempel bekehret worden. Denn vor einigen Jahren hatte dieſer Mißbrauch ſo ſehr überhand genommen, daß alle und jede, bis auf die armen Studenten ſich ſchämten, allein zu gehen, und dieſe leztern gingen noch dazu mit ſolchen abgezirkelten Schritten, als wenn ſie eine Leiche begleiteten. Dieſes ſchien mir nach meiner Zurückkunft in mein Vaterland deſto ſeltſamer, weil ich in Amſterdam, Paris und London gewohnt war, Prinzen, Parlaments-Herren, und andre hohe Standesperſonen ohne Begleitung auf der Gaſſe gehen zu ſehen. Ich führe dieſes nicht zu dem Ende an, um meine Landsleute zu tadeln, ſondern bloß in der Abſicht, um die Urtheile wieder zurück zu ſchieben, welche man über andre

fället, und um zu zeigen, daß derjenige, den man des Geitzes beſchuldiget, eben ſo viel verzehren könne, als ein Petit Maitre, ob ſie gleich ihr Geld nicht auf einerley Art anwenden. Solche ungegründete Urtheile werden mich demnach nicht bewegen, meine einmal erwählte Lebensart zu verändern. Ich werde vielmehr künftig beſtändig darinn fortfahren, und zwar eines Theils deswegen, um meine eigne Geſundheit zu erhalten, andern Theils aber auch, um meinen Mitbürgern mit einem guten Exempel vorzugehen. Keine Stadt bedarf, ſo viel ich weiß, mehr einer Ermunterung zur Oeconomie und Haushaltung, als Copenhagen, wo die gezwungenen und thörichten Moden verurſachen, daß die Einwohner auf allen unſchuldigen Zeitvertreib, auf den täglichen Umgang, und auf die Geſundheit Verzicht thun müſſen, und woſelbſt unbekannte Perſonen, und inſonderheit das Frauenzimmer, gezwungen ſind, oft ganze Monate zu Hauſe zu bleiben, weil die Mode ihnen verbietet, zu Fuße zu gehen, ihr Vermögen aber nicht zuläßt, einen Wagen oder einen Tragſeſſel zu miethen. Denenjenigen, welche an fremden Oertern geweſen, fällt es am allermeiſten in die Augen, daß die Moden dieſer Stadt den Einwohnern gleichſam einen Civilarreſt angelegt. Es wünſcht oft jemand hier in der Stadt ſeinen Freund zu ſprechen, weil er aber dieſes nicht thun kann, ohne einen Thaler für den Wagen auszugeben, ſo bleibt er zu Hauſe. Ein andrer möchte gerne ein Schauſpiel anſehen, oder ein Concert hören, und würde das Geld, welches bey dem Eingange bezahlt wird, gerne erlegen, weil ihm aber der Wagen

eben

eben ſo viel koſtet, ſo muß er ſich dieſe Luſt vergehen laſſen. Und dieſes iſt zum Theil die Urſache, daß die Schauſpiele und andre zur Gemüthsergeßung gereichende Einrichtungen nicht beſtehen können. Eben daher rührt es auch, daß die Spaziergänge, welche zum Vergnügen und Nutzen der Einwohner angeleget worden, öde, ja ich dürfte faſt ſagen, daß die Kirchen leer ſind. Stellen ſie ſich, mein Herr, zweene Freunde für, von denen der eine in Paris oder London, und der andre in Copenhagen iſt. Der erſte kann ohne den geringſten Verzug aus ſeinem Hauſe gehen, wenn es ihm gefällt, er kann das Vergnügen haben, einen bekannten auf der Gaſſe anzutreffen, und ſich mit demſelben auf dem Wege zu beſprechen; er kann eine Geſellſchaft wieder verlaſſen, und nach Hauſe gehen, wenn er es für gut findet. Der andre in Copenhagen dahingegen kann ohne Koſten, und ohne vorhergegangene Vorbereitungen nicht aus dem Hauſe kommen. Denn hier muß ein Miethwagen beſtellt werden, der nicht einmal zu allen Stunden zu haben iſt. Man muß einen förmlichen Miethcontract mit dem Kutſcher ſchlieſſen, welches oft nicht ohne Lärmen und Schelten abgehet, und der Beſuch muß nach der Bequemlichkeit des Kutſchers eingerichtet werden, der ſich oft nicht länger als bis zu einem gewiſſen Klockenſchlag vermiethen kann. Hiedurch wird man oft genöthiget, wenn man einmal das Unglück hat, in eine unangenehme Geſellſchaft zu gerathen, ſo lange zu bleiben, bis der Wagen, der einem unterweges verläßt, wieder zurück kommt. Zwar iſt einer, der ſelbſt Pferde und Wagen

hält,

hält, von dieſer Unbequemlichkeit befreyet, aber dagegen äußern ſich andre verdrießliche Umſtände, indem ein Kutſcher ein beſchwerliches Hausgeräth in einem Hauſe iſt. Stellen ſie nun, mein Herr, unter dieſen beyden Freunden eine Vergleichung an, und urtheilen ſie alsdenn, ob der erſte nicht ſo glücklich, als der andre zu beklagen iſt. Einen ſolchen verdrießlichen Zwang aber unterwerfen die meiſten ſich ſelbſt, und laſſen ſich durch den Strom mit hinreiſſen, um dasjenige, was ſie anſtändig nennen, zu beobachten, da doch nichts weniger anſtändig und thörichter iſt, als das Geld nicht nur auf unnütze, ſondern auch ſogar auf ſolche Dinge zu wenden, die dem Körper ſchädlich ſind, und einem manches unſchuldige Vergnügen rauben. Ich halte dafür, daß die Aufführung dererjenigen anſtändig iſt, welche eine Lebensart erwählen, die dieſer gerade entgegen ſtehet; die ſich der unnützen Ausgaben entſchlagen, um im Stande zu ſeyn, das Geld zu ihrer eignen und des Landes Ehre anzuwenden, die zu Fuß gehen und ſich bewegen, um einen geſunden Körper zu behalten, die zu Mittag ſo mäßig eſſen und trinken, daß ihnen die Abendmahlzeit auch annoch ſchmecket. Auf dieſe Art habe ich mein Leben bis hieher zugebracht, und ich weiß nicht, daß ich in irgend einer Sache ſollte die Maaße überſchritten haben als im Schnupftoback, worinn ich mich aber, da ich gemerkt, daß mir derſelbe geſchadet, auch bereits ſeit einigen Jahren gemäßiget. Ich bin ꝛc.

Der

Der ſechſte Brief.

Mein Herr,

Es ſcheinet, daß ihnen mein letzter Brief gefallen, und es gereicht mir zu einer noch gröſſern Ehre, daß derſelbe das Glück gehabt, auch den Beyfall ihrer beſten Freundin zu erhalten. Nur in dem einzigen Punct, daß man Pferde und Wagen abſchaffen und zu Fuße gehen ſollte, ſcheinet ſie mit mir nicht einerley Meynung zu ſeyn, indem man dadurch, wie ſie glaubt, die Menſchen, und inſonderheit das Frauenzimmer, einſperren würde, weil ſolche viel lieber in ihren vier Wänden bleiben, als durch die unreinen Gaſſen in Copenhagen herum laufen, und ſich von dem gemeinen Volke beſudeln und drängen laſſen würden. Aber ſie hat meine Meynung nur nicht recht begriffen. Ich habe nicht geſagt, daß man Pferde und Wagen abſchaffen ſolle. Ich habe bloß den Rath gegeben, daß man ſich derſelben nicht beſtändig und täglich, ſo wol zur Winters- als Sommerszeit, ſo wol bey guten als ſchlechten Wetter bedienen ſolle. Meine Meynung iſt bloß dahin gegangen, daß ſich niemand ſchämen müſſe zu Fuße bey gutem Wetter durch eine Gaſſe zu gehen, und wie man ſich eines Wagens, wenn es die Noth erfordert, wol bedienen kann, ſo muß man doch meiner

Staatl.Bibliothek Regensburg

ner Einſicht nach keine allgemeine Mode daraus machen, welche den Einwohnern einer Stadt beſchwerlich fällt. Ich geſtehe gerne, daß es unſern Standes-Perſonen, und inſonderheit dem Frauenzimmer, ſehr beſchwerlich fallen würde, einen Beſuch zu Fuß durch die Stadt abzulegen, inſonderheit, da ſie in vielen Jahren, ja faſt von Kindesbeinen an, nicht dazu angehalten worden, ihre Füße zu gebrauchen, und die Gaſſen dieſer Stadt ungemein unrein ſind. Ich will mich auch nicht auf das Beyſpiel andrer Städte berufen, deren Einwohnern von allerhand Stande dieſes nicht ſonderlich beſchwerlich fällt. Ich behaupte bloß, daß man das Fahren nicht zu einer beſtändigen und unumgänglich nöthigen Gewohnheit machen, ſondern ſeine Füße brauchen müſſe, wenn das Wetter und andere Umſtände es erlauben, um einigermaßen zu beweiſen, daß man Füße habe. Dagegen läßt ſich nichts einwenden. Denn unſre Gaſſen ſind nicht allemal unrein, und wenn man das ewige und unaufhörliche Fahren der Wagen verminderte, ſo würden ſolche noch weniger unrein ſeyn. Sie ſind auch nicht ſo gar eng, ſondern an den meiſten Orten ſo geräumig, daß unſer Frauenzimmer, ungeachtet ihre Bügelröcke einen ziemlichen Raum und einige Gradus Latitudinis erfordern, dennoch gemächlich hindurch kommen können; inſonderheit da unſere Gaſſen bey weiten nicht mit ſo vielem Volke als in verſchiedenen andern großen und volkreichen Städten angefüllet ſind, woſelbſt nichts deſtoweniger Perſonen von allerhand Stand und beyderley Geſchlechts oft zu Fuße gehen, und ſich dabey ſehr wohl ſo wol in Anſehung ihres Beu-

tels

tels als ihrer Geſundheit befinden. Ich wünſchte, daß ein vornehmes Frauenzimmer hierin einen Anfang machte, ſo würden unverzüglich viele es als eine Ehre anſehen, einem ſo vornehmen und reitzenden Exempel zu folgen. Kein Beyſpiel aber würde kräftiger ſeyn, als wenn ihre Freundin ſich dazu entſchlieſſen wollte, welche ſo wol ihres Verſtandes als ihrer anſtändigen und untadelhaften Lebensart wegen ſich längſt bey allen einen durchgängigen Ruhm erworben. Sie müſſen ſie nur ernſtlich überreden durch eine kurze Gaſſe zu gehen, damit eines theils die Gaſſenſteine ihren Füßen nicht mehr ſo empfindlich ſeyn, andern theils aber auch die Nachbaren gewohnt werden mögen, ſie auf der Gaſſe gehen zu ſehen. Nachher wird ſie ſchon eine längere Straſſe wählen, und endlich von einem Ende der Stadt bis zu dem andern ſich verfügen. Sie wird dadurch alle Ungläubige überzeugen, daß die Gaſſenſteine nicht ſo hart und beſchwerlich zu betreten ſind, als man insgemein vorgiebt, ſondern daß die Beſchwerlichkeit einzig und allein in den verzärtelten und züm Gehen nicht gewohnten Füſſen beſtehet. Mit der Zeit kann ſie ſich auch ganz ſicher über die Chriſtianshavener Brücke nach der Neuſtadt wagen, ohne daß ſie nöthig haben ihre Frau dieſerhalben aſſecuriren zu laſſen. Ich bin verſichert, daß ihr dieſe Reiſe ſo wohl bekommen und ſie ſich nach einem ſolchen Spatziergange ſo gut befinden wird, daß, wenn ſie erſtlich ſiehet, daß andre dieſem Exempel folgen und das Gehen zu Fuß gleichfalls für anſtändig halten, ſie endlich bey ihnen um Erlaubniß bitten wird, auſſerhalb der Stadt

vor dem Thore ſpatzieren zu gehen. Wenn der Punct wegen der Anſtändigkeit nur erſtlich berichtiget iſt, ſo wird es nachher bald zu einer Gewohnheit werden, deren Einführung in Wahrheit eine herrliche Sache, inſonderheit in Abſicht auf die Geſundheit ſeyn wird. Es iſt keine Stadt, ſo viel ich weiß, wo die Bewegung des Leibes nöthiger iſt, und wo man ſich dennoch weniger beweget als in Copenhagen. Eine jede Matrone würde bey der Einführung dieſer Gewohnheit bey dem erſten Blutlaſſen eine Veränderung in ihrem Blute wahrnehmen, und eine jede Jungfer würde bekennen, daß ihre Schnürbruſt ſie bey weiten nicht mehr ſo ſtark drücke, als vorher. Ich will hier die andern guten Wirkungen, welche daraus entſtehen würden, nicht wiederholen, da ich derſelben bereits in meinem vorigen Schreiben Erwehnung gethan habe. Das einzige Unglück, welches daraus erwachſen könnte, würde darin beſtehen, daß die Nahrung der Rade- und Wagenmacher, der Schmiede und der Aerzte dadurch einigermaßen leiden würde. Die Facultäten der Schuſter und Peruquenmacher aber würden im Gegentheil dadurch noch mehr in Flor kommen. Viele Kutſcher würden Handwerksleute, und viele Wagenpferde Reuterpferde werden, und das unaufhörliche Lärmen, welches Tag und Nacht durch das ewige Fahren verurſachet wird, würde aufhören. Ich bin ſehr begierig zu erfahren, was ihre Frau, mein Herr, über dieſen Vorſchag für ein Urtheil fällen wird. Ich bin ꝛc.

Der ſiebende Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir, daß ſie in den beyden Monaten, welche ſie letzthin hier in der Stadt zugebracht, ſtets unſern Däniſchen Schauſpielen beygewohnet. Sie ſind aber nicht damit zufrieden, daß ein Schauſpiel ſo oft wiederholet wird, und meynen, man müſſe junge Gelehrte aufmuntern, entweder die neueſten Franzöſiſchen und Engliſchen Comödien zu überſetzen, oder auch neue Stücke auszuarbeiten. Was die Ueberſetzung neuer Stücke betrift, ſo iſt dieſes bereits oft verſucht worden; es haben aber ſolche Ueberſetzungen auf unſerm Schauplatz keinen Beyfall finden wollen, ſo daß es ſcheint, daß die Kunſt mit Moliere zu Grabe gegangen. Man könnte zwar einwenden, daß der ſchlechte Geſchmack unſerer Zuſchauer mehr ſchuld daran geweſen, daß ſolche Stücke hier nicht den gewünſchten Beyfall gefunden, als die Stücke ſelbſt, inſonderheit da es bekannt iſt, daß viele von den neuen Schauſpielen, inſonderheit von dem *de Touches* mit großem Beyfall auf dem Franzöſiſchen Schauplatz vorgeſtellet worden. Ich erkühne mich aber ohne Eitelkeit zu behaupten, daß unſre hieſigen Zuſchauer, und inſonderheit diejenigen vom Mittelſtande, weit geſchicktere Richter in dieſem Stücke ſind, als die Einwohner in Paris.

 Man

Man kann ſolches daraus abnehmen. Der hieſige Bürger, der niemals nach dem Verfaſſer desjenigen Stückes fragt, welches vorgeſtellet wird, hat jederzeit einen Geſchmack an den Schauſpielen des Moliere gefunden, und dagegen die neu überſetzten Stücke verachtet. Da nun alle Nationen die Schauſpiele des Moliere für Meiſterſtücke gehalten, und unſre hieſigen Zuſchauer nur an ſehr wenigen Schauſpielen einen Gefallen haben, die nach den Zeiten des Moliere verfertiget worden, ſo muß man nothwendig ein vortheilhaftes Urtheil über ihren Geſchmack fällen, und dafür halten, daß der Ruhm, den die Franzoſen ihren neuern Stücken beylegen, aus einem ſonderbaren und unbegreiflichen Gefallen an ſolchen Schauſpielen herrühret, den ſehr viele Fremde, ja einige Franzoſen ſelbſt, getadelt haben. Wie aber niemand beſſer von dem erfriſchenden Geruch einer Roſe urtheilen kann, als deſſen Naſe nicht durch den beſtändigen Gebrauch des Schnupftobacks verſtopft worden, und niemand einen Geſchmack an dem lieblichſten Wein finden kann, der ſich an den Coffee gewöhnet, und ſich einbildet, daß das Waſſer, welches auf gebrannte Bohnen gegoſſen, und mit denſelben aufgekocht wird, weit beſſer ſchmecket; ſo ſind auch diejenigen die geſchickteſten Richter, wenn von ſinnreichen Schriften und Schauſpielen die Rede iſt, die annoch ihren natürlichen Geſchmack beſitzen, und ſich von andern nicht überreden laſſen, darauf Verzicht zu thun. Doch gründe ich mein Urtheil nicht allein darauf. Denn ich ſetze alle Vorurtheile an die Seite, und leſe die meiſten neuen Schauſpiele. Ich kann aber nicht anders

als

als mit vieler Noth darin fortkommen, und richte nichts anders dadurch aus, als daß ich des Plautus und Moliere Schauſpiele immer noch höher als vorher ſchätze. Einige von meinen Freunden, die ſich ſo ſehr an den pariſiſchen Geſchmack gewöhnet, daß ſie darüber ihren eigenen eingebüßet, haben mich faſt gezwungen, einige neue, inſonderheit des *de Touches* Schauſpiele zu leſen, welche ſie für Meiſterſtücke halten. Ich aber finde, daß ſie dieſen Namen bey weiten nicht verdienen, ja daß ſie nicht einmal Schauſpiele genannt zu werden verdienen. Ich finde die Theile nicht darin, aus denen eine Comödie beſtehen muß; ich finde daß der Haupt-Character ſelten darin vollkommen ausgeführet worden. Ich finde bloß einige nicht zuſammenhangende Scenen, die nicht zum Hauptzweck und zur Entwickelung des Stückes abzielen. Ich finde einige trockne Unterredungen, welche nicht vermögend ſind, einen Zuſchauer in Bewegung zu ſetzen. Machen ſie nur einen Verſuch, mein Herr, und laſſen ſie das Prächtigſte von den Schauſpielen des *de Touches* ins Däniſche, und zwar ungebunden überſetzen, ſo werden ſie finden, daß ich die Wahrheit geſagt, und daß ſie zu nichts anders dienen, als die Zuſchauer im Schlaf zu bringen. Die Comödien des Moliere, ungeachtet ſie ebenmäßig durch eine ſolche Ueberſetzung etwas verlieren, ſo bleiben ſie doch allemal überaus angenehme Schauſpiele. Dieſes ſind meine Gedanken, welche ich von den Ueberſetzungen der neuern Schauſpiele hege. Was aber den andern Vorſchlag betrift, daß einige von unſern geſchickten Dichtern ſelbſt neue Schauſpiele ausarbeiten ſollten, ſo

rathe ich niemanden ſich daran zu wagen, da die Erfahrung lehret, daß unzählige Schriftſteller, wie wol mit ſchlechtem Glücke, daran gearbeitet haben. Man kann mit Wahrheit ſagen, daß ſeit Plauti Zeiten bis auf Moliere, welches eine Zeit von 2000 Jahren ausmacht, kein rechtes Schauſpiel, welches bekannt geworden, ans Licht getreten. Denn was die Schauſpiele des Terenz betrift, ſo bin ich mit denen nicht einerley Meynung, welche ein ſo großes Weſen davon machen, daß ſie ſolche ſo gar den Schauſpielen des Plauti vorziehen, indem der Geiſt und die Munterkeit welche in einem Schauſpiele herrſchen muß, und den Schauplatz lebendig macht, in den Schauſpielen des Terenz nicht anzutreffen iſt. Zwar muß man geſtehen, daß die Schreibart zierlich, und die Charactere wohl ausgedruckt ſind. Dieſes aber kann von andern nachgeahmet werden, und es wird dazu nichts anders als Arbeit und einige Beurtheilungskraft erfordert. Aber ſolche Schauſpiele verfertigen, die den Schauſpielen des Plautus gleich kommen, dazu werden ganz beſondere Naturgaben erfordert, die man bey ſehr wenigen Menſchen antrift. Sie werden es vielleicht als eine Verwegenheit anſehen, daß ich mich erkühne von dem Urtheil ſo vieler gelehrten und vernünftigen Männer in dieſem Stücke abzuweichen. Sind aber denn alle gelehrte und ſcharfſinnige Männer auch zugleich zuverläßige Richter, wenn es auf die Regelmäßigkeit und Einrichtung der Schauſpiele ankommt? Niemand kann und wird es mir verargen, wenn ich das Urtheil des Moliere in dieſem Stücke dem Bedenken der ganzen Univerſität zu Paris vorziehe. Man

findet

findet, daß dieſer große Comödienſchreiber ſich bey aller Gelegenheit beſtrebet, hauptſächlich dem Plautus nachzuahmen, ohne ſich an die Urtheile zu kehren, diedarüber von den Gelehrten gefället worden. Man bemerket, daß von allen alten Stücken, die er ſich vorgenommen zu überſetzen und auszubeſſern, er keine aus dem Terenz, ſondern alle aus dem Plautus genommen. Und in Wahrheit, Plauti Amphitruo, Aulularia und Menechmi ſind annoch die ſchönſten Stücke, welche wir haben. Niemand iſt im Stande von einem Schauſpiel zu urtheilen, als der den Schauplatz, und alles was dazu gehöret, genau kennet, und aus der Erfahrung bemerket, was eine Comödie auf dem Schauplatze für eine Wirkung hat. Und daher iſt auf deren Urtheil nicht viel zu achten, welche zu Hauſe ſitzen und über Schauſpiele urtheiler, ohne daß ſie jemals eine Comödie aufführen geſehen. Dieſe können über nichts anders urtheilen, als über die Schreibart, über die darin enthaltene Sittenlehre, und über die Regelmäßigkeit eines Stückes, da doch die Erfahrung bereits ſo oft gezeiget, daß eine Comödie, die nach allen akademiſchen Regeln eingerichtet worden, doch den Namen einer Comödie nicht verdienet. Denn manches Schauſpiel, welches, wenn man es lieſet, ſehr ſchlecht und von keiner Bedeutung zu ſeyn ſcheinet, hat oft die vortrefflichſte Wirkung, wenn es aufgeführet wird. Die Güte eines Schauſpiels gründet ſich demnach nicht auf die gelehrten Urtheile der Zeitungsſchreiber, ſondern auf den Beyfall der Zuſchauer; wenn ich aber Zuſchauer nenne, ſo verſtehe ich allein ſolche dadurch, welche einen natürlichen und noch nicht verderbten Geſchmack

 haben.

haben. Der Beyfall von ſolchen Zuſchauern hat auch mir ſelbſt einige gute Gedanken von meinen eigenen Schauſpielen gemacht, da ich bemerket, daß ſolche ſich auf unſern Schauplätzen bey den Comödien des Moliere erhalten, da die meiſten andern, welche man überſetzet, wegen des mangelnden Beyfalles der Zuſchauer nicht weiter aufgeführt worden. Ob aber der gute natürliche Geſchmack, den unſre Zuſchauer bisher gehabt haben, lange dauren werde, davon kann ich die Bürgſchaft nicht übernehmen. Denn es ſcheint, daß gewiſſe Leute ſich recht Mühe geben, denſelben zu verderben, indem ſie ſolche Schauſpiele anpreiſen, die mehr die Augen als das Ohr vergnügen. Daß einige von unſern vornehmen Frauenzimmer keinen Geſchmack an unſern inländiſchen Stücken finden, ſolches iſt hauptſächlich der Erziehung und den Begriff zuzuſchreiben, welche ihnen von den Franzöſinnen beygebracht worden. Denn dieſe halten ihre Untergebene von Kindesbeinen an franzöſiſche Bücher zu leſen, und die Kinder hören und ſehen nichts anders als pariſche Noten und Moden. Iſt es denn Wunder, daß ſie keinen Geſchmack an einem Schauſpiel finden, wo nicht ein franzöſiſcher verbrämter Marquis auf dem Schauplatze erſcheinet. Denenjenigen aber, welche mitlern Standes ſind, und deren Geſchmack noch nicht verderbet worden, gefallen ſolche Stücke am beſten, welche die thörichten Sitten und Gewohnheiten des Vaterlandes auf eine lächerliche Art vorſtellen, und dieſer Geſchmack iſt meiner Meynung nach weit beſſer und natürlicher. Ich bin ꝛc.

* * *

Der achte Brief.

Mein Herr,

Es gefällt ihnen zwar, wie ich aus ihren letztern Schreiben bemerke, daß ich bey allen Religionsſtreitigkeiten die Gedult und Mäßigung anrathe. Es ſcheinen ihnen aber doch zu gleicher Zeit die Urtheile zu hart, welche ich über die Lehre der römiſchen Kirche gefället habe. Ich darf aber weiter nichts zu meiner Vertheidigung anführen, als daß ich mich, ſo hart ich auch gegen die Lehre geſchrieben, eben ſo beſcheiden und gelinde, in Abſicht auf die Bekenner derſelben, bewieſen. Verſchiedene von meinen Schriften, und inſonderheit meine Kirchenhiſtorie kann davon ein Zeugniß ablegen. Man wird finden, daß ich mich niemals des Wortes Papiſt bedienet, ſondern allein den Ausdruck, Römiſchcatholiſche, gebrauchet. Man wird finden, daß ich, wenn ich die Laſter der Päbſte erzählet, ihre Tugenden niemals vergeſſen, und daß ich viele Untugenden nicht ſo wol dem Verderben der Perſonen als der Zeiten zugeſchrieben. Sie dürfen nur das Leben Gregorius des ſiebenden, Johannes des drey und zwanzigſten, und Sixtus des fünften, wie auch die Hiſtorie des nordiſchen Apoſtels, des Bonifacius, leſen, um hievon

überzeugt zu werden. Es iſt alſo bloß die Religion und die gewaltſamen Principia, welche darin behauptet werden, wogegen ich mit einen ſolchen Eifer geſchrieben. Ich habe gezeigt, daß viele römiſche Päbſte und Prälaten mit großen Tugenden geziert geweſen, ich habe aber auch zu gleicher Zeit hinzugefügt, daß die Religion und die Verfaſſung des geiſtlichen Regiments ihnen nicht zugelaſſen, ſolche auszuüben, und daß es einzig und allein dieſerhalben nicht möglich geweſen, zugleich ein gottſeliger und gerechter Mann und ein tüchtiger Pabſt und Biſchof zu ſeyn. Man wird mir alſo mit Grund nicht den Vorwurf machen können, daß ich in dieſem Stücke von meiner gewöhnlichen Toleranz und Mäßigung abgewichen. Ich habe auch nicht eigentlich wider die Irthümer der römiſchen Kirche, ſondern nur wider die Verfolgungen ſo heftig geſchrieben, welche dieſe Kirche an denen ausübt, die ihren Lehrſätzen nicht beypflichten, und die durch öffentliche Geſetze beſtätiget und für billig erkläret worden. Und ſolchergeſtalt kann mein Eifer vielmehr zum Beweis meiner Mäßigung und meines Mitleidens mit den Irrenden dienen. Geſetzt aber, ich hätte in dieſem Stücke mich nach dem Beyſpiel andrer proteſtantiſchen Schriftſteller gerichtet, ſo daß ich keine einzige Tugend bey den römiſchen Päbſten, Biſchöfen und Prälaten finden können, ſondern ſie insgeſamt mit den heslichſten Farben abgemahlet; mit welchem Rechte können doch wol die Römiſchcatholiſchen mir dieſes vorrücken, da ſie ſelbſt die Stifter und Urheber der Reformation als Ungeheuer und als die gottloſeſten Menſchen beſchreiben, die der Erdboden

den jemals getragen hat? Wenn ſie ohne alle Barmherzigkeit unſre beſten und größten Lehrer verdammen, mit welchem Fug und Recht kann ſich denn der Pabſt beſchweren, wenn ein proteſtantiſcher Skribent aus einem gleichen Eifer gewiſſe Beſchreibungen auf denſelben deutet, die aus der Offenbarung Johannis entlehnet werden, da der Pabſt beſtändig fortfähret, ſich in öffentlichen Manifeſten für den bitterſten Feind der Proteſtanten zu erklären, und dieſelben an einem jeden Grünendonnerſtag verfluchet, welches eben ſo viel heißt, als wenn er dem Teufel eine Anweiſung auf ihre Seelen giebet? Es iſt zwar nicht zu läugnen, daß man chriſtlicher und philoſophiſcher handeln würde, wenn man dieſes alles mit Kaltſinnigkeit und Verachtung anſähe, inſonderheit, da man verſichert iſt, daß der Teufel dieſe Grünendonnerſtags Anweiſungen ſich nicht zu Nutze macht, oder vielmehr, daß GOtt dem Satan nicht zuläßt, ſich ſolcher zu bedienen. Wenn aber ein Proteſtant aus Eifer das Wiedervergeltungsrecht ausübet, oder eine reformirte Gemeine den Entſchluß faßte, den Pabſt wieder am Stillenfreytag oder an einem andern heiligen Tage in den Bann zu thun, könnte man wol ſagen, daß demſelben hiedurch unrecht geſchähe? Nichts iſt natürlicher, als daß derjenige, welcher Schläge austheilet, wiederum von dem andern Schläge erwartet, und wenn er von ſeinem Widerſacher mehrere, als er ausgetheilet, und alſo das Capital mit den Zinſen zurück empfängt, ſo hat er keine Urſache zu klagen. Alles, was mit einigem Schein Rechtens hierwider eingewandt werden kann, beſteht darin, daß die Religions-

ver-

verfolgungen in dieſem Jahrhundert ſehr abgenommen haben. Dieſes aber geſchiehet weder aus einem chriſtlichen Mitleiden, noch aus einer Reue über die ehedem verübte Gewalt, ſondern weil man die Macht der Proteſtanten fürchtet, die gegenwärtig den Römiſchcatholiſchen die Stange halten können, ſo daß es ihnen nicht ſo wol am Willen als am Vermögen fehlet. Die Spaniſchen, Portugieſiſchen und Italieniſchen Inquiſitionsgerichte dauren noch, und die Religionsſätze ſind noch eben dieſelben, wie ſie von je her geweſen ſind; ſie werden auch niemals verändert werden, ſo lange die ſeltſame Lehre von der Unfehlbarkeit der Kirche dauret. Ich ſage mit Bedacht, die ſeltſame Lehre, weil, meinem Bedünken nach, nichts die menſchliche Thorheit mehr zu Tage legt, und kein Lehrſatz eine größere Verwirrung in der Welt angerichtet hat, als dieſer. Denn daraus fließt, daß die Irthümer und andre ganz wunderbare und der Vernunſt widerſtreitende Meynungen nicht allein ſtets unverändert bleiben, ſondern auch ſo gar vertheidiget werden müſſen. Daraus folgt, daß, wenn ein alter Canon- oder ein Kirchengeſetz einmal feſtgeſetzt, daß die Sonne eine kupferne feurige Scheibe, daß der Mond ein holländiſcher Käſe, daß die Erde ſo flach wie ein Kuchen, und daß Fleiſch Brodt ſey, u. ſ. f. man verpflichtet iſt, dem menſchlichen Geſchlechte zum Hohne dergleichen Lehrſätze zu vertheidigen. Ja, es folgt endlich daraus, daß, wenn auch der Pabſt mit ſeinem ganzen Conſiſtorio im Herzen eine Veränderung in dieſem oder jenem Stücke wünſchten, ſie ſich dennoch ſolches nicht merken laſſen dürfen.

dürfen. Denn die Römiſche Kirche iſt einem ſchwachen Körper ähnlich, dem durch dienliche Arzeneyen geholfen werden könnte, den man aber nicht anrühren darf; oder einem Hauſe, welches von einer ganz ſeltſamen Bauart iſt, die man verändert zu ſehen wünſchet, aber dennoch immer unverändert laſſen muß, weil der Baumeiſter auf alle diejenigen einen Fluch gelegt, die ſich nur im geringſten merken laſſen, daß eine Verbeſſerung nöthig ſey. Ich bin ꝛc.

Der neunte Brief.

Mein Herr,

Sie reden von nichts anders als von Reformationen, und werden auf mich ungehalten, weil ich ſie in ihrem patriotiſchen Eifer nicht ſtärken will. Sie bedenken aber nicht, daß das Reformiren eine ſchwere Arbeit iſt. Meinem Bedünken nach iſt kein Unternehmen kühner, als dieſes. Wenn jemand dieſen Trieb verräth, ſo iſt es eben ſo viel, als wenn er ſagt: Sehet ihr Menſchen, hier habe ich etwas entdecket, welches vor meiner Zeit niemand vorzutragen ſich erkühnet. Kein Vertrauen auf ſich ſelbſt kann größer und ſeltſamer ſeyn, und daher vergleiche ich eine mit Reformatoribus angefüllte Stadt mit einem ſchwachen Körper, der mit ungeſunden Säften angefüllet iſt. Wenn einen vernünftigen Menſchen der Reformationsgeiſt überfällt, ſo denkt er gleich, wie iſt es doch möglich, daß, da die Welt bereits ſo lange geſtanden, niemand vor mir auf dieſen Vorſchlag, den ich zu thun gedenke, ſollte gerathen ſeyn. Ein ſolcher Gedanke mäßiget ſogleich ſeinen Eifer, und bringt ihn endlich völlig zur Ruhe, und ſo vielen Schein auch im Anfange ſein neuer Vorſchlag gehabt, ſo wird ſolcher dennoch durch eine ſolche Ueberlegung ſogleich unterbrochen. Unbedachtſamen Leu-

ten

ten aber fällt dieſes niemals ein, und wenn ihnen auch dergleichen vernünftige Gedanken in den Sinn kommen, ſo laſſen ſie ſich doch dadurch keinesweges abſchrecken. Ich darf frey ſagen, thörichte und unbedachtſame Leute. Denn die ungeſchickteſten und untüchtigſten Einwohner in einer Stadt, ſind, wie die Erfahrung zeigt, an neuen Reformationsprojecten allemal die fruchtbarſten. Niemand ſucht mit einem größern Eifer die Staatsfehler zu heben, als der es ſelbſt am meiſten bedarf von ſeiner Thorheit geheilt zu werden; ſo wie keiner geſchickter iſt zu reformiren, als derjenige, welcher an ſeiner Fähigkeit bey dieſem Vorhaben zweifelt. Denn ſeine Furcht dienet zu einem deutlichen Beweiſe, daß er die Sache einſiehet, und mit der gehörigen Tüchtigkeit verſehen iſt, welche dazu erfordert wird. Ich verwerfe dennoch alle und jede neue Vorſchläge nicht, und dieſes muß man auch nicht thun, indem unter hundert doch einer annehmlich und nützlich ſeyn kann. Indeſſen verurſacht doch der Begrif, den ich aus der Erfahrung von den Eigenſchaften ſo vieler Projectmacher gefaßt habe, daß ich insgemein mit dem Doctor in der Comödie zu denen die damit ſchwanger gehen ſage: Nehmt Pillen ein. Und wenn ich in ein Coffeehaus komme, wo ich ſo viele Reformatores als Tiſche und Stühle antreffe, ſo ſehe ich daſſelbe als ein mit vielen Kranken angefülltes Hoſpital oder als ein Tollhaus an. Indeſſen muß man, wie ich ſchon geſagt habe, nicht einen jeden neuen Vorſchlag ſchlechterdings verwerfen. Denn dieſes würde eben ſo viel ſeyn, als wenn man ſagen wolte, daß alles in einem Lande ſo vollkommen eingerichtet wäre, daß nicht die geringſte Verbeſſe-

rung

rung ſtatt finden könnte. Wenn jemand reformiren will, ſo kann man ihn einigermaßen anhören, wenn ſeine Vorſchläge auf die Veränderung und Abſchaffung gewiſſer Gewohnheiten und Stiftungen gehen, die ſchädlich zu ſeyn ſcheinen, und an andern Orten nicht eingeführet ſind, weil eine Anordnung oder Gewohnheit ſchon allein dadurch ſehr verdächtig wird, daß andre Nationen ſolche nicht haben annehmen wollen. Ich habe in dieſer Abſicht mich erkühnet, in meinen Schriften einen gedoppelten Vorſchlag zu thun, und beſorge nicht, daß man mich deswegen mit dem Character des politiſchen Kannegieſſers belegen wird. Der eine Vorſchlag betrift die Urtheile, welche in Eheſachen gefället werden, wodurch eine leichtfertige Magd, die ſich ſchwängern laſſen, und von einem jungen Menſchen, der in der Hitze, worin er iſt, mehr zuſagt als er zu halten gedenket, eine flüchtige Zuſage der Ehe halber erpreſſet, berechtiget wird, auf die Vollziehung der Ehe mit demſelben zu dringen. Dieſes iſt den Geſetzen aller andern Völker entgegen, und ſcheint auch einer vor kurzer Zeit ans Licht getretenen Verordnung entgegen zu ſeyn, wesfalls ich auch niemals ein ſolches Urtheil unterſchrieben habe. Der zweyte Vorſchlag, deſſen ich auch in meinen Schriften Erwehnung gethan, betrift die ſogenannten Commißionen, wodurch es den ſtreitenden Partheyen freygegeben wird, ſich ſelbſt Richter zu erwählen. Eine ſolche Art der Gerichtsbarkeit wird an andern Orten eben ſo wenig angetroffen. Ich füge hier annoch das dritte hinzu, daß es mir ſeltſam ſcheinet, daß die Lehrer ihre Schüler öffentlich prüfen, wodurch dieſelben in ihrer eigenen Sache Richter werden. Dieſes

iſt

iſt auch an andern Orten nicht gebräuchlich. Zwar prüfen die Rectores in den Schulen auch ihre eignen Schüler, und verſehen ſolche mit Zeugniſſen. Allein dieſe Zeugniſſe ſind dem Urtheile der höhern Schulen unterworfen. Sie wundern ſich vielleicht, mein Herr, daß ich noch nicht aufhöre von dieſer Sache zu reden. Und ich geſtehe es, ich habe vielleicht ſchon zu viel davon geſagt. Ich bin ꝛc.

* * * * * * * * * * * * * * *

Der zehnte Brief.

An ein Mitglied der Staatsgeſellſchaft auf dem Lande.

Mein Herr,

Ich habe neulich die Atlantik des Rudbecks geleſen, und die Fähigkeit dieſes Mannes bewundert, verborgene und vorher ganz unbekannte Dinge zu erfinden und ans Licht zu bringen, wodurch er unſerm Norden ein großes Anſehen zuwege gebracht, und demſelben die Ehre wiedergegeben, welche die griechiſchen und römiſchen Schriftſteller unſerm Vaterlande entweder aus Bosheit oder Unwiſſenheit geraubt haben. Er hat durch unwiderſprechliche Beweiſe dargethan, daß viele Begebenheiten, welche, wie uns die alten Schriftſteller bereden wollen, im Orient, in Aſien und Griechenland geſchehen, wirklich in Norden vorgegangen. Man kann aber noch ein mehreres von dem Nutzen hinzufügen, den ſeine Schriften geſtiftet haben. Die alten griechiſchen und römiſchen Schriftſteller verlieren durch ſeine gemachten Entdeckungen ihren Werth und ihren Nutzen, wenn man allein die Sprache ausnimt. Denn die Geſchichte, welche ſie erzählen, iſt falſch, die Städte ſind erdichtet und die Namen verdrehet. Ich will dem Homer noch etwas zu gu-

te halten, weil er ein Dichter war, und die Poeten ſich ohnedem für nichts weiter als für Lügner ausgeben. Aber einem Herodotus, einem Diodorus und andern, welche den Namen als wahrhafte und glaubwürdige Geſchichtſchreiber behaupten wollen, kann man dieſes nimmermehr verzeihen. Man kann nicht ohne Bewegung leſen, mit welcher unglaublichen Dreiſtigkeit ſie gewiſſe Begebenheiten ihrem Vaterlande zueignen, die in unſerm Norden geſchehen ſind. Der Schweis bricht mir aus, wenn ich ſehen muß, wie ſie die Namen der nordiſchen Städte und Perſonen verdrehet, und ſolche in aſiatiſche, römiſche und griechiſche Benennungen eingekleidet haben. Ich habe in der Hiſtorie von Peter Paars dargethan, daß der Gott der Winde, den Virgilius und andre Aeolus nennet, nichts anders iſt, als das verkehrte Wort Olaus, der ein alter nordiſcher Seekönig geweſen, der über den Diſtrict in Norwegen, Wigen genannt, geherrſchet, und deſſen Reſidenz die Klippe geweſen, die annoch die Paternoſterklippe genannt wird. Virgilius hat in dieſem Stücke die unerhörte Verwegenheit gehabt, das Wort Olaus in Aeolus zu verwandeln, und aus den erſten Buchſtaben P. und N. in Pater Noſter Patriam Nimborum zu machen, wovon er ſagt, daß es in Griechenland belegen ſey. Wenn man die alten Hiſtorien mit bedacht lieſet, ſo entdeckt man allenthalben ſolche Betrügereyen, und gleich der erſte Anblick zeigt, daß unzählige Namen fremder Perſonen und Städte unſerm Norden entwandt worden, und daß man ſolche dadurch unkenntlich machen wollen, daß man entweder eine Sylbe hinzugeſetzt, oder

auch eine davon weggenommen. Aus Troels iſt Troilus gemacht, und derſelbe zu einem phrygiſchen Prinzen erhoben worden. Dania iſt in Dardania verkehret, da es doch unwiderſprechlich iſt, daß das Wort Dania ſich eines weit höhern Alters rühmen kann, indem glaubwürdige Skribenten dargethan haben, daß der Patriarch Dan ſich gleich nach der Sündfluth in dieſem Reiche niedergelaſſen, welches nach ſeinem Namen Dannemark, d. i. Feld des Dans genannt worden; ſo wie Jütland ſeinen Namen dem andern Patriarchen Juda ſchuldig iſt, und Gotland von Gad, Rypen oder Riben von Ruben, Aſſens von Aſſer, Seeland von Zabulon, Lemvig von Levi, gleichſam der Meerbuſen des Levi und ſo ferner genannt worden. Dieſes alles bedarf keinen fernern Beweis. Denn die Namen allein verrathen es ſchon, da die Verfaſſer der alten Hiſtorie dieſelben nicht ſo unkennbar haben machen können, daß man nicht bey dem erſte Anblick ſogleich ſehen ſollte, daß es alte nordiſche Wörter ſind. Bey gewiſſen andern Namen ſiehet man dieſes noch deutlicher, indem bemeldete Skribenten ſolche ganz unverändert gelaſſen, aber doch entweder aus Unwiſſenheit oder aus Bosheit ſolche zu Namen ihres Landes machen wollen. Es iſt z. E. unwiderſprechlich, daß der große Kayſer Trajanus in der Stadt Ripa oder Ripen in Dännemark gebohren worden. Dieſen vortreflichen Kayſer aber haben uns dennoch die römiſchen Skribenten aus Mißgunſt nicht gönnen wollen, und daher Dacia Ripenſis zu einem weit von hier entlegenen Lande gemacht. Wir ſind auch ſelbſt ſo blind geweſen, dieſes zu glauben, bis ein

ehrlicher

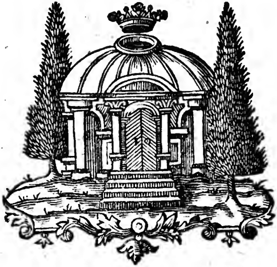
ehrlicher niederſächſiſcher Schriftſteller uns die Augen geöfnet, und dieſen Worten erſtlich die rechte Erklärung gegeben, da er ſolche folgendergeſtalt überſetzt: Natus eſt Trajanus in Dacia Ripenſi: He is to Ripen in Dannemarc geboren. Ich habe eben erwehnt, daß einige Namen ſo wenig verändert worden, daß man ſolche bey dem erſten Anblick unverzüglich erkennen kann. Andern aber hat man eine veränderte Geſtalt gegeben; doch hat man ſolche nicht ſo ſehr verſtellet, daß man ihren Urſprung nicht durch Hülfe etymologiſcher und anagrammatiſcher Regeln erkennen ſollte. Es iſt zu beklagen, daß das etymologiſche und anagrammatiſche, ſo wie das cabbaliſtiſche Studium nicht hier im Lande, wie es billig ſeyn ſollte, mit mehrerm Eifer getrieben wird. Hätte man ſich mehr darauf gelegt, ſo würde die erſtaunliche Unwiſſenheit in unſrer eignen Hiſtorie bereits längſtens verſchwunden ſeyn, und wir würden uns die Ehre längſtens ſchon wieder zugeeignet haben, welche von den römiſchen und griechiſchen Skribenten unſerm Vaterlande geraubt worden. In dieſer Abſicht und aus einem wahren patriotiſchen Eifer habe ich mich auf dieſe Wiſſenſchaften ſeit einiger Zeit zu legen angefangen, und ich kann mit Wahrheit ſagen, daß ich von dieſer Bemühung reiche Früchte eingeerndtet. Denn bloß durch dieſes Mittel habe ich entdecket, daß die meiſten merkwürdigen Dinge, welche man in den römiſchen und griechiſchen Hiſtorien aufgezeichnet findet, hier in Norden geſchehen, und wie ich bereits oft erwehnet, die Namen der Städte und Perſonen nichts anders als verdrehete däniſche, ſchwediſche und norwegiſche

Wörter ſind. Ich will indeſſen mit meinen Anmerkungen nicht bis vor der Sündfluth hinauf gehen. Denn in dieſem Stücke geht, meinem Bedünken nach, der ſchwediſche Schriftſteller ein wenig zu weit, daß er Adam zum erſten Erzbiſchof in Upſal macht. Ich will aus Beſcheidenheit bloß derjenigen Geſchichte Meldung thun, die nach der Sündfluth vorgegangen, wo ich finde, daß unſer Norden der Schauplatz der merkwürdigſten Begebenheiten iſt, die in der Welt geſchehen ſind. Ich habe entdecket, und kann unwiderſprechlich darthun, daß der trojaniſche Krieg in unſerm Norden geführet worden, und daß Troja eben dieſelbe Stadt iſt, die wir nun Trandia oder Drontheim nennen. Denn alle griechiſche und Trojaniſche Namen ſind nichts anders als verdrehete nordiſche Wörter. Z. E. Troilus iſt ſo viel als Troels oder Truels, Paris, Peter Jverſen, Hector, Hinrich Torſen, Palamedes, Palle Michelſen, Agamemnon, Aage Magenſen, Olyſſes, Ole Lykke, Achilles, Acho Helleſen, Ajax Anders Jacobſen, Helene, Ellen, u. ſ. w. Nachdem ich ſolchergeſtalt in meinem Vorhaben durch die Uebereinſtimmung der Namen beſtärket worden, ſo hat mich dieſes aufgemuntert, die Hiſtorie von dem trojaniſchen Krieg ſelbſt aufzuſuchen, und ich habe ſolche ganz deutlich in einer alten isländiſchen Handſchrift folgendergeſtalt aufgezeichnet gefunden. Die Tochter eines Königs in Hedemarken, Namens Ellen, ward von einem Grafen aus Drontheim, Namens Peter Jverſen, entführet. Dieſes brachte alle kleine Könige in Süderfiels ſo ſehr auf, daß ſie ſich mit einander wider den Vater gedachten Peter

ter Iverſen verbunden, der damals in Drontheim regierte, und Prebend Amundſen genannt ward, welchen Namen die Griechen nachher in Priamus verwandelt. Nach einer zweyjährigen Belagerung, die lügenhaften Griechen ſagen zehn Jahr, ward die Stadt Trandia oder Troja endlich eingenommen, und verheeret, und lag eine ganze Zeit nachher wüſte und unbebauet, indem die folgenden Könige ſich bloß mit einem Schloße, Namens Laden, begnügten, bis ſie endlich für gut funden, auf den Grund des alten Troja eine neue Stadt anzulegen, welcher ſie den Namen Nidraas gaben. Unter allen Helden, welche dieſem Kriege beygewohnet, finde ich nur einen däniſchen Herrn, nämlich den alten Neſtor, von dem man ſagt, daß er die Stadt Neſtved, in Seeland, erbauet. Ich habe den Entſchluß gefaßt, den ganzen Krieg von Anfang bis zu Ende zu beſchreiben, wie derſelbe in Norwegen geführet worden, und dieſe Beſchreibung dem Collegio Politico auf dem Lande zur weitern Beurtheilung und Einſicht unverzüglich vorzulegen. Zuletzt werde ich eine kleine Abhandlung von dem Hercules hinzufügen, und beweiſen, daß derſelbe der däniſche Rieſe Sterkodder geweſen, indem die Thaten dieſer beyden Helden ſo genau mit einander überein kommen, daß ſolche nothwendig nur einer, und eben derſelben Perſon, beygeleget werden können. Ich will nur, um dieſes darzuthun, eine einzige Begebenheit anführen. Es iſt bekannt, daß Sterkodder einmal drey deutſche Rieſen überwunden, und ſich derſelben an ſtatt eines Nachtſtuhls bedienet. Aus dieſer Hiſtorie haben die griechiſchen Skribenten die Fa-

bel von dem Kampf des Hercules mit Geryon gemacht, von dem ſie ſagen, daß er einen dreygedoppelten Leib gehabt. Die andern Begebenheiten ſtimmen eben ſo gut mit einander überein, und wie man von dem griechiſchen Hercules ſagt, daß er jemanden befohlen ihn zu tödten, ſo befohl auch der däniſche Hercules einem ſeiner Freunde ihn umzubringen. Man könnte zwar einwenden, wie es möglich geweſen, daß die älteſten griechiſchen Skribenten die nordiſchen Begebenheiten erfahren können, und wie ſie auf den Einfall gerathen mögen, fremde Begebenheiten zu Geſchichten ihres Vaterlandes zu machen. Man kann aber darauf erwiedern, daß, weil die nordiſchen Länder gleich nach der Sündfluth bevölkert worden, ſo muß man auch daſelbſt die älteſten Geſchichte ſuchen. Daß aber unſer Norden zuerſt bebauet worden, ſolches haben die vortreflichen Skribenten Petrejus, Lyſchander und Strelow zuverläßig dargethan. Die ſchwediſchen Antiquarii bezeugen auch, daß Schweden gleich mit Menſchen angefüllet geweſen, und führen das Geſchlechtregiſter ihrer Könige bis auf Noah hinauf. Bey welcher Gelegenheit aber dieſes geſchehen, ſolches kann man bey Puffendorf in ſeiner Vorbereitung zur ſchwediſchen Hiſtorie leſen. Weil nun hieraus folget, daß die nordiſchen Geſchichte die alleralteſten ſeyn müſſen, ſo darf man ſich nicht wundern, daß die griechiſchen Skribenten, welche ſich bemühet, ihren eigenen Geſchichten ein großes Alter beyzulegen, ſolches aber nicht füglich thun können, weil ihre Länder ſpäter bewohnt worden, aus den Nachrichten, die ſie von

den Reiſenden, die in Norden zu Hauſe gehörten, von den ſchwediſchen, däniſchen und norwegiſchen Begebenheiten eingezogen, ihre eigene Hiſtorie zuſammen geſetzt, und aus Eitelkeit vorgegeben, daß ſolche in ihrem eigenen Lande geſchehen. So wie man findet, daß ſie es nachhero auch mit der egyptiſchen Hiſtorie gemacht, welche ſie für griechiſche Begebenheiten ausgegeben. Ich bin ꝛc.



Der elfte Brief.

Mein Herr,

Ich habe vor kurzer Zeit einen Brief an einen guten Freund abgelaſſen, der ein ſtarker Wörterkrämer iſt, und unter diejenigen von unſern Antiquariis gerechnet werden kann, welche im Stande ſind, durch gezwungene Auslegungen alles in der Hiſtorie zu finden, was andere nicht darinn wahrnehmen. Man kann dieſe Art Leute mit den Cabbaliſtiſchen Lehrern und jüdiſchen Allegoriſten vergleichen, welche vermittelſt gewiſſer freywillig angenommenen Regeln alles nach Wunſch erklären können. Dieſe jüdiſchen Lehrer und Verfaſſer der Gemara bedienen ſich hauptſächlich zehen Regeln bey der Erklärung der heiligen Schrift. Die erſte iſt, daß man die Wörter nicht nach den Puncten oder Lautbuchſtaben, die darunter geſeẓt ſind, ſondern nach andern Puncten leſen muß, die man an deren Stelle wieder hinſeẓet. Die zwote iſt, daß man die Buchſtaben ſelbſt verändert; die dritte, daß man ſo wol die Buchſtaben als Puncten verändert; die vierte, daß man einige Buchſtaben wegnimt, und an deren Stelle andere wieder hinſeẓet; die fünfte, daß man die Wörter und Buchſtaben verſeẓet; die ſechſte, daß man aus einem

Worte

Worte zwey machet; die ſiebende, daß man noch mehr Wörter zu denen, welche bereits vorhanden ſind, hinzufüget, um die Meynung deſto deutlicher zu machen, dasjenige herauszubringen, was man wünſchet; die achte, daß man die Ordnung der Wörter verändert; die neunte, daß man die Ordnung der Wörter nicht nur verändert, ſondern auch andere Wörter hinzu thut; die zehnte, ſchärſt eben dieſes bey den Verſetzungen der Buchſtaben und Wörter ein. Dieſe nützlichen Auslegungsregeln hat Surenhuſius, wie er ſagt, von einem jüdiſchen Rabbi gelernet. Man muß geſtehen, wenn es erlaubt iſt, mit einer Schrift alſo zu verfahren, ſo kann man ſich aus allen Schwierigkeiten leichtlich heraus helfen, und alles finden, was man wünſchet, um ſeine Lehrſätze zu vertheidigen. Es ſcheinet, daß einige von unſern Antiquariis ſich dieſer Regeln bedienen, um durch deren Hülfe deſto beſſer fortzukommen, und ihre hiſtoriſchen Sätze zu beſtärken. Hierüber habe ich in dem vorhergehenden Briefe geſcherzet. Ich geſtehe, das der Scherz etwas weit von mir getrieben worden, ein übertriebener Scherz hat aber oft die beſte Wirkung, und es wird eine ſtarke Arzeney erfordert, um eine Krankheit zu heben, die in unſerm Norden ſo ſehr überhand genommen hat. Viele Skribenten laſſen ſich durch einen patriotiſchen Eifer hinreiſſen, die Reiche älter und der Geſchichte mehr zu machen, als würklich vorhanden ſind. Was ſie aber einen patriotiſchen Eifer nennen, das wird von andern mit dem Namen der Thorheit beleget, und das Vaterland gewinnet nichts dabey. Die Chineſer,

die Aegyptier und gewiſſe andere Völker, welche von ihren Reichen und Herrſchaften einige tauſend Jahre vor der Schöpfung reden, haben dadurch nichts anders ausgerichtet, als daß man dieſe übertriebene Eitelkeit bewundert, ihre Reiche aber werden deswegen nicht ein Jahr älter, als ſie würklich ſind. Auf einer Landcharte kann man ein Land ſo weit ausdehnen, als man immer will; es wird aber dadurch keine Meile länger. Die Bemühung, die dunklen Alterthümer des Vaterlandes ans Licht zu ziehen, worauf ſo viele alle ihre Zeit und Kräfte anwenden, iſt eben ſo beſchwerlich als unnütz. Denn was kann mühſamer ſeyn, und was erfordert doch eine weit größere Gedult, als im Finſtern einige Dinge zu entdecken, welche andere nicht bey hellem Tage ſehen können; und was gewinnt man dadurch, wenn man nach vielem Suchen eine abgebrochene Knopfnadel oder dergleichen etwas aus einem Miſthaufen heraus ſcharret. Ich tadle indeſſen doch diejenigen nicht, welche ſich auf die Alterthümer des Vaterlandes legen, ſondern ich habe es bloß mit denen zu thun, welche ſich dergeſtalt darin vertiefen, daß ſie alle andere nützliche Wiſſenſchaften darüber an die Seite ſetzen, und mit geſchloſſenen Augen ſehen, was andere nicht durch ein Fernglas entdecken können. Man kann dieſe Leute mit ſolchen Perſonen vergleichen, die am Fieber krank liegen, oder mit gewiſſen ſchwermüthigen Leuten, die in Norwegen Hellſehende genannt werden, weil ſie allenthaben Geſpenſter und verſtorbene Menſchen erblicken, die andere niemals gewahr worden. Ueber dieſe allein habe ich mich in meinem vorigen Briefe

auf-

aufgehalten, nicht aber alle Liebhaber der Alterthümer des Vaterlandes überhaupt getadelt. Ich leſe ſelbſt alle gute und alte Bücher, und liebe die vernünftigen Alterthümer eben ſo ſehr, als ich die ungereimten Fabeln verachte. Alles, was ich dabey erinnere, beſteht darin, daß viele von unſern nordiſchen Gelehrten zu viel davon machen, und darüber nützlichere Wiſſenſchaften und ihre Hauptpflichten aus den Augen ſetzen. Ich vertauſche meines Theils herzlich gerne einen **Rudbeck**, einen **Lyſchander**, einen **Strelau**, einen **Petrejus**, und mehrere ſolche Bücher, gegen einen einzigen **Ahrend Behrentſen**, und ſchätze ein einziges von den kleinſten Stücken, welches die nun blühende Societät der Wiſſenſchaften in Schweden heraus giebt, höher als den ganzen Schatz, den **Johannes Magnus** und **Olaus Magnus** hinterlaſſen. Es wäre zu wünſchen, daß alle Beforderer der Studien ſo geſinnet ſeyn möchten, und daß man darauf bedacht wäre, gewiſſe Studien einzuſchränken, andere aber zu befördern. Es mangelt unſerm Norden an guten Köpfen nicht, und an Büchern ſpüret man eben ſo wenig einen Mangel. Denn wir haben itzund faſt eben ſo viele Skribenten als Menſchen, es kommt aber nur darauf an, daß man ihnen einen beſſern Geſchmack beybringet, und ſie anhält, ſich auf nützliche Wiſſenſchaften zu legen, als woran es uns am meiſten mangelt, weil die wenigſten ihren Fleiß und ihre Zeit darauf anwenden. Wenn einer bey uns moraliſche und politiſche Wiſſenſchaften treibt, ſo ſagt man: er hat ſein Studiren angegeben. Wenn einer die Naturlehre und den

Acker.

Ackerbau zu ſeinem Vorwurf erwählet, ſo heißt es: es iſt ein guter Bauer, aber kein Gelehrter, weil er nicht unterſucht, wie der Poet ſaget, wie alt Aceſtes geweſen, oder wie viele Rieſen Sterkodder zu ſeinen Zeiten überwunden. Eine einzige Wiſſenſchaft, wovon auf unſern kleinen und höhern Schulen nicht ein Wort gehöret wird, war bey den alten Perſern in einem ſolchen Anſehen, daß verſchiedene Lehrer erfordert wurden, einen jungen Herrn darin zu unterrichten. Der eine führte ſeinen Untergebenen an die Wahrheit zu ſagen, und ein gerechtes Urtheil zu fällen. Der andre unterwies ihn, wie er den Wohllüſten widerſtehen, und ſeine Leidenſchaften beherrſchen müßte. Der dritte bewaffnete ihn wider alle Furcht, und prägte ihm Muth und Herze ein. Eine ſolche Art zu unterrichten würde man heutiges Tages für lächerlich halten. Es ſcheinet auch, daß ein Lehrer zu allen dieſen Unterweiſungen hinlänglich ſeyn könne. Die Perſer aber hielten ein jedes Stück für ſich allein für ſo wichtig, daß ſolches von verſchiedenen Lehrern vorgetragen werden mußte. Die beyden großen Philoſophen Xenophon und Plato erwehnen mit großem Ruhm der Unterweiſung der Jugend bey den alten Perſern. Sie wahren beyde Schüler eines berühmten Lehrers, des Socrates, deſſen Bemühung einzig und allein dahin ging, vernünftige Menſchen zu ziehen, und ſie mit einem eben ſo großem Eifer zu nützlichen Wiſſenſchaften anzuhalten, als von den unnützen Spitzfündigkeiten abzuziehen, womit die athenienſiſchen Sophiſten ſich zu ſeinen Zeiten brüſteten, und worin die Antiquarii

und Grammatici unſerer Zeiten ſich vertiefen. Wenn ja jemand dieſes mein Urtheil für unbillig halten ſollte, ſo darf man nur erwegen, in welchem Zuſtande die nützlichſten Wiſſenſchaften, als die Moral, die Oeconomie, die Naturlehre, die Wiſſenſchaften von dem Ackerbau, und andre nützliche Wiſſenſchaften bey uns ſich befinden, um überzeugt zu werden, daß ich nicht zu viel geſagt habe; denn wenn man dergleichen Geſellſchaften hier, wie in Schweden, ſtiften wollte, ſo würde man bald merken, wie viele Mühe man haben würde, geſchickte Mitglieder dazu anzuwerben. Eine ſolche Stiftung iſt längſt das Ziel meiner Wünſche geweſen, aber der Grund dazu muß erſtlich durch Fleiß und Unterricht gelegt werden. Ich bin ꝛc.

Der zwölfte Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir in ihrem letzten Schreiben, daß ſie meiner Meynung, welche ich letzthin in Abſicht auf die Schauſpiele geäuſſert, nicht beypflichten. Inſonderheit gefält es ihnen nicht, daß ich ſo wenig von dem Terenz halte, da doch ſo viele von den gelehrteſten alten Römern, die in dieſem Stücke am beſten zu urtheilen gewußt, ihn dem Plautus vorgezogen. Es iſt ihnen aber bereits aus einer langen Erfahrung bekannt, daß ich meinem eigenen Urtheil, nicht aber dem Urtheil anderer Leute, folge, und wenn auch ein Ariſtarchus ſelbſt ein Urtheil über eine Sache fället, ſo gebe ich mir doch die Mühe, zu unterſuchen, worauf ſich ſein Urtheil gründet, weil die Erfahrung zeigt, daß bisweilen eine ganze Stadt durch das Anſehen eines einzigen Mannes hingeriſſen wird, und gleichſam auf ſeine eigenen Sinne Verzicht thut. Man kann überdem, was dieſe Materie betrift, frey ſagen, daß die gelehrteſten und ſchärfſinnigſten Männer nicht allemal geſchickt ſind, von Schauſpielen zu urtheilen. Zwar ſcheint es verwegen zu ſeyn, das Urtheil des Horatz, als eines ſo groſſen Kenners, zu verwerfen. Dieſer große Poet fället in ſeiner Dicht-

kunſt

kunſt nur ein ſchlechtes Urtheil von den Plautiniſchen Schauſpielen. Seine Worte ſind dieſe:

> At noſtri proavi plautinos et numeros et
> Laudavere Sales: nimium patienter utrumque,
> Ne dicam ſtulte, mirati.

Man kann aber mit eben demſelben Rechte ſagen, daß es eine Verwegenheit von dem Horaß geweſen, dasjenige zu verachten, woran die ältern Römer vor ihm einen Geſchmack gefunden, inſonderheit da man ſiehet, daß Cicero vor ihm, Macrobius, Gellius und mehrere nach ihm von ganz andern Gedanken geweſen. Plautus wird von mir noch eben ſo hoch geſchäßt, nachdem ich das Urtheil des Horaß geleſen, als vorher; ja wenn Cicero ſelbſt mit dem Horaß in dieſem Stücke übereinſtimte, ſo hätte ich dennoch meine eigenen Sinne zu Richtern angenommen; inſonderheit da mich dünkt, daß dieſer große Römer mit allen ſeinen herrlichen Eigenſchaften, die er beſeſſen, doch nicht eben der ſtärkſte Kenner von Schauſpielen geweſen. Denn die beyden Schauſpiele des Plautus, Pſeudolus und Truculentus, welche nach dem Zeugniß des Cato ihm am meiſten gefallen, können dennoch mit den übrigen nicht verglichen werden, welche den Namen Aulularia, Capteivei, Amphitruo, und Menechmi führen. Das Urtheil des Moliere iſt in dieſem Stücke bey mir von einem weit größern Gewichte. Denn von demſelben heißt es: Artifici

ſtci in ſua arte credendum eſt. Niemand hat den Schauplatz beſſer gekannt als dieſer Mann, er hat aber den Plautus und nicht den Terenz zum Vorbild erwählet, und ſeine beyden Schauſpiele Amphitrion und l'Avare, welche Plauti Amphitruo und Aulularia in franzöſiſcher Tracht ſind, werden annoch heutiges Tages für die prächtigſten Comödien von allen gehalten, die wir haben. Ich geſtehe gerne, daß man in Abſicht auf die lateiniſche Sprache vielleicht den Terenz mit einigem Rechte vorziehen kann; ich gebe auch gerne zu, daß die theatraliſchen Regeln von dem letztern beſſer beobachtet worden; wiewol auch dabey noch verſchiedenes erinnert werden könnte, indem es viele Mühe koſten würde, die Comödien des Terenz in eine rechte Ordnung zu bringen. Ich könnte dieſes alles ſehr leicht beweſen, wenn ich mir die Mühe geben wolte, ein jedes Stück inſonderheit durchzugehen. Indeſſen gebe ich, wie ich ſchon erwehnt habe, dem Terenz in Abſicht auf die Schreibart, und auf die Beobachtung der theatraliſchen Regeln den Vorzug. Daraus aber fließt nichts anders, als daß der eine die Sprache beſſer verſtanden, der andre aber ein beſſerer Comödienſchreiber geweſen; daß man bey dem einen einen gröſſern Fleiß, bey dem andern aber mehr Geiſt bemerket; daß der eine wenigere Fehler hat, der andre aber mehrere Eigenſchaften beſitzet. Denn wie der eine ein Gedicht ohne grobe Fehler verfertigen kann, ohne deswegen ein Dichter zu ſeyn, ſo kann im Gegentheil der andre ein Gedicht voller Fehler machen, und doch den Lorbeerkranz verdienen. Ich vergleiche

dem

dem Plautus mit dem Angeſichte einer ſchönen Jungfer, welche aber verſchiedene Flecken hat, den Terenz aber mit einem glatten Geſichte, welches aber nichts beſonders hat, und das man alle Tage ſiehet. Indeſſen bin ich weit davon entfernet, daß ich alle und jede Schauſpiele des Plautus vertheidigen ſollte. Ich halte vielmehr einige von ſeinen Schauſpielen für ſo ſchlecht, daß ich mich nicht genug wundern kann, wie ſolche mit den andern vortreflichen Stücken aus einer Feder flieſſen können. So ſchlecht aber auch viele von ſeinen Comödien ſind, ſo trift man doch in denſelben gewiſſe Ausdrücke an, woraus der Geiſt des Plautus hervorſtralet, inſonderheit iſt der Reichthum von Wörtern anmerkungswürdig. Ich will zum Beweis bloß den Anfang der Rede des Alceſimarchus anführen:

Iactor, crucior, Stimulor, verſor in amoris rota miſer,
Exanimor, feror, differor, diſtrahor, diripior, ita nubilam mentem,
Animi habeo: ubi ſum, ibi non ſum: ubi non ſum, ibi eſt animus.
Ita me amor laſſum animi ludificat, fugat, agit, appetit,
Raptat, retinet, lactat, largitur: quod dat, non dat; deludit:
Modo quod ſvaſit, diſſvadet: quod diſſvaſit, id oſtentat.

Hier findet man in einem von den ſchlechteſten Stücken des Plautus Proben von dem Geiſte deſſelben, und von dem Reichthum der Wörter, den er in ſeiner Gewalt gehabt. Was ſeine guten Schauſpiele betrift, ſo ſind ſolches Meiſterſtücke. Ich habe nur 4 angeführet, Amphitruo, Menechmi, Aulularia und Capteivei, und dieſe ſind alle ſo beſchaffen, daß ſie mit einer kleinen Veränderung noch heutiges Tages auf unſern Schauplätzen mit Beyfall können vorgeſtellet werden. Nach dieſen halte ich diejenigen, welche den Namen Pſeudolus und Moſtellaria führen, für die beſten. Des erſten Stücks habe ich mich in einem von meinen Schauſpielen, Menſchenſchreck, genannt, bedienet, welches eines von meinen angenehmſten Stücken iſt. Das letzte aber gedenke ich mir auch noch zu Nutze zu machen, und in eine neue Tracht einzukleiden. Von allen Schauſpielen des Terenz habe ich kein einziges gebrauchen können. Eunuchus iſt das einzige Stück, welches noch einige Wirkung auf dem Schauplatz hervorbringen kann, es müſte aber dennoch auch in eine andere Form gegoſſen werden. Paleprat hat dieſes zwar zu bewerkſtelligen geſucht, aber das Stück nur noch mehr verwirret als verbeſſert. Ich trage daher kein Bedenken, wenn man eine Vergleichung zwiſchen dem Plautus und dem Terenz anſtellet, dem Urtheil zweener geſchickten Richter in alten und neuen Zeiten beyzutreten. Der eine Richter iſt Julius Cäſar, welcher ſelbſt Schauſpiele geſchrieben, und übrigens einer von den ſcharfſinnigſten Köpfen geweſen, welche die Natur hervor gebracht hat. Dieſer urtheilet in einem

Trauer-

Trauerſpiele, Oediſæus genannt, welches er ſelbſt geſchrieben, folgendergeſtalt von dem Terenz:

Tu quoque, tu in Summis, o, dimidiate
Menander,
Poneris, et merito puri ſermonis amator.
Lenibus atque utinam Scriptis adjuncta
foret vis,
Comica, vt aequato virtus polleret honore
Cum Graecis, neque in hac deſpectus
parte jaceres!
Vnum hoc maceror, et doleo tibi deeſſe
Terenti!

Man ſieht hieraus, daß Cäſar den Terenz allein wegen der Reinigkeit der Schreibart hochſchätzet. Das andere Zeugniß, welches die Frau Dacier fället, iſt gleichfalls von groſſer Wichtigkeit, indem wenige Skribenten zu unſern Zeiten ſo geſchickt geweſen, von einem Schauſpiele zu urtheilen, als dieſes gelehrte und mit einer groſſen Einſicht begabte Frauenzimmer. Sie urtheilet folgendergeſtalt davon: Terenz hat mehr Kunſt, Plautus aber mehr Geiſt bewieſen. Terenz läßt ſeine Acteurs mehr reden, als agiren. Plautus aber läßt ſie mehr agiren als reden. Das letztere iſt

ein Kennzeichen eines recht guten Schauſpiels, welches mehr in der Action als im Reden beſtehet. Bey dem Plauto trift man jederzeit etwas an, welches den Schauplatz lebendig macht. Da man im Gegentheil bey dem Terenz den Schauplatz immer tod und gleichſam ohne Leben antrift. Ich bin ꝛc.

Der dreyzehnte Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen von mir zu wiſſen, wie ich am abgewichenen Donnerſtage bey dem großen Gaſtmahl bewirthet worden, dem ich wider meine Gewohnheit beygewohnet. Weil aber eine große Menge von Schüßeln vorhanden war, mein Gedächtniß aber überaus ſchwach iſt, ſo bin ich nicht im Stande, ihnen eine einzige davon herzurechnen. So viel weiß ich, daß ich ſo gut, als wenn ich gefaſtet hätte, vom Tiſch aufgeſtanden. Sie werden ohne Zweifel ſagen, daß ich mir dieſes ſelbſt zu danken hätte. Ich bin aber doch dieſesmal nicht ſchuld daran geweſen; ich kann ſolches vielmehr der bey uns eingeführten Gewohnheit zuſchreiben, daß man die Gerichte vor den Gäſten verhelet. Sie wiſſen, daß ich mich gerne an einem oder zweyen Gerichten ſättige, und die andern unangerührt vorbey gehen laſſe; weil alſo die erſten Speiſen nicht nach meinem Geſchmack waren, ſo ließ ich ein Gericht nach dem andern vorbey gehen, in der Meynung, auf ein Stück gekochtes oder gebratenes Fleiſch zu warten, welches ich ganz gewiß vermuthete. Es ſchlug mir dieſes auch nicht fehl; weil aber der Braten in jungen Gänſen und Spanferkeln beſtand, die

ich meiner Geſundheit nicht zuträglich hielte, und kurz nachher die Mahlzeit aufgehoben wurde, ſo ging ich mit einem leeren Magen von Tiſche. Ich hatte alſo ein gleiches Schickſal mit jenen Gäſten bey dem alten griechiſchen Gaſtmahl, deſſen Plutarchus erwehnet, da der macedoniſche König Philippus ſeine Gäſte bat, auf das letzte und beſte Gericht zu warten, welches aber niemals zum Vorſchein kam. Ich bin durch dieſe Begebenheit auf die Gedanken gerathen, einen Vorſchlag in Abſicht auf unſre Gaſtmahle zu thun, und einige dabey vorkommende Umſtände zu verändern. Man ſollte, meinem Bedünken nach, die Gewohnheit einführen, die an einigen andern Orten gebräuchlich iſt, daß man den Gäſten vorher den Küchenzettel vorlegte, ſo würde man einen ſolchen widrigen Zufall, als ich eben von mir erzählet habe, nicht unterworfen ſeyn. Athenäus bezeuget, daß es in alten Zeiten gebräuchlich geweſen, daß man die Namen aller Gerichte auf eine Tafel geſchrieben, damit die Gäſte wiſſen möchten, was von dem Koche zubereitet worden: Εθος ην εν τοις δειπνοις τω εςιαζορ καλακλινθεντι προσδοσθαι γραμματιδιον τι περιεχον αναγραφην τών παρασκευασμενων εφω ειδεναι ο τι μελλοι οψον φερειν ο μαγειρος. Mir ſind noch auſſerdem verſchiedene andere Dinge eingefallen, die bey unſern heutigen Gaſtmahlen überaus lächerlich ſind. Bey einem jeden Gerichte, welches man aufträgt, entſchuldiget ſich insgemein der Wirth, daß es nicht ſo zubereitet worden, als es billig hätte ſeyn ſollen, und daß die Gäſte zu Hauſe beſſer hätten ſpeiſen können, und nichts deſtoweniger

ger nöthiget er doch ſeine Gäſte zum Eſſen, welches eben ſo viel iſt, als wenn man jemanden eine Sache abräth, und ſolche doch auch zu gleicher Zeit beſtens empfiehlet. Mir gefällt die Gewohnheit in England viel beſſer; wo die Wirthin ihr eigen Eſſen rühmet, und bey einem jeden Gericht ſaget: dieſes Eſſen iſt ſo gut als eines in England (As any in England,) denn dadurch werden die Gäſte zum Speiſen aufgemuntert. Einige Gäſte haben die Gewohnheit an ſich, daß ſie heftig gegen die Menge der Gerichte predigen, ungeachtet niemand mehr iſſet, als eben dieſelben. Ueber ſolche Leute hält ſich Plautus in ſeinem Milite glorioſo folgendergeſtalt auf:

Nam hi ſolent, quando, accubuere, ubi
coena appoſita eſt dicere:
Quid opus fuit hoc ſumtu tanto noſtri
gratia?
Inſanavisſtis hercle! Nam idem hoc hominibus ſat erit decem,
Quod eorum cauſa obſonatum eſt, culpant, et comedunt tamen.

Eben dieſes trug ſich auch bey dem letztern Gaſtmahl zu, deſſen ich erwehnet. Der Herr Magiſter Theodor, der an meiner Seite ſaß, bedaurte mit vieler Wehmuth die Menge der Schüſſeln überhaupt, und wiederhohlte dieſes bey einem jedem Gerichte inſonderheit, ungeachtet ich merkte, daß

er keiner einzigen Schüſſel Quartier gab, ſondern mit einer ſolchen Begierde aß, daß es ſchien, als ob er nur allein Eſſen, und keine Mitintereſſenten haben wollte. Dieſe kleine Anmerkungen ſind mir bey dieſem Gaſtmahl eingefallen, und daher rathe ich weder ihnen noch andern, einen ſolchen Criticum, als ich bin, zu Gaſte zu bitten. Die Anmerkungen, die ich ſonſt über die Gaſtmahle überhaupt mache, beſtehen vornehmlich darin, ich erkühne mich nicht, die Gaſtmahle überhaupt zu verwerfen, weil dieſe Gewohnheit ſo alt, als die Welt, iſt, ich wollte nur wünſchen, daß ſolches nicht gar zu oft geſchehen möchte, da ſolche Einladungen ſo wol dem Wirthe als den Gäſten beſchwerlich ſind. Ich will der Koſten nicht einmal erwehnen, die darauf müſſen angewandt werden; das Haus des Wirths wird dadurch auf einige Tage in Verwirrung geſetzt, und die Gäſte krümmen ſich auch oft, wenn ſie eingeladen werden, indem dieſes Compliment eigentlich alſo heißt: **Der Herr und die Frau laſſen ihren Reſpect vermelden, und bitten, daß ſie morgen alle ihre Verrichtungen an die Seite ſetzen, ſich eine Stunde putzen, und einen Wagen miethen mögen, um mit ihnen zu ſpeiſen, in der gewiſſen Hoffnung, daß ſie mit eben derſelben Unbequemlichkeit an beyden Theilen, unſer Haus in der künftigen Woche wieder einladen werden.** Ich bin ꝛc.

✤ ✤ ✤

Der

Der vierzehnte Brief.

Mein Herr,

Ich bemerke aus ihrem letzten Schreiben, daß ſie annoch beſtändig mit ihrer Ungedult und mit ihrem Mißvergnügen kämpfen, welches ſie doch ſchon ſo ofte, wie ich weiß, zu beſtreiten geſucht haben. Sie beklagen ihr Schickſal, ſie ärgern ſich über den Wohlſtand ihrer Mitbürger, und können nicht ohne Verdruß anſehen, daß andern gewiſſe Vorzüge und Glückſeligkeiten zugefallen, und daß ſich dieſelben darüber freuen. Ich habe ihnen aber bereits oft geſagt, daß die meiſten Herrlichkeiten dieſer Welt bloß in der Einbildung beſtehen. Wer ein vergnügtes Herz hat, der beſitzt alle diejenigen Vorzüge, die ihm zu fehlen ſcheinen. Wer aber von Natur zum Mißvergnügen geneigt iſt, dem fehlet ſo gar auch dasjenige, was er doch würklich beſitzet. Glauben ſie nur erſtlich, daß ſie glücklich ſind, ſo ſind ſie es würklich. Bilden ſie ſich ein, daß ſie in der erſten und andern Claſſe der Rangordnung mit begriffen ſind, ſo werden ſie eben ſo vergnügt ſeyn, als diejenigen, welche würklich eine Stelle in derſelben einnehmen, ja, ſie werden dieſe letztern annoch übertreffen. Denn die meiſten haben kaum ſo bald eine Ehrenſtuffe betreten, als ſie ſchon mit Angſt und Begierde nach

einer höhern ſtreben. Bilden ſie ſich ein, daß alle diejenigen, welche ihren Huth auf der Gaſſe abnehmen, ſolches bloß aus der Urſache thun, um ihnen ihre Hochachtung zu bezeugen, ſo genieſſen ſie gewiſſermaßen mit dem Großkanzler einerley Ehre. Bilden ſie ſich ein, daß ihre Frau keiner andern an Schönheit etwas nachgiebt, ſo ſind ſie eben ſo glücklich als ihr Nachbar, der endlich das Angeſicht erlangt, nach welchem er ſo lange getrachtet, und welches ihm nun gar nicht mehr ſchön zu ſeyn dünket. Denn die Erfahrung zeigt, daß, wenn die erſte Hitze im Eheſtande vorbey iſt, ſodann ein ſchönes Angeſicht in des Mannes Augen weiter keine anziehende Strahlen von ſich wirft. Bilden ſie ſich ein, daß die öffentlichen Spaziergänge und Gärten der Stadt, die ihnen allezeit offen ſtehen, bloß zu ihrem Vergnügen angelegt worden, ſo iſt es eben ſo gut, als wenn ſie ihnen ſelbſt zugehörten. Bilden ſie ſich endlich ein, wenn ſie Fliegen todtſchlagen, als ob ſie auf der Parforcejagd wären. Ich habe beyde Arten von Uebungen verſucht, und finde, daß, wenn man die Einbildungskraft einigermaßen zu Hülfe nimt, es einerley iſt, inſonderheit, wenn die Jagd nach dem Plan eingerichtet wird, den ich zu dem Ende entworfen habe, und welchen ich ihnen zu einer andern Zeit mittheilen will. Sie werden dieſes alles ohne Zweifel für übertrieben halten, und meinen ganzen Unterricht für einen Scherz annehmen. Ich gebe dasjenige, was ich geſchrieben, auch nicht für Ernſt aus, indeſſen können meine Gedanken doch zu einigem philoſophiſchen Nachdenken Anlaß geben. Ich bin ꝛc.

Der funfzehnte Brief.

Mein Herr,

Ich bin ihnen verbunden, daß ſie mir die letzten Theile von der weitläuftigen Hiſtorie verſchaffen wollen, welche in England heraus kommt. Ich will aber ſolche gerne wieder an andre mit einigem Verluſte überlaſſen. Ich habe zwar an dem Buche ſelbſt nichts auszuſetzen. Ich frage aber nicht darnach, die weitläuftige Hiſtorie Alexanders des Großen ſo oft zu leſen, und ein Dutzend Reichsthaler auszugeben, um die griechiſche und römiſche Hiſtorie von neuen zu wiederhohlen, welche ſchon in unzähligen Büchern vorgetragen worden. Es iſt dieſes in der That nichts anders, als daß man ſich des Rollins Hiſtoire ancienne in einem andern Format von neuen anſchafft. Der Unterſcheid beſteht allein darin, daß das engliſche Werk den Titel einer allgemeinen Hiſtorie führet, Rollins Arbeit aber Hiſtoire ancienne genannt wird, und daß in dem erſten Werke einige Landkarten anzutreffen ſind, wodurch die Schrift das Anſehen einer neuen Schrift erhält. Man ſieht hieraus, daß die große Menge Bücher, worinn nichts als aufgekochte Materien

terien enthalten ſind, zu nichts anders dienet, als bloß die Buchhändler zu bereichern, welche die Handlung beſſer verſtehen, als der ſchlaueſte Chineſiſche Kaufmann. Ich rühme ſie billig deswegen, nur muß ich doch dabey erinnern, daß es für keine ſonderliche Kunſt zu halten, dergleichen Leute zu betrügen, welche ſo willig ſind, ſich betrügen zu laſſen. Ich würde mich nicht ſo ſehr darüber wundern, wenn man einige Jahre vorbey gehen lieſſe, ehe man mit einer aufgewärmten Materie wieder aufgezogen käme. Kaum aber hat ein Buchhändler eine Schrift aus der Preſſe heben laſſen, da ſchon ein anderer eben dieſelbe Schrift unter einem veränderten Titel und in einem andern Futteral wieder von neuen drucken läßt. Rollins römiſche Hiſtorie gieng reiſſend weg, ungeachtet nicht lange vorher eine ſehr wohl geſchriebene römiſche Hiſtorie gleichfalls in franzöſiſcher Sprache ans Licht getreten war. Weil aber die letzte den Vorzug hatte, daß ſie neu war, ſo ward die vorige nicht mehr geachtet, und von keinem Menſchen weiter geleſen. Vielleicht ſagen ſie, um die Käuffer zu entſchuldigen, daß die Materie bisweilen nicht einerley iſt, indem ſolche öfters von dem einen beſſer als von dem andern ausgeführt worden. Dieſes kann ſehr wohl ſeyn, indeſſen findet man auch, daß das neueſte nicht allemal das beſte iſt, und doch am beſten verkauft wird. Ich meines theils leſe die römiſche Hiſtorie weit lieber bey dem Rollin, als in der großen engliſchen Univerſalhiſtorie, und Rollin verliert nichts von ſeinem Werthe, ungeachtet das engliſche Werk neuer iſt. Es iſt mit den Büchern

chern nicht wie mit dem Brodte beſchaffen, wovon dasjenige das beſte iſt, welches zulezt aus dem Ofen gezogen worden. Was des Rollins Hiſtoire ancienne betrift, welche älter als ſeine römiſche Hiſtorie iſt, und nun in allen Ländern für ein Hauptbuch, inſonderheit von dem Frauenzimmer und ſolchen Leuten gehalten wird, die den Wiſſenſchaften nicht obgelegen, ſo muß man geſtehen, daß dieſelbe ſo zierlich als gründlich geſchrieben worden. Man kann ſolche auch Leuten, die den Studien obliegen, mit gutem Grunde anpreiſen, ungeachtet dieſes Buch nicht bey allen und jeden gleichen Beyfall gefunden; inſonderheit haben diejenigen, welche die Hiſtorie mit einem critiſchen Auge betrachten, davon geurtheilet, daß verſchiedenes mehr deswegen angeführet worden, um den Vortrag angenehm und blühend zu machen, als der alten Hiſtorie ein Licht zu geben. Es iſt bekannt, mit welcher Dunkelheit die alte Aſſyriſche, Perſiſche und Mediſche Hiſtorie angefüllet iſt, und wie viele ſtreitige Meynungen man wegen der alten Regenten dieſer Völker findet. Herr Rollin aber trift nirgends, wie es ſcheint, Schwierigkeiten an, ſondern geht immer auf einem gebahnten Wege fort. Bey ihm heißt derjenige ohne alles Bedenken Aſtyages, der in der heiligen Schrift Ahasverus genannt wird, und Cyaxares iſt eben derſelbe, den die Bibel Darius Medus nennet, u. ſ. w. Er ſcheint es auf das genaueſte zu wiſſen, zu welcher Zeit Tobias, Judith, Holophernes und andre Perſonen gelebet, ungeachtet die Gelehrten noch itzo deswegen nicht einig ſind. Wenn er von den Begebenheiten redet,

det, die im zwölften Jahre der Regierung des Nebucadnezars geſchehen ſind, ſo behauptet er mit ſeiner gewöhnlichen Zuverſicht, daß nicht lange nachher Bethulia belagert worden. Wenn er des Krieges Erwehnung thut, den die Aſſyrier mit dem mediſchen Könige geführet, ſo ſagt er, daß ſie ihm mit den Ueberreſt der großen Kriegsmacht entgegen gegangen, die unter der Anführung des Holophernes ſo weit geſchmolzen war. Es iſt in Wahrheit ein Vergnügen, die Geſchichte zu leſen und durchzugehen, wenn man darin alles ohne die geringſte Schwierigkeit vorgetragen antrift. Wer wird nicht gereizt ein hiſtoriſches Buch zu leſen, welches in einer angenehmen Schreibart abgefaßt worden, worin faſt gar keine Schwierigkeiten vorkommen, und welches den Leſern durch die vielfachen und jederzeit recht ausgeſuchten Betrachtungen ſo wol über fabelhafte als wahre Geſchichte in einer beſtändigen Aufmerkſamkeit unterhält. Tiefſehende Leſer ſtoſſen ſich allein daran, daß der Verfaſſer mit einer ſolchen Gewißheit verſchiedene Dinge anführet, worüber man annoch ſtreitet, und daß er über Begebenheiten ſeine Gedanken eröfnet, von denen es noch nicht ausgemacht iſt, ob ſie würklich geſchehen ſind. Aber die Anzahl ſolcher Leſer iſt nur geringe gegen diejenigen, welche die Hiſtorie in einer ganz andern Abſicht leſen. Ich führe dieſes alles nicht zu dem Ende an, um den Schriften dieſes großen Mannes den ihnen billig zukommenden Ruhm zu entziehen, ſondern bloß in der Abſicht, um zu zeigen, daß diejenigen, welche dieſe Schrift für ein Meiſterſtück halten, gar zu prächtig davon urtheilen. Ich ziele

auch

auch hiedurch allein auf gewiſſe Materien in ſeiner Hiſtoire ancienne. Denn was ſeine römiſche Hiſtorie anbelangt, ſo finde ich, daß der Verfaſſer darinn nicht ſo leichtgläubig geweſen, ſondern hin und wieder über die vorkommenden Begebenheiten geurtheilet, und in dieſer letzten Schrift iſt er demnach nicht nur ein gründlicher, ſondern auch ein angenehmer Geſchichtſchreiber. Ich bin ꝛc.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Der ſechszehnte Brief.

Mein Herr,

In der abgewichenen Woche war ich in einer Geſellſchaft, wo ſich eine ſeltſame Begebenheit zutrug. Ein junger Menſch ſchlich ſich heimlich zu einer Jungfer hin, und gab derſelben ganz unvermuthet einen Kuß. Die veſtaliſche Jungfer aber nahm dieſes ſo übel auf, daß ſie demjenigen, von welchem ſie den Kuß empfangen hatte, eine derbe Maulſchelle gab. Dieſer ward darüber nicht wenig beſtürzt, und die ganze Geſellſchaft glaubte, daß er Repreſſalien gebrauchen würde. Der junge Menſch aber, ungeachtet ihm unrecht geſchehen war, begrif ſich im Augenblick, und damit er ſeine Ehrfurcht gegen das andere Geſchlecht an den Tag legen möchte, ſo machte er der Jungfer ein tiefes Compliment, und küßte diejenige Hand, welche ihn geſchlagen hatte. Dieſe Entſchlieſſung ward von der ganzen Geſellſchaft ungemein wohl aufgenommen. Ich aber urtheilte ganz anders davon, und ſagte frey heraus, wenn mir dergleichen begegnet wäre, ſo würde ich die gute Jungfer auf eben dieſelbe Art wieder begrüſſet haben, und zwar nicht aus Eifer oder Rachbegierde, ſondern um die Ehrfurcht an den Tag zu legen, die man gegen das weibliche

weibliche Geſchlecht haben muß. Denn, wenn man die Hand einer Jungfrau küſſet, von welcher man eine Maulſchelle bekommen, ſo iſt es eben ſo viel, als wenn man ſagt: Weil ſie eine ſchwache Creatur ſind, die mich nicht ſchimpfen kann, ſo verdient ihre That vielmehr Mitleiden, als Zorn und Rache. Einem vernünftigen Frauenzimmer kann ein ſolches Compliment unmöglich gefallen, indem nichts ſchimpflicher iſt, als auf eine ſolche Art begegnet zu werden. Und daher kann ich um ſo viel ſicherer vermuthen, daß keine Dame oder Jungfrau ſich über dieſes mein Bedenken ärgern, ſondern ſolches vielmehr als eine Probe der Gerechtigkeit anſehen wird, die ich dem Frauenzimmer jederzeit wiederfahren laſſen, da ich daſſelbe allemal für voll angeſehen. Ein Kuß iſt übrigens nichts anders als ein Gruß, und kann auch nicht anders angeſehen werden. Wir leben nun nicht mehr zu denen Zeiten, da eine Jungfrau in Ohnmacht fallen mußte, ſo bald ſie nur das Wort Kuß nennen hörte. Dieſes kommt allein auf die Sitten der Zeiten und Länder an. Ein jedes Land, ein jedes Alter hat ſeine Gebräuche und Gewohnheiten, wodurch eine Sache anſtändig oder unanſtändig wird. In England hält man es für eine Grobheit, wenn man bey dem Eintrit in ein Haus die Wirthin nicht mit einem Kuß bewillkommet. In Spanien aber iſt es deſto gefährlicher. Die Anabaptiſten nehmen es in dieſem Stücke gar zu genau, wovon folgende Hiſtorie zeuget. Ein junger Menſch berührte einmal die Bruſt eines Frauenzimmers,

zimmers, welches er zu heyrathen willens war. Wie ſolches der Gemeine hinterbracht ward, ſo beſchloß man, ihn zu excommuniciren. Dieſes aber ſchien einigen zu hart zu ſeyn, und daher entſtunden zwo Secten, wovon diejenigen, welche ein gelindes Urtheil gefället hatten Mammillarii, von Mamma, die Bruſt genannt wurden. In alten Zeiten nahm man eine dreyfache Art von Küſſen an. Zu die erſte Claſſe gehörten diejenigen Küſſe, welche die Freunde und Verwandten einander gaben, und insgemein mit dem Namen Baſia belegt wurden. Die zwote Claſſe machten diejenigen Küſſe aus, welche die Chriſten und andre andächtige Leute einander zur Verſicherung ihrer brüderlichen Liebe und Vereinigung gaben. Dieſe nannte man heilige Küſſe φιλεματα αγια. Die Küſſe der dritten Ordnung nannte man Suavia, und dieſe wurden als Unzuchts-Küſſe verworfen. Meinem Bedünken nach aber wäre es am beſten geweſen, die Küſſe in gar keine Claſſen einzutheilen, inſonderheit da man nicht wiſſen kann, in welcher Abſicht die andächtigen und ſo genannten chriſtlichen Küſſe gegeben worden. Der heilige Auguſtinus meldet, daß man es in vorigen Zeiten für ſtrafbar gehalten, (verbere dignum) ein fremdes Frauenzimmer zu küſſen; und ein neuer Schriftſteller bezeugt, daß man zu Neapolis einen jungen Menſchen, der ein Frauenzimmer auf der Gaſſe wider ihren Willen geküſſet, nicht nur aus der Stadt verbannet, ſondern auch verurtheilet, daß er ſich dreyßig Meile von dem Orte, wo die That von ihm begangen worden, entfernet halten müſſen. Küſſe, die Männer einander geben,

ſind

ſind jederzeit gebräuchlich geweſen, obgleich die Art, wie man einander geküſſet, nicht allemal einerley geweſen. Denn auch hierinn verändert ſich die Mode, wie in allen andern Dingen. Gegenwärtig beſteht die neueſte Mode, wie ich bemerkt habe, darinn, daß man ſich einander dreymal küſſet. In meiner Vaterſtadt herrſchte ehedem die Gewohnheit, wenn ein alter Bürger einem andern begegnete, ſo gab er demſelben zum Zeichen der Freundſchaft eine Maulſchelle. Dieſes ward insgemein wohl aufgenommen. Bisweilen aber gab dieſes Freundſchaftszeichen auch, wenn es gar zu treuherzig ausgetheilet ward, zu allerhand Streit und Verdruß Gelegenheit. Ich bin ꝛc.

Der ſiebzehnte Brief.

Mein Herr,

Einige haben es als etwas ſeltſames angeſehen, daß ich in meiner unterirdiſchen Rangordnung, die auf die natürliche Billigkeit, wie ich behauptet, gegründet iſt, die Bauren in die erſte Claſſe geſetzet, inſonderheit, da das Wort Bauer heutiges Tages ſo verächtlich iſt, und allein einem Leibeigenen beygelegt zu werden pfleget. Ein Bauer aber iſt nach der eigentlichen Bedeutung des Worts ein Eigenthümer, oder ein ſolcher, der ſelbſt Land und Sand im Beſitz hat. Solche Bauren ſind in alten Zeiten allemal für die vornehmſten Glieder einer bürgerlichen Geſellſchaft gehalten worden, und zwar nicht ohne Urſache, weil durch das Land, was ſie beſitzen, ein Staat vornemlich unterhalten wird. In welchem Anſehen ſolche Bauren bey den alten Römern geſtanden, das kann man aus der römiſchen Hiſtorie ſehen. Die Tribus ruſtica war bey ihnen weit anſehnlicher als die Tribus urbana. Eben ſo war es hier in Norden beſchaffen. Denn die alte nordiſche Hiſtorie zeigt, daß die Bauren die angeſehenſten Männer im Lande geweſen, und daß nichts ohne ihren Rath und ohne ihre Einwilligung vorgenommen worden. Dieſes hat auch die Bil-

ligkeit zum Grunde, denn die Stärke des Landes gründet ſich auf ihre Wohlfahrt, ſo wie ihr Glück wieder auf die Wohlfahrt des Landes ruhet. Aber dieſes iſt es auch alles, was man hievon ſagen, und was man dieſem Stande mit Recht zuſtehen kann. Denn die ſogenannten Proprietarien haben in einigen Ländern ihre Macht gar zu weit ausgedehnet, und ſich gewiße Vorrechte angemaßet, die einzig und allein der höchſten Obrigkeit zukommen. Ich habe davon verſchiedene Exempel in meiner Hiſtorie angeführet, und aus den Kroniken andrer Länder können noch größere und wichtigere Beyſpiele angeführet werden. An einigen Orten haben ſich die Proprietarien das Recht angemaßet, die erſte Nacht nach der Hochzeit bey den Bauerweibern in ihren Dörfern zu ſchlafen. Polidorus Virgilius bezeugt, daß dieſer Gebrauch auch noch nach der Einführung des Chriſtenthums in Schottland gebräuchlich geweſen, und bis in das elfte Jahrhundert gedauert, da Malcolmus der zweyte endlich dieſe Gewohnheit, wiewol nicht ohne Mühe, abgeſchafft; indem er ſich genöthiget ſahe, den Proprietarien wider eine gewiße Vergütung zuzuſtehen, daß alle neuverheyrathete Bauerweiber eine gewiße Summe Geldes an den Herrn des Guthes bezahlen muſten. Camillus Borellus, ein Rechtsgelehrter des vierzehnten Jahrhunderts, bezeuget, daß in Savoyen und Burgund nicht allein die Edelleute, ſondern auch die Canonici bey der Domkirche in Lyon eine lange Zeit eben dieſes Recht ausgeübet. Allem Vermuthen nach ſind die Landgüther an dieſen Orten in einem hohen Preiſe geweſen, wo man ſolche

Einkünfte genoßen, und man hat es ohne Zweifel als eine wichtige Beförderung angeſehen, wenn man Domherr bey der Hauptkirche zu Lyon geworden; ja ich bin verſichert, daß viele junge und ſtarke Domherren ihre Stelle nicht mit der päbſtlichen Würde vertauſchet. Solche und andre dergleichen ſeltſame Gebräuche findet man in der Geſchichte des mittlern Alters. Indeſſen iſt es glaublich, daß ſich nur wenige dieſes Vorzugs werden bedient haben. Ich bin ꝛc.

Der achtzehnte Brief.

Mein Herr,

Sie tadeln es an mir, daß ich ſo oft von der gemeinen Bahn abweiche, und an gewiſſen Schriftſtellern vieles auszuſetzen finde, welche doch von andern bis in den Himmel erhoben worden. Sie ſind mit dem Urtheil nicht zufrieden, welches ich über den Terenz, den Horatz, den Homer und andre alte Schriftſteller gefället, und eben ſo wenig ſtimmen ſie mit mir in den Puncten überein, welche ich an dem Verfaſſer des Telemachs, dem Rollin und andern neuen Skribenten getadelt. Am meiſten aber ſcheint ihnen dieſes zu mißfallen, daß ich mich erkühnet, den **Ovidius** dem **Vilgil** vorzuziehen. Ich kann darauf keine andre Antwort ertheilen, als die ich bereits ſo oft gegeben habe, daß ich meinen Geſchmack nicht nach dem Geſchmack der meiſten einrichte, weil die Erfahrung lehret, daß man dadurch gar zu oft betrogen wird. Ich ſage bloß, wie ich eine Sache anſehe, ohne desfalls andern meine Meynung aufzudringen. Was übrigens das Urtheil betrift, welches ich über die beyden itztgenannten Dichter gefället, ſo zielt ſolches nicht dahin ab, um dem Virgil ſeinen Ruhm zu rauben, welcher meinethalben gerne der größte Poet bleiben mag; ſondern um dem Ovidius die Ehre zu geben, die ihm mit Recht zukommt, und welche ihm andre zu rauben

rauben ſuchen. Ich gebe keinen Richter ab, ſondern eröfne bloß meine Meynung, die ich auf ſolche Gründe baue, über deren Gültigkeit ich andre urtheilen laſſe. Wenn ich dieſe beyden Dichter mit einander vergleiche, ſo urtheile ich nach meinem geringen Begriff folgendergeſtalt von ihnen. Ich finde, daß Ovidius in ſeinen meiſten Gedichten keinen Vorgänger gehabt hat. Denn wer kann ſagen, daß er die prächtige Schrift, die Verwandlungen, von jemanden geborget, oder die Erfindungen eines andern ſich zu nutze gemacht, und ſolche weiter ausgearbeitet. Dieſes aber kann man nicht von dem Virgil ſagen. Denn in ſeinen Hirtenliedern hat er den Theocrit, in ſeinen Büchern vom Ackerbau den Heſiodus, und in ſeiner Aeneis den Homer zu Vorgängern gehabt. Ja in dem letzten Gedichte folgt er dem griechiſchen Dichter ſo genau, daß man es an einigen Stellen mehr für eine Ueberſetzung, als für eine Nachahmung halten ſolte. Man darf nur die letzten Bücher der Aeneis mit der Ilias des Homers zuſammen halten, um hiervon überzeugt zu werden. Um aber ein gründliches Urtheil über dieſe beyden römiſchen Dichter zu fällen, ſo muß man zuerſt die Materie, nachher aber auch die Schreibart in Erwegung ziehen. Was die Materie betrift, ſo kann die Aeneis des Virgils, welche die erdichteten Begebenheiten eines einzigen Mannes in ſich hält, nicht mit den Verwandlungen des Ovidius verglichen werden, welche die ganze Mythologie in ſich faßt. Scaliger ſagt zwar: Nullis Philoſophorum praeceptis aut civilior aut melior evadere potes quam e Virgilii lectione; wenn

wenn er aber dadurch dieſes große Gedichte verſtehet, ſo irret er ſich. Denn man kann keinem Helden anrathen, den Fusſtapfen des Äneas zu folgen, der eine tugendhafte Fürſtin unter Verſprechung der Ehe um ihre Ehre brachte, nachher aber verlies, und dadurch nicht nur einem andern ſeine Braut raubte, ſondern auch ſeinen Nebenbuhler mit eigner Hand ermordete. Ich will es frey darauf ankommen laſſen, ob Scaliger oder ein andrer vermögend ſeyn wird, in dieſem ganzen Gedichte ſo viel Moral zu finden, als bloß in dem letzten Buche der Verwandlungen befindlich iſt, woſelbſt Ovidius die Lehre des Pythagoras erkläret, und die Veränderungen zeigt, denen alles in der Welt unterworfen iſt. Wenn jemand dieſes zu bewerkſtelligen vermögend iſt, ſo will ich meine Meynung unverzüglich ändern. Wenn Scaliger aber die Bücher vom Ackerbau verſtehet, welche Virgil geſchrieben, ſo können ſolche, was den Nutzen betrift, die libros Faſtorum nicht überwiegen; inſonderheit da man bey dem Virgil nicht antrift, was man doch dem Titel nach darinn ſuchen ſollte. Denn die Regeln, welche er von dem Ackerbau giebt, ſind entweder gemein oder falſch, oder abergläubiſch. Es iſt mir daher unmöglich zu begreifen, wie der Franzöſiſche Schriftſteller, Martyn, der kürzlich die Georgica von neuen herausgegeben, ſagen können, daß dieſe Schrift wie eine Sonne nicht nur unter den Schriften des Virgils, ſondern auch unter allen andern Schriften hervorſtrahle. Die Enge des Raums erlaubet mir nicht, alles genauer zu unterſuchen. Ich will bloß die Fabel in Betrachtung

tung ziehen, welche zum Beſchluß von den Bienen und dem Ariſtäus angeführt, und von bemeldeten Martyn bis in den Himmel erhoben, und für das gröſte Meiſterſtück des Virgils gehalten wird. Die Fabel iſt folgenden Inhalts. Virgil erzählt in dem vierten Buche, daß, da alle Bienen einmal geſtorben waren, ein Hirte, Namens Ariſtäus, dieſelben von neuen fortgepflanzet. Man erwartet mit Recht eine ganz beſondere und ſeltene Erfindung, denn der Dichter hebt ſeine Erzählung folgendergeſtalt an:

Quis DEus hanc, Muſæ, quis nobis extudit artem,
Vnde nova ingreſſus hominum experientia cepit?

Es fällt aber endlich dahinaus, daß die Göttin Cyrene, die Mutter des Ariſtäus, dieſem ihrem Sohne den Rath giebt, den Proteus zu überrumpeln, und zu binden, wenn er denſelben ſchlafend antreffen würde. Sie ſagt ihm zugleich, daß Proteus verſchiedene Geſtalten annehmen, und ſich bald in ein wildes Thier, bald in Feuer und bald in Waſſer verwandeln würde. Dieſes alles aber ſollte er nicht achten, ſondern ihn ſo lange gebunden halten, bis Proteus ſeine vorige Geſtalt wieder annehmen würde, worinn er zuerſt ergriffen worden. Ariſtäus folgte dieſem Rathe, und hielte den Proteus ſo lange gebunden (ungeachtet nichts ſeltſamers erdacht werden kann, als das Feuer und Waſſer zu binden) bis derſelbe ihm die Urſache, wesfalls alle Bienen geſtorben, entdeckte. Er erfuhr demnach

von

von ihm, daß die Nymphen dieſes allgemeine Sterben unter den Bienen verurſachet, weil die Frau des Orpheus ſo jämmerlich um ihr Leben gekommen. Nachdem Ariſtäus auf ſolche Art die Urſache erfahren, ſo ward ihm der Rath gegeben, vier Stiere zu ſchlachten, aus deren verfaulten Eingeweide ein neuer Bienenſchwarm hervorbrach. Kein Menſch, der am hitzigen Fieber darnieder liegt, kann, wenn die Raſerey am ſtärkſten, und das Gehirn am meiſten verwirret iſt, ein ſeltſameres und weniger zuſammenhängendes Gewäſche zu Markte bringen. Nichts deſtoweniger iſt es ein Meiſterſtück, weil es Virgilius in zierliche Verſe gebracht hat. Wie würde man den ehrlichen Ovidius durch die Hechel gezogen haben, wenn er ſeine Gedichte mit einem ſolchen Meiſterſtücke gezieret hätte. Virgilius aber war ein Liebling des Kayſers und des Mäcenas, und daher konnte man nicht den geringſten Fehler in ſeinen Gedichten wahrnehmen. Den Ovidius aber zu verfolgen, der landflüchtig war, das ward für ein Verdienſt, und für recht gehalten. Man hat dieſes an mehrern Schriftſtellern bemerket, welche viel oder wenig geachtet worden, nachdem ſie viel oder wenig Glück gehabt, und der Gunſt der Groſſen ſich in einem höhern oder geringern Grad rühmen können. Was die Proſodie anlangt, ſo ſtößt Virgilius oft dagegen an, und es iſt nichts ungewöhnliches bey ihm, wenn er ſagt:

Et ſpumas miſcent argenti, vivaque ſulphura.

Dergleichen trift man oft bey ihm, niemals aber bey dem Ovidius an. Denn ungeachtet der letztere alles

alles auf der Flucht ſcheint geſchrieben zu haben, ſo bemerkt man doch allenthalben eine wundernswürdige Ordnung in der Proſodie. In ſeinen Elegien endigen ſich alle ſeine Pentameter mit Biſyllabis. Dieſes muß man nothwendig bey einem Dichter bewundern, der alles in der Eile ſchreibt, inſonderheit da man wahrnimt, daß andre, welche faſt mit blutigen Schweiß ihm hierin nachzuahmen geſuchet, es nicht zu bewerkſtelligen im Stande geweſen. Was die Schreibart betrift, ſo iſt ſolche bey beyden Dichtern vortreflich. Es ſcheint aber doch am ſicherſten zu ſeyn, wenn man dem Ovidius folget. Virgil bedient ſich verſchiedener Redensarten, welche den Leſer aufmerkſam machen, ob ſie auch recht gebraucht worden, als immiſſa barba, für promiſſa, affectare/deetram, für jungere, corpore exit tela, für eludit ictus corpore u. ſ. f. Man kann dieſe Redensarten zwar nicht verwerfen, weil man ſie bey einem ſo großen Dichter findet. Man trägt aber doch Bedenken, ſich derſelben auch zu bedienen. In Abſicht auf die Deutlichkeit der Schreibart übertrift Ovidius nicht allein den Virgil, ſondern auch alle andre Dichter, ja alle lateiniſche Schriftſteller. Denn es mag die Materie, wovon er handelt, erhaben oder niedrig ſeyn, ſo herrſcht allenthalben eine gleiche Deutlichkeit. Hiedurch unterſcheiden ſich die Gedichte des Ovidius von allen andern. Es hat mich dieſes oft in Verwunderung geſetzt, und auf die Gedanken gebracht, daß er vor allen andern Menſchen von der Natur recht zum Poeten gemacht worden. Virgil iſt auch bey den leichteſten Materien dunkler und ſchwerer

zu

zu verſtehen als Ovidius, wenn derſelbe von den dunkelſten und wichtigſten Materien redet. In einigen von ſeinen Büchern iſt eine jede Strophe einem ſinnreichen und mit vielem Fleiß ausgearbeiteten Sinngedicht ähnlich, dabey aber doch auch zu gleicher Zeit ſo deutlich, daß ein Schulknabe, ohne daß man es ihm zu erklären nöthig hat, alles verſtehen kann. Alle Wörter ſtehen in ihrer natürlichen Ordnung, und man kann ſeine gebundene Schreibart von der ungebundenen nicht anders als allein durch die erhabenen und zierlichen Gedanken, und durch die ungezwungene, aber doch auch zu gleicher Zeit ordentlich eingerichtete Proſodie unterſcheiden. Aber eben dieſer Umſtand, welcher ihm billig die größte Bewunderung hätte zuwege bringen ſollen, hat ihm, wie es ſcheint, vielmehr allerhand widrige Urtheile zugezogen. Denn die meiſten Menſchen finden dem Anſehen nach nur an ſolchen Sachen einen Geſchmack, die ſie nicht verſtehen; und dunkle Ausdrücke, welche doch vielmehr die Ungeſchicklichkeit eines Schriftſtellers an den Tag legen, erhalten bey ihnen den Namen einer majeſtätiſchen und erhabenen Schreibart. Mit der Tonkunſt iſt es auf gleiche Art beſchaffen. Je ſchwerer und weniger übereinſtimmend ein Stück iſt, deſto mehr wird es von ſolchen Leuten bewundert, welche ſich für die größten Kenner ausgeben. Man kann dieſe Leute mit dem Schulmeiſter vergleichen, deſſen Quintilian erwehnet. Derſelbe verwarf alles, was ſeine Schüler redeten oder ſchrieben, wo es nicht dunkel und unverſtändlich war, und rief ihnen daher beſtänig zu, σκοτισον, σκοτισον.

Wenn

Wenn ſie dieſem Befehl gefolget waren, ſo ſagte er: So iſt es recht, denn nun verſtehe ich es ſelbſt nicht. Tanto melius, ne ego quidem intellexi. Solte jemand glauben, daß ich dieſes Urtheil zu weit getrieben, der darf nur die Gedichte beyder Poeten ohne eine gelehrte Auslegung leſen. Wenn man die prächtigen Beſchreibungen anführet, die man bey dem Virgil findet, ſo halte man die Fabeln des Ovidius von dem Narciß, von dem Wiederhall u. ſ. f. wie auch ſeine Beſchreibung des Gedichtes des Neides, des Hungers, der Peſt u. ſ. f. dagegen. Man gehe alle Gedichte des Virgils durch, und urtheile alsdenn, ob man zierlichere Verſe als dieſe antrift,

Flammas moveoque feroque

welche man in der Klage des Narcißus findet,

Se ſequiturque fugitque,

wodurch die Strafe des Irions angedeutet wird.

Conſequitur motus velociter ignibus ignes.

Wodurch das Herumlaufen des Tiſiphons mit brennenden Fackeln beſchrieben wird. Man leſe noch verſchiedene andere, als:

—— —— Mortisque timorem
Morte fugant, ultroque vocant venientia fata.

ferner,

Egerit hic fluctus, aequorque refundit in aequor.

und urtheile alsdenn, ob dieſe Gedanken nicht allemal gegen die zierlichſten Ausdrücke des Virgils, als gegen das bekannte

Qua-

Quadrupedante putrem ſonitu quatit ungula campum,

und dergleichen, die Wage halten können, welches die Bewunderer des Virgils als die höchſte Stuffe anſehen, wohin ein poetiſcher Geiſt ſteigen kann. Dergleichen Verſe haben zu verſchiedenen ſeltſamen Anmerkungen Anlaß gegeben, die man zum Ruhme des Virgils gemacht hat, daß er nämlich ſeine Verſe nach der Materie dergeſtalt einzurichten gewußt, daß er bisweilen gleichſam ohne Zügel in ſeinen Verſen gerennet, bisweilen aber wie eine Schildkröte gekrochen. Man führt zum Beweis an, wenn es heißt

Qua data porta ruunt

wenn er die ſchnelle Bewegung des Windes abmahlt. Ferner

Olli ſedato reſpondens ore Latinus

wenn er die Rede eines bedachtſamen Mannes beſchreibt. Es iſt aber wahrſcheinlich, daß dieſes dem Virgil niemals in den Sinn gekommen, und daß er als ein ſo witziger Kopf ſich niemals bemühet, ſeinen Verſen durch eine ſolche Erfindung ein Anſehen zu geben. Man kann eben dieſelben Anmerkungen über alle andre Poeten machen, und wenn man ſich die Mühe geben, und die Schriften des Virgils durchgehen will, ſo wird man finden, daß er niemals darauf gedacht, ſich ſolche Regeln zu nutze zu machen. Denn der allererſte Vers, worinn er den ſchläfrigen Hirten Tityrus vorſtellet, geht in vollen Sprüngen:

Tity retu patulae recubans ſub tegmine fagi

wie auch,

Saevus ubi Aeciadae telo jacet Hector,
ubi ingens.

Ich wollte einige hundert Verſe anführen, welche einem dergleichen thörichte Einfälle zu benehmen geſchickt ſind. Ich habe noch nichts von den Hirtenliedern des Virgils geſagt. Solche ſind angenehm, zierlich und poetiſch, wenn man einen jeden Abſatz für ſich ſelbſt und allein betrachtet. Wenn man aber eine jede Ecloge überhaupt und zuſammen anſiehet, ſo findet man insgemein darinn keinen Zuſammenhang. Um davon überzeugt zu werden, darf man nur eine von dieſen Eclogen in eine itzt gebräuchliche Sprache überſetzen. Ob ich in allem, was ich geſagt, geirret, das will ich dem Urtheil andrer überlaſſen. Ich bin indeſſen auch nicht ſo gar verblendet, daß ich, da ich die Fehler des Virgils angezeiget, nicht auch zugleich ſeine vorzüglichen Eigenſchaften und ſeinen groſſen poetiſchen Geiſt bewundern ſollte. Ich laſſe mich auch daher mit niemanden in einen Streit ein, der ihn für einen der gröſten Dichter hält, welche das Alterthum hervorgebracht hat. Ich behaupte bloß, daß Ovidius mit ihm in eine Claſſe geſetzt werden, und nicht geringer als er, gehalten werden muß. Ich habe auch dieſes alles bloß zu dem Ende geſchrieben, um dem Ovidius die Ehre zu geben, welche ihm zukommt, nachdem ich wahrgenommen, daß die Critici immer fortfahren, von dieſem auſſerordentlichen Dichter kaltſinnig zu urtheilen, und ihm nicht nur den Virgil, ſondern auch den Horatz vorziehen, worinn ſie aber, meinem Bedünken nach, zu weit gehen. Ich bin ꝛc.

Der neunzehnte Brief.

Mein Herr,

Unter den Wörtern, welche in den meiſten europäiſchen Sprachen ihren Namen behalten haben, iſt auch das Wort Moneta befindlich. Es heißt in der italieniſchen Sprache Moneta, in der Spaniſchen Moneda, in der franzöſiſchen Monnoye, in der engliſchen Money, in der deutſchen Münze, und in der däniſchen und ſchwediſchen Sprache Mynt. Wegen des Urſprungs dieſes Wortes hat man verſchiedene Muthmaßungen. Die gemeinſte Meynung iſt, daß dieſes Wort daher entſtanden, weil die Juno einmal bey einem großen Geldmangel den Römern in dem Kriege, den ſie wider den Pyrrhus geführet, zu Hülfe gekommen, und ihnen Geld verſchaffet. Denn man findet, daß die Römer dieſe Göttin nachher unter dem Namen Juno Moneta verehret, und verordnet, daß die Münzen in ihrem Tempel ſollten gepräget werden. Andre leiten das Wort Moneta von Monendo, oder erinnern her, weil das Merkzeichen, welches die Obrigkeit auf die Münzen ſetzen

 läßt,

läßt, zur Erinnerung und Verſicherung dienet, daß die Münze gültig ſey. Die Münze iſt übrigens, allem Anſehen nach, weit älter, als das Wort, wodurch man dieſelbe ausdrückt. Denn die heilige Schrift erwehnt bereits der Silberlinge, welche Abimelech der Sara gegeben. Indeſſen iſt die Münze allem Vermuthen nach, ſehr rar, und nicht ſonderlich gangbar geweſen, weil nach Maßgebung der älteſten Geſchichte, Handel und Wandel bloß durch Vertauſchung der Waaren getrieben worden. An einigen Orten iſt die Münze ſehr ſpät im Gebrauch gekommen. In Rom war zu den Zeiten der Könige der Gebrauch Münzen, und beſonders in Gold und Silber, zu prägen unbekannt. Man meynt, daß die erſte Silbermünze 484 Jahr nach Erbauung der Stadt geprägt worden. Und wenn dieſes ſich alſo verhält, ſo muß das erſte Geld, oder Pecunia, wovon zu den Zeiten der Könige geredet wird, und welches von Pecus den Namen erhalten, von Kupfer geweſen ſeyn. Dieſes iſt auch daher wahrſcheinlich, weil die Römer alle Arten der Münze oder des Geldes mit dem Worte Aes beleget. Schulden nannte man Aes alienum, und die Schatzkammer Aerarium, oder den Ort, wo man die Kupfermünzen bewahrte. Man muß ſich übrigens nicht durch die Namen irre machen laſſen, und weil in den alten Schriften der Seckel, Talente, Pfund und Mark gedacht wird, daher den Schluß machen, daß die geprägte Münze jederzeit im Gebrauch geweſen. Denn dadurch wird keine geſchlagene Münze, ſondern nur ein gewiſſes Gewicht an Metall

Metall angezeigt. Nummi non cuſi, ſed computatitii. So wie es noch heutiges Tages in China gebräuchlich iſt, wo man keine geprägte Münze hat, ſondern das Gold und Silber in Stücken ſchneidet, und alſo die Waaren einkauft, wesfalls auch die dortigen Kaufleute insgemein eine Wagſchale und einen Probierſtein bey ſich führen. Es iſt übrigens ſchwer zu beſtimmen, woher die vielerley Arten von Münzen, als Mark, Schilling, Doyt ꝛc. dieſe Benennungen erhalten. Von der am meiſten gebräuchlichen Münzſorte, nämlich von den Thalern, weiß man den Urſprung der Benennung anzugeben, weil die erſten zu Joachimsthal in Böhmen geprägt, und daher Joachimsthaler genennet worden. Von der in Deutſchland ſo ſehr gewöhnlichen Münzſorte der Groſchen giebt man folgenden Urſprung an; daß Wenceslaus der Andre, König in Böhmen, zuerſt ſolches Geld prägen laſſen, welche nach dem Münzmeiſter, der ein Italiener war, und Groſſo hieß, Groſchen genannt worden. Wenn ſie, mein Herr, den Urſprung der in Dännemark und Norwegen gewöhnlichen Münzſorten wiſſen, und ſich die nordiſche Münzhiſtorie bekannt machen wollen, ſo werden ſie ſolche in meiner Beſchreibung von Dännemark und Norwegen antreffen, wo ich von dieſer Sache in dem Capitel von dem Münzweſen ausführlich gehandelt habe. Ich will zum Beſchluße nur noch dieſes einzige anführen, daß die Fremden dieſes hauptſächlich an unſrer nordiſchen Münze ausſetzen, daß in dieſen Reichen gar zu viele kleine Münzſorten geprägt worden,

den, welches eine große Beſchwerlichkeit verurſachet, wenn große Summen ſollen auf einmal ausgezahlet werden. Denn an den meiſten Orten werden keine kleine Scheidemünzen mehr gepräget, als die man zu geringen Ausgaben auf dem Markte oder in andern Fällen nöthig hat. Dieſer Beſchwerlichkeit iſt durch die Bancozettel einigermaſſen abgeholfen. So daß, wenn auch ſonſt keine andre Urſachen vorhanden wären, man bloß deswegen allein die Aufrechthaltung und Dauer der Königlichen Bank zu wünſchen Urſache hat. Ich bin ꝛc.

Der zwanzigſte Brief.

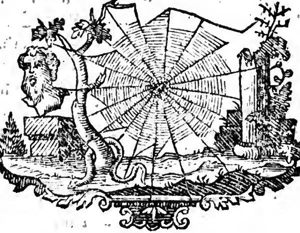
Mein Herr,

Sie melden mir den tödtlichen Hintrit unſers gemeinſchaftlichen Freundes, und glauben, daß nichts größers zum Ruhme des Verſtorbenen könne geſagt werden, als daß derſelbe, ungeachtet er ſelbſt Mittel von ſeinen Eltern geerbet, und viele Jahre ein Amt verwaltet, welches andere reich gemacht, er dennoch nichts hinterlaſſen habe. Sie ſtehen zugleich in den Gedanken, daß ein ſolcher Mann billig auf gemeine Koſten prächtig ſollte begraben werden. Ich habe dagegen nichts ſonderliches einzuwenden, ich glaube aber doch, daß der Verſtorbene annoch einen weit größern Ruhm würde verdinet haben, wenn er entweder ſein geerbtes Vermögen zu erhalten, oder ſolches durch eine ordentliche Haushaltung zu verbeſſern geſucht hätte, um der Verſuchung deſto eher widerſtehen zu können, bey einem unvermutheten Unglücksfall auch zu den Mitteln zu greifen, deren ſich ſeine Vorweſer in dieſem Amte bedienet haben. Ich weiß wol, daß dieſe Betrachtung insgemein keinen Beyfall findet, und daß die meiſten dieſes hauptſächlich an einem Ariſtides, an einen Phocion, und an andern bewundern, daß ſie große Aemter verwaltet, und

dennoch arm geſtorben. Es iſt dieſes allerdings ein Beweis von ihrer uneigennützigen Aufführung. Es iſt aber auch zugleich ein Beweis von der Unachtſamkeit in ihrer eigenen Haushaltung. Denn man urtheilet insgemein von der Fähigkeit und Vorſichtigkeit eines Mannes in öffentlichen Geſchäften nach dem Proben, die derſelbe in ſeiner eigenen Haushaltung gegeben hat. Meinem Bedünken nach, kann ein Staatsmann dem Pericles in dieſem Stücke am ſicherſten folgen, von dem uns Plutarchus und andere Skribenten folgende Abbildung hinterlaſſen. Niemand, heißt es, hat wichtigere und einträglichere Aemter verwaltet, als dieſer große Athenienſer, welcher viele Jahre die Einkünfte von allen griechiſchen Städten in Händen gehabt. Er konnte der Generaleinnehmer faſt von ganz Griechenland genannt werden, und war im Stande, einen unſäglichen Reichthum zuſammen zu bringen. Nichts deſtoweniger behielt er bey dieſem Poſten, der einen jeden andern hätte in Verſuchung führen können, dennoch ſtets reine Hände. Er nahm keine Geſchenke an, und verachtete den Reichthum aufs äuſſerſte. Die Gelder, welche im Ueberfluß in die Schatzkammer zu Athen eingiengen, wandte er wiederum im Ueberfluß zum Nutzen der Stadt an. So groß aber ſein Abſcheu war, ſich der öffentlichen Gelder zu bedienen,

dienen, welches er doch ohne Gefahr hätte thun können, ſo ſorgfältig war er an der andern Seite, ſeine eigenen Mittel zu erhalten. Denn in dieſem Stücke ließ er eine Oeconomie ſehen, welche bis auf die äuſſerſte Sparſamkeit hinaus gieng. Er hielte ſeinen Rechnungsführer an, zu gewiſſen Zeiten ordentlich Rechnung abzulegen, und die Ausgaben, welche in ſeiner Haushaltung vorfielen, waren nicht nach ſeinem Stande, ſondern nach den Einkünften von ſeinem eigenem Vermögen eingerichtet. Mit dieſer Aufführung wahren zwar ſo wenig ſeine Frau als ſeine Kinder zufrieden, und hielten eine ſolche eingeſchränkte Haushaltuug für unanſtändig für einen Mann, der jährlich ſo große Schätze zu verwalten hatte. Pericles aber verachtete dieſes Urtheil, und blieb bey ſeinem einmal gefaßten Vorſatz, das Beſte des gemeinen Weſens ohne den geringſten Eigennutz zu verwalten, und bloß von ſeinen eigenen Mitteln, jedoch ſolchergeſtalt zu leben, daß der Hauptſtuhl nicht angerühret werden durfte; dadurch erwarb er ſich den Namen eines Mannes, der das Geld verachtete, und dennoch auch zugleich ein guter Haushalter war. Durch die Vorſicht, welche er anwandte, ſeine eigenen Mittel zu erhalten, ſetzte er ſich in

den Stand, den größten Verſuchungen zu widerſtehen, denen man bey einem ſolchem Amte unterworfen iſt. Wenn man nun die Aufführung des Ariſtides mit dem Betragen des Pericles zuſammen hält, ſo kann man folgende Vergleichung anſtellen. Sie verwalteten beyde große Aemter, welche beyden die beſte Gelegenheit gaben, ſich zu bereichern. Der erſtere ſtarb arm, welches ſeine Ehrlichkeit anzeiget. Der letztere aber ſtarb weder reicher noch ärmer, als er war, ehe er zu dieſem Amte gelangete, woraus ſeine Ehrlichkeit und Vorſichtigkeit zugleich hervorleuchtet. Es iſt demnach ſicherer, dem Exempel des Pericles als des Ariſtides zu folgen. Ich bin 2c.



Der

Der
ein und zwanzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie ſtehen in den Gedanken, daß ich in meiner Kirchenhiſtorie in dem Punct, was die Concubinen der Geiſtlichkeit betrift, zu weit gegangen, indem ich ſolche dem Anſehen nach mit den Huren vermenget. Dieſes aber habe ich nicht gethan. Ich weiß ſehr wohl, daß nicht nur die Chriſten, ſondern auch die Heiden ſtets einen Unterſcheid unter den Concubinen und Huren gemacht haben, ungeachtet verſchiedene Lehrer ſolche miteinander vermenget. Es iſt mir auch bekannt, daß man ein Concubinat als eine halbe Ehe angeſehen, und gewiſſermaßen eine dreyfache Art verheyratheter Frauen angenommen, nämlich erſtlich, diejenigen, welche mit denen in einem jeden Lande gewöhnlichen Feyerlichkeiten verheyrathet wurden, und von denen man ſich nicht ſcheiden konte, ohne ihnen ihr Heyrathsgut zurück zu geben. Dieſes waren die ächten Ehefrauen, und die Kinder, welche aus ſolchen Ehen gezeuget wurden, waren die rechtmäßigen Erben ihrer Eltern. 2) Hiernächſt folgten diejenigen Ehen, welche nicht mit den gewöhn-

wöhnlichen Feyerlichkeiten eingegangen wurden. Die Frauen, welche man ſich auf eine ſolche Art beylegte, wurden Uxores Morganaticae, und dergleichen Verheyrathungen Ehen an der linken Hand genannt. Solche Verbindungen waren in vorigen Zeiten ſehr gebräuchlich, und ſind auch noch hin und wieder üblich. Man ſollte faſt denken, daß dergleichen Ehen zu allererſt in Norden aufgekommen, weil das Wort Morganatica von dem Worte Morgengabe herkommt, welches das Geſchenke anzeigt, daß der Mann einer ſolchen Frauen an dem Tage nach der Hochzeit zu ſchenken pflegte. Man findet aber in der römiſchen Hiſtorie, daß ſolche ungleiche Ehen vorlängſt im Gebrauch geweſen. Die dritte Gattung verheyratheter Frauen machten die ſogenannten Concubinen aus, welche gleichſam als durch das Band der Ehe vereinet, mit einem Manne allein lebten, ohne dennoch würklich mit ihm ordentlich verheyrathet zu ſeyn. Eine ſolche Frau war zur Treue gegen ihren Mann, wie eine rechte Frau verbunden, und ward daher eine halbe Frau genannt. In den Novellen heißt ſie Socia, quae uxorem imitatur. Man ſieht daraus, daß der Name nichts bey ſich führet, welches der Ehre nachtheilig iſt. Eine Concubine war von einer Beyſchläferin unterſchieden. Solcher Art waren die Concubinen, von denen in der Kirchenhiſtorie geredet wird, und welche zwar von verſchiedenen Kirchenvätern verdammt, nichts deſtoweniger aber doch geduldet worden. Man meynt, daß der Kayſer Leo Philoſophus der erſte geweſen, der in ſeinen Novellen dergleichen Ehen im Orient verboten,

boten, an welches Verbot ſich aber die Chriſten in den Abendländern nicht gekehret. Denn hieſelbſt wurden die Concubinate noch lange nachher erlaubt, und nicht eher als im Jahr 1563 auf der tridentiniſchen Kirchenverſammlung ſchlechterdings verboten. Der Pabſt Pius der Fünfte bekräftigte dieſes Verbot im Jahr 1566, und endlich ward ſolches auch in Deutſchland im Jahr 1577 durch die Reichspoliceyordnung verboten, worin der 26 Tit. von leichtfertiger Beywohnung handelt. Seit dieſer Zeit ſind die Concubinate von allen ſo wol proteſtantiſchen als römiſchcatholiſchen Caſuiſten durchgehends verdammt worden. Ich ſage mit Bedacht, durchgehends, weil verſchiedene, die auf ſolche Art in die Welt gekommen, ſich nicht haben wollen für unächte Kinder halten laſſen, und daher antwortete der bekannte Toland, wie man ihm vorwarf, daß er von einer Concubine eines Prieſters gebohren worden, daß er deswegen doch ein ächtes Kind ſeyn könnte. Man kann hieraus abnehmen, was man von den Concubinen der Geiſtlichen, deren in der Kirchenhiſtorie gedacht wird, als ein Unpartheyiſcher urtheilen kann, daß ſolche nämlich weder Weiber noch Huren geweſen. Die Toleranz, welche die römiſche Kirche in dieſem Stücke ſehen ließ, zeigt übrigens den rechten Bewegungsgrund an, wesfalls die Ehen der Geiſtlichen verboten worden, und daß die Urſache, ungeachtet die Päbſte ſolche angeben, nicht darin beſtanden, daß die Prieſter durch die Ehen nicht an ihren Verrichtungen möchten gehindert werden; denn der Name und Titel thut nichts zur Sache, und die Verhinderung

rung war einerley, das Weib möchte den Namen einer Frauen oder einer Concubine führen, ſondern die eigentliche und wahre Abſicht der Päbſte beſtand bey dem Verbot der Prieſterehe bloß darin, daß die Prieſter einzig und allein von den Päbſten, nicht aber von den weltlichen Herren abhangen möchten, deren Gunſt ſie, da ſie keine Kinder, und alſo auch keine Beförderung für dieſelben nöthig hatten, gegenwärtig nicht weiter bedürften. Ich kann nicht umhin, zum Beſchluß annoch anzuführen, daß die Eingepfarrten ſelbſt ihre Seelſorger gezwungen, Concubinen zu halten, damit ihre eigene Frauen unangefochten bleiben möchten. Nicolaus *de Clemangiis* redet folgendergeſtalt davon. Laici non aliter volunt presbyterum tolerare, niſi Concubinam habeat, quo ſuis ſit conſultum uxoribus. Ich bin ꝛc.

Der

Der zwey und zwanzigſte Brief.

An das Collegium Politicum auf dem Lande.

Hochweiſe, Höchſtzuehrende Herren,

Der Beyfall, den meine höchſtzuehrende Herren einigen von meinen politiſchen Vorſchlägen gegönnt haben, und das geneigte Urtheil, welches ſie davon gefället, daß ſolche zum Nutzen und zur Zierde des Vaterlandes abzielten, hat mich aufgemuntert, mehrere dergleichen Unterſuchungen anzuſtellen, die ich einer ſo aufgeklärten Verſammlung nach und nach mitzutheilen nicht ermangeln werde. Die Beylage, welche ich diesesmal zu überſenden mir die Freyheit nehme, und dero Urtheil unterwerfe, ſcheint zwar bey dem erſten Anblick weder nützlich, noch ſonderlich wichtig zu ſeyn. Die überklugen Leute in dieſer Stadt urtheilen auf eben dieſelbe Art davon, ich hoffe aber doch, wenn dero Scharfſinnigkeit, welche bey der Unterſuchung einer Sache bis in das innerſte derſelben dringet, erſtlich meinen Vorſchlag recht erwegen wird, daß ſie ſolchen nicht allein für nützlich, ſondern auch unſerm Vaterlande für rühmlich erklären werden. Es iſt bekannt, daß Zeitvertreib und

und Spiele denen Menſchen unentbehrlich ſind, inſonderheit aber denen dienen angeprieſen zu werden, welche mit beſchwerlichen Verrichtungen umgeben ſind. Da die Noth demnach dieſes erfordert, ſo halte ich dafür, daß derjenige ſeine Zeit wohl anwendet, der einen ſolchen Zeitvertreib ausfündig zu machen ſuchet, worinn das nützliche und angenehme miteinander verbunden iſt. Nun aber iſt die Jagd in allen Ländern jederzeit von hohen Standesperſonen für das gröſte Vergnügen gehalten worden. Verſchiedene begeiſterte und apocalyptiſche Leute haben zwar aus Mitleiden gegen die Hirſche und Haſen, welche ſie faſt brüderlich lieben, gegen die Jagd geprediget, und ſolche für eben ſo ſündlich, als wie die Comödien und den Tanz gehalten. Sie haben vorgegeben, daß man ſich an vielen andern Dingen vergnügen könnte, ohne zu einem ſo blutigen Zeitvertreib, und zu der Niederlage unſchuldiger Thiere zu ſchreiten. Man könnte ſich ja, wie ſie ſagen, nach ihrem Beyſpiel richten, und mit Rauchtoback, Wein, Bier, oder anderm noch ſtärkern Getränke erquicken, wodurch der Geiſt nicht nur erfriſchet, ſondern auch eine gewiſſe Art der Andacht erwecket würde. Ich laſſe dieſes dahin geſtellet ſeyn, weil ich mich nicht erkühne, mit begeiſterten Leuten zu ſtreiten. Weil ich aber ſelbſt keinen Geſchmack an dem Zeitvertreib finde, worinn dieſe Leute ſich verlieben, ſo bin ich darauf bedacht geweſen, eine gewiſſe Jagd zu erfinden, welche auch dieſe Art von Leuten ſich nicht unterſtehen wird, zu tadeln. Dieſe Jagd, welche nicht allein unſchuldig und angenehm, ſondern auch philoſophiſch iſt,

habe

habe ich auf dem beygefügten Bogen beſchrieben, welchen Vorſchlag ich dem weiſen Urtheil des großen Staats-Collegii in der Provinz willig unterwerfe.

Vorſchlag zu einer unſchuldigen, nützlichen und philoſophiſchen Unterjagd.

Dieſe Uebung beſteht darinn, daß man eine Jagd nach den Fliegen im Hauſe und in den Zimmern anſtellet. Dieſe Jagd kann nicht eher als gegen Ende des Septembers ihren Anfang nehmen, und ſo lange fortgeſetzt werden als der October-Monat währet. Denn weil die Menge dieſer Thiergens in den warmen Monaten gar zu groß iſt, ſo würde es eine vergebliche Arbeit ſeyn, wenn man dieſe Jagd in dieſen Monaten anfangen wollte. Die Jagd wird folgendergeſtalt angeſtellet. Man füllet ein Gefäß mit Waſſer, worinn man die Fliegen wirft, die man mit der Hand gefangen hat. Man muß dabey einen gedoppelten Vortheil, ſowol zu Lande als zu Waſſer gebrauchen. Wenn man einen glücklichen Fang thun will, ſo muß man die Fliegen von forn, nicht aber hinterwärts angreifen. Man muß ſich auch nicht von den Gefangenen betriegen laſſen, welche bisweilen ſo liſtig ſind, daß ſie eine lange Zeit gleichſam als todt in der Hand liegen bleiben, daß die Jäger daher meynen, ſie hätten nichts gefangen, und darüber oft die Beute fahren laſſen. Bey dem Waſſer iſt dieſes zu beobachten, daß man die Fliegen mit Macht hinein werfen muß. Wenn man dieſes unterläßt, ſo ſpringen die ſtärkſten und hurtigſten gleich wieder auf,

durch denn die ganze Arbeit nicht allein vereitelt, ſondern der Jäger oft noch oben im Kauf verſpottet wird, wenn der Gefangen geweſene gleich darauf kein Bedenken trägt, ſich auf des Jägers Naſe zu ſetzen. Ew. Hochweisheiten werden dieſes alles villeicht für einen bloßen Scherz halten, und urthélen, daß alles, was ich angeführet, mit meinem Verſprechen nicht überein komme, weil ſie darinn weder etwas nützliches noch auch einen angenehmen Zeitvertreib entdecken können. Ich habe aber das Vertrauen, daß ein ſo weiſes Collegium ſeine Gedanken ändern werde, ſobald ich nur meine Erklärung werde vorgetragen haben. Ich geſtehe, daß dieſe Jagd auf eine viel gemächlichere Art kann angeſtellt werden, und daß dieſe Thiere weit bequemer entweder durch einen Fliegenwedel, oder durch vergiftetes Waſſer, oder auch auf eine andere Art können ausgerottet werden. Je größer aber die Bequemlichkeit iſt, womit eine Sache verrichtet werden kann, deſto geringer iſt das Vergnügen. Das Spiel, gleich oder ungleich, iſt nicht ſo angenehm als das Schachſpiel. Das Vergnügen bey dieſem Fang beſteht darinn, daß dazu eine Behendigkeit ſowol zu Waſſer als zu Lande erfordert wird, und der Nutzen iſt darinn zu ſuchen, daß man die verſchiedenen Eigenſchaften der Fliegen kennen lernet. Denn man findet, daß, was die Behendigkeit anbetrift, die Fliegen eben ſo ſehr von einander unterſchieden ſind, als ein liſtiger Lakay und dummer Eſeltreiber. Eine Fliege verräth ſich gleich, die andre aber liegt unbeweglich in der Hand, wenn ſie gefangen worden, und erlangt dadurch ihre Freyheit wieder.

wieder. Eine andre ſpringt gleich wieder aus dem Waſſer heraus, ehe ſie durch und durch naß wird, und rettet dadurch ihr Leben, eine andere aber, welche nicht mit einer ſolchen Gegenwart des Geiſtes begabt iſt, bleibt ſtille liegen, bis es zu ſpät iſt, ſich zu retten. Wenn alſo der Fang nach dem von mir gelegten Plan angeſtellet wird, ſo iſt ſolcher nicht allein angenehm, ſondern auch nützlich, und kann zu verſchiedenen philoſophiſchen Betrachtungen Anlaß geben, welche noch weit gründlicher ſind, als diejenigen, welche man über die nun gewöhnlichen Jagden mit Hirſchen, Haſen und andern Thieren anſtellen kann. Ich kann, was mich betrift, verſichern, daß ich, da ich beyde Arten von Jagden verſucht, in alle Wege eben ſo viel Vergnügen bey der einen als bey der andern finde, inſonderheit da bey der Fliegenjagd nach meinem Plan kein Blut vergoſſen wird, dergeſtalt, daß auch die allerbarmherzigſten und andächtigſten Seelen, ja eine Anna Owena ſelbſt ſich kein Bedenken machen dürfen, dieſe Jagd vorzunehmen. Tödtet man dieſe Thiere mit einem Fliegenwedel, ſo wird dabey Blut vergoſſen, bringt man ſie aber durch vergiftetes Waſſer ums Leben, ſo handelt man wider das Völkerrecht, welches befiehlet, daß man ſich dergleichen Mittel auch gegen die ärgſten Feinde nicht bedienen ſoll. Alles, was man hiergegen einzuwenden im Stande iſt, kommt auf folgende Stücke an. Man kann ſagen, weil bey dieſer Jagd der Leib nicht beweget wird, ſo fällt der Endzweck hin, wesfals man ſonſt dergleichen Leibesübungen hauptſächlich vorzunehmen pflegt. Weil aber dieſe Jagd vornehmlich

lich zum Beſten ſolcher Perſonen erfunden iſt, die bereits ein hohes Alter erreichet haben, ſo iſt auch die Bewegung nach ihrem Vermögen und nach ihren Kräften eingerichtet. Der andere Einwurf beſteht darinn, daß die unſchuldigen kleinen Creaturen weit mehr durch einen ſolchen langſamen Todt im Waſſer gemartert werden, als wenn man ſie mit einem Fliegenwedel todt ſchlägt. Man kann aber darauf antworten, daß die allerzärtlichſten Menſchen, welche nicht ohne Entſetzen anſehen können, wenn ein Thier zertreten wird, doch ohne Bewegung ſehen können, wenn ſolches ins Waſſer geworfen wird. Ein ſolcher Todt iſt auch mit mehrerer Ehre verknüpft, indem mancher Seeheld ſich auf dieſe Art zu ſterben gewünſchet hat. Und weil dieſe Jagd allein im October angeſtellet wird, als in dem unglücklichſten Monate für dieſe Thiere, weil ſie durch die Kälte langſam gemartert werden, bis ſie endlich umkommen, ſo iſt es weniger ſchmerzhaft, und mehr ruhmwürdig für ſie, auf die angezogene Art zu ſterben. Ich habe, wie ich bereits erwehnet, beyde Uebungen verſucht, ich habe Haſen und Hirſche, ich habe auch Fliegen nach der eben angeführten Art gejaget, und befunden, daß, wenn man die Eilbildung einigermaßen zu Hülfe nimt, es auf eins hinaus läuft, wenn die Jagd nach meiner neuen Erfindung eingerichtet wird. Sollte man ja glauben, daß dieſe Uebung etwas niedriges und unanſtändiges an ſich habe, ſo irret man ſich. Denn die Geſchichte lehret, daß der Kayſer Domitianus, welcher unter allen Regenten ſeine Hoheit am eifrigſten behauptet, der Fliegenjagd gänzlich ergeben

geweſen. Ja ich bin verſichert, wenn dieſer Herr die von ihm ſo ſehr geliebte Fliegenjagd nach meinem Plan einzurichten gewußt hätte, er würde eine noch größere Luſt daran gefunden, und mich zur Belohnung für meine Erfindung zum Oberjägermeiſter an dem römiſchen Hofe ernannt haben. Eine ſolche Belohnung erwarte ich zu dieſen Zeiten ſo wenig, als ich ſolche hoffen darf. Es iſt mir Ehre und Belohnung genug, wenn ich nur das Vergnügen haben kann, zu vernehmen, daß dieſe meine Erfindung ſo glücklich geweſen, den Beyfall eines ſo weiſen Collegii zu finden. Ich kehre mich im geringſten nicht daran, was andre hievon urtheilen. Wenn die Mitglieder der hohen Schule dieſes alles für eine Pedanterey halten, ſo bitte ich ſie, eine unpartheyiſche Vergleichung zwiſchen dieſer meiner Abhandlung und vielen von ihren gelehrten Schriften anzuſtellen, welche von den Schuhen, Pantoffeln, Stiefeln, Halsbändern und andern Kleiderſchmuck der alten Römer handeln. Man mag indeſſen über meine Erfindung urtheilen, wie man will, ſo kann ich doch meine Arbeit beſſer vertheidigen, als diejenigen, welche ſich bemühen, andern die Kunſt beyzubringen, wie man die Menſchen am leichteſten ermorden kann. Ein gewiſſer franzöſiſcher Abbé hat ſich dieſes inſonderheit ſehr angelegen ſeyn laſſen, indem er einen weitläuftigen Tractat von dem rechten Gebrauch der Bomben geſchrieben, und darinn gezeiget, wie man ganze Städte auf die kürzeſte Art in Brand ſtecken, und Schulen und Kirchen in die Aſche legen kann. Ich bin ꝛc.

Der

drey und zwanzigſte Brief.

Mein Herr,

Ich bin ihnen gar ſehr verpflichtet, daß ſie mir den unlängſt ans Licht getretenen Tractat von den Ketzereyen zuſenden wollen. Die von dem Verfaſſer der Welt mitgetheilte Ketzerliſte iſt größer als ich gedacht habe, und vielleicht auch größer, als ſie billig hätte ſeyn ſollen. Verſchiedene vernünftige Gottesgelehrte haben die Liſte der Heiligen gemuſtert, und viele canoniſirte Heilige gleichſam bey dem Arm wieder aus dem Paradies herausgeführet, und es iſt gewiß eine gleiche Muſterung in Abſicht auf die Liſte der Ketzer nöthig. Viele haben ganz unſchuldig eine Stelle auf derſelben erhalten, weil man ihnen ſolche Lehrſätze beygelegt, die ſie niemals behauptet, und andre ſind bloß einiger Redensarten halber verketzert worden, da ſie doch, was die Lehre ſelbſt betrift, mit den Orthodoxen völlig einig geweſen, und die eine Parthey die andre nur nicht verſtehen wollen. Ich habe in meiner Kirchenhiſtorie deutlich gezeiget, daß die großen Ketzereyen, die man dem Neſtorius, Eutyches, und andern beygelegt, und wesfalls große

und

und allgemeine Kirchenverſammlungen gehalten worden, bloß in verſchiedenen Redensarten beſtanden, wozu die heftigen Streitigkeiten Anlaß gegeben. Man kann eben daſſelbe Urtheil von verſchiedenen Streitigkeiten fällen, welche unter den Proteſtanten nach der Reformation entſtanden ſind. Denn, wenn die ſtreitende Partheyen nur ihrem Eifer Einhalt gethan, und die Frage, worüber ſie ſtritten, ordentlich eingerichtet und auseinander geſetzt hätten, ſo würde man mit leichter Mühe entdeckt haben, daß der ganze Streit aus einem Mißverſtändniß entſtanden, wozu die nicht mit genugſamer Ueberlegung gebrauchten Redensarten Anlaß gegeben. Ich könnte davon verſchiedene Beyſpiele zum Beweis anführen, ich will es aber nur bey einigen bewenden laſſen. Nicolaus Amsdorf vertiefte ſich in dem Streite, den er mit dem Georgius Major hatte, der das Verdienſt der guten Werke gar zu ſehr zu erheben ſchien, dergeſtalt, daß er auf die andre Seite verfiel, und behauptete, daß die guten Werke zur Seligkeit ſchädlich wären. Allem Anſehen nach aber iſt dieſer ganze Krieg nur ein Wortſtreit geweſen. Denn, wenn die ſtreitenden Gottesgelehrten dieſen Krieg mit Sanftmuth geführet, und ſich einander recht hätten verſtehen wollen, ſo würde man geſunden haben, daß Amsdorf durch dieſen Ausdruck nichts anders ſagen wollen, als daß die guten Werke zur Seligkeit ſchädlich wären, wenn man ſich darauf verlieſſe, und gar zu ſehr darauf pochte. Denn kein vernünftiger Menſch, geſchweige denn ein Chriſt, wird die Worte des Amsdorfs nach den Buchſtaben annehmen.

Der Streit, ob die Erbſünde etwas zufälliges ſey, oder die Subſtanz des Menſchen ausmache, wie Flacius in einer Unterredung behauptete, hat gleichfalls zur Vermehrung der Ketzerliſte Anlaß gegeben, ob man gleich auch behaupten kann, daß derſelbe ein bloßer Wortſtreit und von der Beſchaffenheit geweſen, daß man ihm billig keinen Platz unter den Religionsſachen oder theologiſchen Materien einräumen ſollen. Viele vernünftige Gottesgelehrte ſtehen gleichfalls in den Gedanken, daß der Streit zwiſchen den Evangeliſchen und Reformirten wegen des Leibes Chriſti im Abendmahl nicht hinlänglich zu einer ſo großen Trennung ſey, indem beyde Partheyen, in dem Stück, was die Religion betrift, vollkommen einig, und nicht nur von der Nothwendigkeit des heiligen Abendmahls, ſondern auch von der chriſtlichen Vorbereitung zu demſelben, und der daraus entſpringenden Wirkung überführet, daß alſo dieſer Streit als bloß philoſophiſch anzuſehen. Andre urtheilen auf eine gleiche Art von dem Hauptſtreit zwiſchen den Lutheranern und Reformirten, der die Prädeſtination betrift, indem die Reformirten ſo wol als die Evangeliſchen behaupten, daß GOtt keinesweges die Sünde veranlaſſe, und die erſten behaupten, daß man dieſes nicht zu einer Folge ihrer Lehre von der Prädeſtination machen müſſe, ſo wie die Evangeliſchen es nicht zu einer Folge ihrer Lehre von der Vorherſehung GOttes wollen gemacht haben. Dieſes letzte laſſe ich indeſſen an ſeinen Ort geſtellet ſeyn. Uebrigens kann man diejenigen am ſicherſten unter die Ketzer rechnen, welche ihren Nebenchriſten

chriſten ohne eine vorhergegangene genaue Unterſuchung verketzern. Viele aber kann man aus der Ketzerliſte herausnehmen, und an deren Stelle einen heiligen Cyrillus, einen heiligen Epiphanius, einen Theophilus, und unter den neuern einen Calov wieder hineinſetzen. Denn die größte Ketzerey beſteht darinn, wenn man von der Sittenlehre Chriſti abweicht, die zur Einigkeit anräth, und befiehlet, daß man ſeinen irrenden Nächſten mit Sanftmuth tragen, und auf den rechten Weg zu bringen ſuchen ſoll. Ich bin ꝛc.

✠ ✠ ✠ ✠ ✠ ✠ ✠ ✠ ✠ ✠ ✠ ✠ ✠ ✠ ✠

Der
vier und zwanzigſte Brief.

Mein Herr,

Ich habe mit Vergnügen das mir von ihnen zugeſandte Werk des gelehrten Clericus, welches er Ars critica nennet, durchgeleſen. Jn finde aber, daß dieſer berühmte Mann eine Hauptregel vergeſſen, nach welcher man die rechte Meynung eines Skribenten beurtheilen kann, wenn ſolche von dem Schriftſteller entweder aus Bosheit oder aus Furcht unter andern Worten verborgen worden. Der vortrefliche Criticus, P. Hardouin, der eine Sache weit tiefer als andre Menſchen eingeſehen, hat durch ſeine ungemeine Scharfſinnigkeit entdecket, daß in den meiſten alten Schriften, die man für die beſten und erbaulichſten hält, ja in den Schriften ſelbſt, die man den heiligſten Kirchenvätern beylegt, die giftigſten und ſchädlichſten Lehren verborgen liegen, und alſo nicht von den heiligen Männern, denen man ſie zuſchreibt, ſondern vielmehr von Atheiſten abgefaßt worden. Man kann ſich nicht mehr um die Wahrheit verdient machen, als wenn man ſolchen Skribenten die Maske abziehet, welche den Wölfen in Schaafskleidern ähnlich ſind, und unter ihren heiligen und ſüßen Wor-

ten die größten Gottloſigkeiten, die unreineſten Gedanken, und die bitterſten Satyren verſtecken. Wer ſollte denken, daß unter der dem Schein nach ſo unſchuldigen Vorrede zu dem römiſchen Rechte die bitterſte Satyre gegen den Geſetzgeber verborgen läge. Dieſes hat indeſſen doch ein Criticus entdecket. Die Worte z. E. die in dem zweyten Titel vorkommen, und alſo lauten: Tunc noſtram extendimus curam ad immenſa veteris prudentiae volumina et opus deſperatum, quaſi per medium profundum euntes adimplevimus, haben einen ganz andern Verſtand, als die Ausleger ihnen insgemein beylegen. Ein juriſtiſcher Harduin hat darinn die Liebe des Kayſers Juſtinians zu der berüchtigten Theodora abgemahlet gefunden. Man darf dieſe Zeilen nur genau unterſuchen, um hievon überführt zu werden, und einzuſehen, daß dieſelben eben die Bedeutung haben, als der Anfang des römiſchen Rechts, wo es heißt: Rem non novam nec inſolitam aggredimur. Denn da der bekannte Juriſt Bulgarus an dem Tage nach ſeiner Hochzeit ſeine Vorleſungen mit dieſen Worten anfieng, merkten ſeine Zuhörer augenblicklich, was er damit ſagen wollte, und daß er mit dem Geſetzgeber in einerley Umſtänden wäre, weil er in der Brautnacht befunden, daß ſeine Frau bereits ihre Jungfrauſchaft verloren. Mir haben ſolche Entdeckungen Anlaß gegeben, die Betrachtung anzuſtellen, daß man durch Hülfe gewiſſer critiſchen Regeln Dinge entdecken kann, die unter der äußern Schale verborgen liegen, und daß alle Erklärungen, die man bisher über die berühmten Skribenten,

und inſonderheit über die Poeten gemacht, ungegründet und von keinem Nutzen ſind. Letzthin warf ich kaum meine Augen auf den gröſten unter den Dichtern, den Vilgil, als ich ſogleich merkte, daß alle bisher darüber von den Gelehrten gemachte Erklärungen für unnütz zu halten. Dieſer Poet fängt ſeine Hirtenlieder folgendergeſtalt an:

Tityre tu patulae recubans ſub tegmine fagi
Sylveſtrem tenui Muſam meditaris avena.

Unter dieſen Worten liegt eine bittere Satyre auf einen andern Dichter verborgen, welches ohne Zweifel Ovidius geweſen. Der eigentliche Verſtand dieſer Worte iſt folgender. Tityre, der du dich unter dem Schatten eines Baumes bemüheſt, ungeachtet du nicht mehr zum Liebesſpiel taugeſt (tenui meditaris avena) mit einer feurigen und ſtarken Waldnymphe (ſylveſtrem Muſam) zu ſcherzen. Ich merkte gleich durch Beyhülfe meiner critiſchen Regeln, wohin Virgil gezielet, und habe bey weiterer Durchleſung ohne Mühe gefunden, wie ſehr die Ausleger in ihren gewöhlichen Erklärungen geirret. Ich habe das vornehmſte davon aufgezeichnet, welches ich ihnen, mein Herr, bey einer andern Gelegenheit mittheilen will, da ich ihre eifrige Bemühung kenne, welche ſie anwenden, den Schlüſſel zu verſchiedenen Schriften, die ans Licht treten, herauszubringen. Gegenwärtig will ich

nur

nur die Ehre haben, zu berichten, daß ich den Hauptſchlüßel zu dem Heldengedichte des Virgils gefunden, und entdecket, daß in demſelben eine feine Satyre auf den römiſchen Feldherrn Marcus Antonius enthalten iſt, deſſen Falſchheit und Untreue er mit verblümten Worten abmahlet, und ſeine wahre Meynung dergeſtalt zu verbergen weiß, daß ein Einfältiger, der alles nach den Buchſtaben annimt, darauf ſchweren ſollte, der Held in dieſem Gedichte ſey ein Pietiſt geweſen. Man findet in der Hiſtorie der Dido die Falſchheit des Antonius gegen ſeine tugendhafte Gemahlin Octavia abgemahlt, welche er ſchändlich verlies, um ſeine neue Liebe zu einer veſtaliſchen Jungfrau zu ſtillen, die von dem Dichter unter der heiligen Sybille verſteckt wird, in deren Höhle er, wie der Poet ſagt, niedergeſtiegen. Hieher gehöret eigentlich der bekannte Vers:

Per varios caſus, per tot diſcrimina rerum
Tendimus in Latium.

Es iſt faſt keine Fabel in den Verwandlungen des Ovidius, die nicht auf eine gewiſſe Perſon zielet, die zu ſeinen Zeiten gelebet. Allem Anſehen nach hat der Kayſer Auguſtus, als ein ſcharfſinniger Herr, dieſes gemerket, und daher den Dichter ins Elend geſchicket. Unſer gemeinſchaftlicher Freund, der Herr L * *, der gegenwärtig mit mir an einem Zwecke arbeitet, glaubt in den alten griechiſchen und römiſchen Poeten Weißagungen von den merkwür-

würdigſten Begebenheiten anzutreffen, die bis auf unſre Zeiten geſchehen ſind. Meinem Bedünken nach aber gehet er in dieſem Stücke zu weit, und ich kann ihm hierinn nicht beypflichten. Inſonderheit kann ich es an dem gelehrten Rector, Magiſter Simon, nicht billigen, der bey dem Virgil ſolche Dinge anzutreffen glaubt, die zu ſeinen Zeiten in der Schule zu Drontheim vorgegangen. Unter andern Auslegungen, welche er zu machen pflegt, fällt mir eben diejenige ein, die er mir einmal über dieſen Vers des Virgils zuſchickte:

—— —— Celſa ſedet Aeolus arce
Sceptra tenens: mollitque animos, et temperat iras.

In dieſen Worten war ſeiner Meynung nach die Aufführung eines gewiſſen Schulbedienten, Ole Peerſens, abgemahlet, den er einmal in einem Kruge mit den Karten in der Hand überrumpelt. Er erklärte demnach dieſe Worte folgendergeſtalt: Aeolus, oder Olaus, ſitzet am Ende des Tiſches in dem Schloße, (dieſes war der Name des Kruges) mit dem Stock in der Hand, und ſteuret die andern, wenn ſolche ſich bey dem Spiel erzürnen. Weil ich aber in allen Dingen die Mittelſtraſſe erwähle, ſo halte ich dergleichen Erklärungen für übertrieben. Man muß in der Critik Maaße halten. Alles, was man mit Gewißheit hievon ſagen kann, beſteht darinn, daß viele, auch dem Anſehen nach die einfältigſten, Schriften mit Geheimnißen angefüllet ſind,

die man durch eine geſunde Critik ans Licht bringen kann. Wenn ich die Ehre habe, mündlich mit ihnen zu reden, ſo will ich mir ein Vergnügen daraus machen, ihnen die Art und Weiſe zu zeigen, wie man den Schlüßel zu den verdächtigſten Schriften finden kann, inſonderheit zu der unterirdiſchen Reiſe Nicolaus Klims, und zu der Hiſtorie des Peter Paars, in welchen beyden Büchern Dinge von der äuſſerſten Wichtigkeit verborgen liegen. Ich bin ꝛc.

* * * * * * * * * * * * * * * *

Der fünf und zwanzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir, daß man ihnen zweene von meinen Briefen gezeiget, die ich neulich geſchrieben, und welche mit einem ſolchen Scherze angefüllet, der ſich für mich als einen ſolchen bejahrten Mann nicht ſchicke, inſonderheit da man nicht abſehen könne, was für ein Nutzen durch einen ſolchen Scherz geſtiftet, oder was für ein Endzweck dadurch erhalten werden ſollte. Ich weiß zwar nicht eigentlich, was ſie für Briefe meynen, weil ſie aber ſchreiben, daß ſolche vor kurzer Zeit erſtlich abgefaßt worden, ſo ſchlieſſe ich daraus, daß es die beyden ſind, von denen der eine Brief einen Vorſchlag zu einer philoſophiſchen Unterjagd enthält, der andre aber meiner Bemühung Erwehnung thut, die ich angewandt, den Schlüſſel zu verſchiedenen Schriften zu finden, indem ich bemerkt, daß auch in den dem Anſchein nach höchſteinfältigen Schriften viele wichtige Dinge verborgen liegen, die ohne einen Schlüſſel nicht verſtanden werden können. Der bekannte Petrus Loyer könnte auf

ſolche

ſolche Art, wie ſie ſchreiben, ſeinen Geburtsort und ſeinen ganzen Lebenslauf in dem Homer finden. Ich hätte gedacht, daß ſie bey dem erſten Anblick dieſer Briefe unverzüglich würden wahrgenommen haben, daß dieſe beyden Stücke nichts anders, als eine feine Satyre enthalten, welche eine deſto gewiſſere und ſtärkere Wirkung thun, je mehr ſolche übertrieben zu ſeyn ſcheinen. Auf dieſe Art verfuhr Socrates, und bediente ſich beſtändig der Ironie, um die Thorheiten zu beſtreiten, die zu ſeinen Zeiten am meiſten im Schwange giengen. Bey der Fliegenjagd fallen einem jeden ſogleich zwey Dinge in die Augen; und zwar erſtlich, daß der gröſte Theil desjenigen, was man Zeitvertreib nennet, allein in der Einbildung beſtehet, und hiernächſt, daß dasjenige Spiel das angenehmſte iſt, welches in der Mode iſt, und von vornehmen Standesperſonen am meiſten geliebet wird. Es wird aber auch zu gleicher Zeit derjenigen geſpottet, welche ihre Zeit auf unnütze Beſchäftigungen wenden, die von eben ſo geringer Wichtigkeit ſind, als die in meinem Briefe angeführte Erfindung. Ich habe dieſes bey dem Schluſſe des Briefes deutlich genug zu verſtehen gegeben, und wenn ſie dieſes nur etwas genauer angeſehen hätten, ſo würden ſie keine weitere Erklärung von mir verlangt haben. In dem zweyten Briefe wird die Thorheit derjenigen lächerlich gemacht, welche ſich einbilden, daß in allen Schriften wichtige Heimlichkeiten verborgen liegen, und daher mit der gröſten Sorgfalt den Schlüſſel zu einem Hauſe zu finden ſuchen, wo alle Thüren offen ſtehen. Mit ſolchen Menſchen, deren

Mißtrauen aus Unwiſſenheit und Einfalt herrühret, muß man nicht ernſthaft verfahren. Denn die Erfahrung zeigt, daß man durch ernſthafte Vorſtellungen bey ihnen nichts ausrichtet, ſondern daß ſolche Leute vielmehr dadurch in ihrer Thorheit beſtärket werden. Ueber dergleichen Auslegungen haben ſich viele Skribenten beſchweret, weil ſie öfters hören müſſen, daß man ihre Schriften auf eine ſeltſame Art ausgedeutet, und ihnen Meynungen angedichtet, die ihnen niemals in den Sinn gekommen. Niemand kann davon mehr aus der Erfahrung reden, als ich ſelbſt. Meine Scherzgedichte, meine Schauſpiele, die Hiſtorie von Peter Paars, und die Reiſe des Nicolaus Klim hat viele thörichte Menſchen in Bewegung geſetzt. Viele bilden ſich ein, den Hauptſchlüſſel in der Taſche zu haben, wodurch ſie verborgene Dinge an den Tag bringen, und den Sachen eine Meynung beylegen können, die nirgends anders, als in ihrem Gehirne, anzutreffen iſt. Andre ſuchen annoch den Schlüſſel, den ſie bisher noch nicht finden können, wie ſehr ſie ſich auch die Augen gerieben. Derjenige aber, der den Schlüſſel ſucht, iſt eben ſo thöricht, als derjenige, der ihn glaubt gefunden zu haben, und ſie haben beyde eine Arzney nöthig. Eine Thorheit muß durch die andre gehoben werden. Dieſes iſt die Abſicht, welche ich bey meinen beyden letztern ſcherzhaften Briefen gehabt habe, und ich glaube dadurch bey ſolchen Leuten mehr Nutzen geſtiftet zu haben, als wenn ich ihnen ernſthafte Erinnerungen und Unterweiſungen in der rechten Auslegungskunſt gegeben hätte. Wenn man vernünftig handeln will,

ſo muß man eine Schrift erſtlich ganz durchleſen, ehe man von der Abſicht des Skribenten urtheilet. Denn, wenn man auf einen oder den andern Abſatz in einer Materie ſeine Ausdeutung gründet, ohne ſeine Abſicht auf den ganzen Zuſammenhang zu richten, und ſich dabey doppeltlautender Worte bedienet, ſo kann man in einer Schrift alles finden, was man will; und dieſes iſt die Quelle, woraus falſche Weiſſagungen, Ketzereyen, und ſo viele ſtreitige Lehrſätze entſtanden. Ich bin ꝛc.

Der
ſechs und zwanzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie berichten mir in ihrem letzten Schreiben, daß ſie meine Betrachtungen geleſen, die ich über die Fabel des Mandeville von den Bienen gemacht habe. Sie meynen, daß ich, um eine Schwierigkeit zu heben, in eine andere gerathen, und behauptet, daß ein Staat nicht allein ohne Geld beſtehen, ſondern ſogar auch in einen blühenden Zuſtand geſetzt werden könne. Nach ihren Gedanken ſchwächt das Beyſpiel, welches ich von der Lacedämoniſchen Republik hergenommen, meine Anmerkungen mehr, als daß es dieſelbe beſtärken ſollte, indem die Hiſtorie zeigt, daß die Stadt durch den Geldmangel, ohne welches nichts zu Stande gebracht werden kann, in eine ſolche Noth gerathen, daß die hochmüthigen Lacedämoniſchen Feldherren in den Vorzimmern der perſiſchen Statthalter ſklaviſche Aufwartungen machen muſten, um Subſidien zur Unterhaltung ihrer Flotte und ihres Kriegsheeres zu erbetteln. Ich gebe dieſes ſehr gerne

gerne zu, aber mein Satz wird dennoch dadurch nicht geſchwächet. Denn die Stadt gerieth nicht durch den Geldmangel in dieſe Verwirrung, ſondern weil ihre Regierſucht ſie in ſolche Umſtände gebracht hatte, daß ſie des Geldes nicht entrathen konnte. Der Geſetzgeber ſcheint in dieſem Fall nicht vorſichtig genug geweſen zu ſeyn. Denn da er den Lacedämoniern den Gebrauch des Goldes und Silbers unterſagt, ſo ſollte er ihnen auch mit einer gleichen Strenge die Begierde unterſagt haben, über ihre Nachbaren zu herrſchen. Lycurgus ſcheint zwar dieſe Abſicht gehabt zu haben. Es erhellet aber aus der Hiſtorie dieſer Stadt, daß er entweder kein deutliches Geſetz zur Einſchränkung der Regierſucht gegeben, oder daß die Lacedämonier mit der Zeit ein ſolches Geſetz aus der acht gelaſſen. Sie lieſſen es eine lange Zeit dabey bewenden, die Hiloten und Meſſenier im Zaum zu halten, und in dem perſiſchen Kriege begnügten ſie ſich lediglich mit dem Commando über die vereinigte griechiſche Kriegsmacht, welches ihnen die andern griechiſchen Städte freywillig übertragen hatten. Sie wurden aber endlich durch die Herrſchſucht ſo ſehr eingenommen, daß ſie nicht nur die Herrſchaft über Griechenland zu erhalten, ſondern auch die perſiſche Monarchie über einen Haufen zu werfen ſuchten. Da alſo die Republik eine andre Geſtalt angenommen hatte, und von ihrem alten Grundſatze abgewichen war, ſo war das Geſetz, wodurch der Gebrauch des Goldes und Silbers verboten ward, mehr für ſchädlich als nützlich anzuſehen. Es iſt bekannt, was ſo wol

Armuth als Stolz für Wirkungen nach ſich ziehen; und es kann nichts thörichters erdacht werden, als auf das Geld Verzicht zu thun, und dennoch zugleich ſich in ſolche Umſtände zu ſetzen, daß man ſolches unumgänglich gebrauchet. Es verdient demnach die That des Lyſanders, welche mit ſo ſchwarzen Farben abgemahlet wird, da er bey dieſen Umſtänden Geld in die Lacedämoniſche Schatzkammer brachte, mehr gerühmt, als getadelt zu werden. Es verhält ſich damit folgendergeſtalt. Nachdem Lyſander dem Peloponneſiſchen Kriege ein Ende gemacht, und einen großen Reichthum erworben hatte, ſo ſchickte er den Gylippus mit 1500 Talent, oder 15 Tonnen Goldes, nach Lacedämon, um dieſes Geld in die Schatzkammer der Stadt zu bringen. Die vornehmſten des Raths aber ſetzten ſich entgegen, und ſahen den Lyſander nicht nur als einen Uebertreter der Grundgeſetze der Stadt an, ſondern riethen auch, ſich eines Schatzes zu entſchlagen, der nicht anders als eine Peſt und als ein Verderben für die Republik angeſehen werden könnte, welche bereits einige hundert Jahre ohne den Gebrauch des Goldes und Silbers geblühet hätte. Andre aber brachten es dahin, daß man die Mittelſtraſſe erwählte, und es ward endlich verordnet, daß das in die öffentliche Schatzkammer gebrachte Geld, einzig und allein zum Beſten des gemeinen Weſens angewandt werden ſollte. Wenn aber jemand überführet werden könnte, daß er ſich deſſelben zu ſeinem beſondern Nutzen bedienet, der ſollte am Leben geſtraft werden. Plutarchus, der alle Geſchichte

mit ſeinen Anmerkungen begleitet, und andre, die ihm hierinn blindlings folgen, halten ſich über dieſe Verordnung der Republik auf, und ſehen ſolche als eine Urſache an, daß der Staat in Verfall gerathen. Allein man kann mit Wahrheit ſagen, daß dieſe Verordnung eben ſo billig geweſen, als die darüber gemachte Critik ungegründet iſt. Es macht dieſer Umſtand mit Recht einen Zierrath in der Hiſtorie des Lyſanders aus, inſonderheit da man nach ſeinem erfolgten Ableben fand, daß er ſelbſt keine Mittel hinterlaſſen, ſondern alles getreulich, und ohne den geringſten Eigennutz in die öffentliche Schatzkammer gebracht hatte. Dieſes alles ſchwächt indeſſen doch meinen Satz nicht, worinn ich behauptet, daß ein Staat ohne Reichthum nicht allein unterhalten werden, ſondern auch blühen könne. Man kann dieſes aus der Hiſtorie von Lacedämon aufs deutlichſte wahrnehmen. Im Anfange war die Stadt mit ihren alten Gränzen zufrieden, und liebte das Kriegsweſen in keiner andern Abſicht, als bloß um ihr Eigenthum zu beſchützen. Ihre Nachbaren konnten daher nicht angetrieben werden, ein Volk anzugreifen, welches ſich allein gebrauchen ließ, den Frieden unter andern Städten wieder herzuſtellen, und eine mit Unrecht angegriffene Stadt wider die andre zu vertheidigen. Die griechiſchen Republiken wünſchten daher alle vielmehr die Erhaltung, als den Untergang der Stadt, ſo lange ſolche von dieſem Grundſatz nicht abgieng. Lacedämon hatte desfalls auch keine fremde Völker nöthig, die mit Geld muſten

unterhalten werden, ſondern es waren ihre eignen ſtreitbaren Bürger hinlänglich, die ohne Sold für die Ehre des Vaterlandes fochten. Im Nothfall aber bediente ſich die Stadt des Beyſtandes ihrer Bundsgenoßen, welche ihre Dienſte freywillig anboten. Die Geſchichte zeigt, daß dieſes alles wirklich geſchehen, und Lacedämon ſtärker, und in einem größern Anſehen, als irgend eine andre griechiſche Stadt geweſen. Bey dieſen Umſtänden würde das Betragen des Lyſanders tadelhaft, das Bedenken des Plutarchs aber gegründet geweſen ſeyn. Wie aber die Stadt anfieng, von ihrer alten Einrichtung abzuweichen, und ſich durch die Begierde, über andre griechiſche Städte zu herrſchen, hinreiſſen ließ, die Lacedämon nun nicht ferner als ein gemeinſchaftliches gerechtes Richthaus, ſondern als einen gefährlichen Nachbar anſahen, wider den man ſich bewaffnen müſte: ſo brauchte dieſelbe eine größere Macht, um ihren Zweck zu erreichen, und muſte alſo auch nothwendig Geld haben, um fremde Truppen zu werben, und Flotten auszurüſten. Man konnte alſo bey dieſen Umſtänden nichts klügers thun, als daß man das Geſetz des Lycurgs auf eine ſolche Art einſchränkte, daß die Bürger bey ihrer vorigen Armuth blieben, die öffentliche Schatzkammer aber mit ſo vielem Gelde verſehen ward, als nur zuſammen gebracht werden konnte. Daß ich alſo nicht ohne Grund Lacedämon angeführet, um meinen Satz zu behaupten, daß ein Staat ohne Reichthum in einem blühenden Zuſtande ſich befinden könne, ſolches erhellet aufs

deut-

deutlichſte aus dem, was ich angeführet, da die Stadt ſich in einen ſolchen Stand geſetzet, daß ſie keines Geldes bedurfte. Und dieſes Beyſpiel beweiſet, daß eine jede Republik, welche nur darauf bedacht iſt, ihr altes Eigenthum zu beſchützen, und Friede unter ihren Nachbaren zu ſtiften, nicht allein ohne alle Veränderung und Abnahme beſtehen, ſondern ſich auch durch ſolche friedfertige Grundſätze und Ausübung der Gerechtigkeit, eine Art der Herrſchaft über andre Städte erwerben könne. Ich bin ꝛc.

Der
ſieben und zwanzigſte Brief.

Mein Herr,

In der abgewichenen Woche war ich in einer Geſellſchaft wo man heftig ſtritte, ob man dem Herrn Bayle oder ſeinen Gegnern beypflichten müſſe, in dem Streite wegen der Wirkungen des Unglaubens und Aberglaubens; welcher Streit annoch währet, und vielleicht ſobald noch nicht entſchieden werden dürfte, indem es beyden Theilen nicht an Gründen und Beyſpielen fehlet, die aus der Hiſtorie und der täglichen Erfahrung hergenommen ſind, um die Meynung einer jeden Parthey zu beſtärken. Es iſt bekannt, daß Herr Bayle weitläuftig zu erweiſen geſucht hat, daß eine Geſellſchaft weit eher aus ungläubigen als aus abergläubiſchen Bürgern beſtehen könne, und daß der Aberglaube weit ſchädlicher ſey und einen Menſchen ärger mache als der Unglaube. Nachdem beyde Partheyen in obgedachter Geſellſchaft lange mit einander geſtritten, und alle Argumente und Exempel wiederhohlet, welche von Bayle und ſeinen Gegnern pflegen angeführt zu werden, ſo wandten ſie ſich zu mir, und baten mich, meine Meynung auch über dieſe Streitigkeit zu eröfnen. Ich entſchul-

ſchuldigte mich zwar, daß ich in dieſer Sache nicht Commiſſarius zu ſeyn verlangte. Je mehr ich aber mich entſchuldigte, deſto heftiger drang man in mich, und weil ich alſo merkte, daß ich mich nicht davon würde loswickeln können, meine Meynung zu eröfnen, ſo ſahe ich mich endlich genöthiget zu fragen, was ſie durch das Wort ungläubig verſtünden, ob ſie dadurch die ſogenannten Naturaliſten anzeigen wollten, welche bloß die Offenbahrung läugnen, aber doch dabey einen Gott erkennen, der nach dieſem Leben Strafen und Belohnungen austheilet; oder ob ſie dadurch die Ateiſten verſtünden, welche die Exiſtenz Gottes und die Auferſtehung der Todten läugnen. Ich muß mir, ſagte ich, hierüber zuförderſt dero Erklärung ausbitten, indem die erſtern von den letztern gar ſehr unterſchieden ſind. Denn, wenn ſie durch die Ungläubigen die Naturaliſten verſtehen, ſo trage ich kein Bedenken, ſie für nicht ſo gefährlich in einer Republik als die Abergläubigen zu erklären. Alle Anweſende in der Geſellſchaft antworteten mir einmüthig, daß ſie unter dem Worte Ungläubig ſolche Atheiſten verſtünden, welche das Daſeyn Gottes läugneten, und daß Herr Bayle hauptſächlich dieſe zu vertheidigen geſuchet. Ich antwortete hierauf: Die Exempel gewiſſer Perſonen, welche man insgemein anzuführen pflegt, ſind nicht hinreichend, und man kann daher nicht gewiß beſtimmen, welche von dieſen Leuten in einer Geſellſchaft am ſchädlichſten ſind. Am meiſten wundere ich mich, daß Herr Bayle ſich ſolcher Gründe bedienet,

um

um dieſen Streit zu entſcheiden. Denn er ſtreitet ſolchergeſtalt wieder ſeine eigne Lehre, welche darin beſteht, daß die Menſchen wider ihre eigne Grundſätze handeln, und ſich nicht durch die Begriffe, welche ſie ſich von der Religion, und von den Tugenden und Laſtern gemacht, ſondern allein durch ihre Affecten und Leidenſchaften lenken laſſen. Wenn dieſes ſich alſo verhält, ſo hätte z. E. ein abergläubiſcher Marius eines ungläubigen Spinozo Tugenden ausüben können, wenn er des Spinoza Gemüth gehabt hätte, und ein ungläubiger Spinoza hätte ein eben ſo ſchädlicher Bürger in einer Geſellſchaft ſeyn können, als ein abergläubiſcher Marius, als ein Catilina und Caligula, wenn er deren natürliche böſe Eigenſchaften gehabt hätte. Wie die Anweſenden dieſes hörten, ſo ſchien ihnen der ganze Streit unnütz und vergeblich geweſen zu ſeyn. Es ward hierauf ein Stillſtand getroffen, und ein jeder verfügte ſich nach Hauſe, nachdem man noch vorher darüber einig geworden war, daß weil eine jede Parthey ihren Satz auf Exempel, die aus der Hiſtorie entlehnet worden, gegründet, die bey einer genauen Unterſuchung wegfallen, man ſich mit andern Gründen bewafnen müſte. Ich habe nicht ermangeln wollen, ihnen von dieſer Unterredung Nachricht zu geben, und bin ꝛc.

* * *

Der
acht und zwanzigſte Brief.

Mein Herr,

Wie ich aus ihrem Schreiben bemerke, ſo gefällt es ihnen nicht, daß unſre däniſchen Schauſpiele in ungebundener Rede geſchrieben ſind, da die meiſten auswärtigen Comödienſchreiber ihre Schauſpiele in gebundener Schreibart abgefaſſet. Ich ſehe dieſes aber vielmehr als ein Zeichen und als einen Beweis von dem guten und natürlichen Geſchmack der däniſchen Nation an, indem nichts ſeltſamers und thörichters zu erdenken iſt, als Reden, die im täglichen Umgange vorkommen, in Verſe und Reime einzukleiden. Es ſcheint mir dieſes eben ſo widerſinnig zu ſeyn, als zu gleicher Zeit zu weinen und zu lachen. Die alten römiſchen und griechiſchen Schauſpiele ſind zwar alle in Verſen abgefaßt, und niemand unterſteht ſich, den alten Römern und Griechen, und inſonderheit den Athenienſern, den feinen Geſchmack in Beurtheilung der Schauſpiele abzuſprechen. Es läßt ſich aber doch noch verſchiedenes dagegen einwenden. Zwar werde ich bey denen nichts ausrichten, welche alles, was das Alterthum an der Stirn trägt, blindlings und ohne Ueberlegung bewundern.

Allein

Allein der Streit, ob der Geſchmack, der in den älteſten Zeiten geherrſchet, dem Geſchmack unſrer Zeiten vorzuziehen, und welcher von beyden der beſte ſey, iſt noch nicht ausgemacht. Wenn man aber auch den alten einen natürlichen Geſchmack in Abſicht auf die Schauſpiele einräumet, ſo kann man doch dadurch die heutiges Tages in Verſe eingekleideten Comödien nicht rechtfertigen. Die Griechen ſo wol als die Römer hatten verſchiedene Arten von Verſen, welche ſie nach den verſchiedenen Materien einrichteten. Unter dieſen waren einige, welche Jambi genannt wurden, von denen Horatz folgendergeſtalt redet:

Syllaba longa brevi ſubjecta vocatur Jambus.

Weil ſolche ſich der ungebundenen Schreibart am meiſten näherten, ſo wurden ſie am meiſten bey Schauſpielen und Satyren gebrauchet, und daher fielen ſie dem Zuhörer nicht ſonderlich fremd oder ungewöhnlich. Wir aber haben nur eine Art von Verſen, worinn wir alle Materien ausführen, und daher weichen wir von dem natürlichen ab, indem die Unterredungen, wie ſie im gemeinen Leben vorfallen, wenn man ſolche in einen heroiſchen und erhabenen Vortrag einkleidet, lächerlich werden. Die Alten würden ſich ohne Zweifel daran geſtoſſen haben, und iſt es nicht von ungefehr, ſondern gewiß mit Ueberlegung, die ihnen die Natur der Sache an die Hand gegeben, von ihnen geſchehen, daß ſie die jambiſchen Verſe zu ihren Schauſpielen erwählet. Bloß bey den Chören, die zwiſchen den Auf-

zügen ſingend vorgeſtellet wurden, bedienten ſie ſich einer erhabenen Versart. Dieſe Chöre ſollen, wie einige glauben, den Grund zu der nun eingeführten Oper gelegt haben, ungeachtet ſolche Chöre von einer ganz andern Beſchaffenheit waren. Denn ſie waren von den Stücken ſelbſt unterſchieden, und beſtunden in einem Liede zwiſchen den Aufzügen, um den Acteurs Zeit zu den übrigen Auftritten zu laſſen. Man kann alſo mit mehrerm Rechte ſagen, daß die Inſtrumentalmuſik, die nun zwiſchen den Aufzügen eingeführt iſt, an die Stelle der alten Chöre getreten. Es haben in neuern Zeiten einige den Verſuch gemacht, die alten Chöre wieder herzuſtellen, ſie haben aber keinen Beyfall gefunden. Die Königin Chriſtina von Schweden, welche in die römiſchen und griechiſchen Alterthümer ganz verliebt war, hat dieſes unter andern zu bewerkſtelligen geſuchet, aber auch damit nicht zu Stande kommen können. Ihr Liebling, Burdelot, hatte einmal veranſtaltet, daß Marcus Meibom, der ein gelehrtes Werk von der Muſik der Alten geſchrieben, öffentlich ein Chor nach der alten Art aufführen, und Naudäus nach demſelben tanzen ſollte. Weil aber Meibom, als der Sänger, eine ſehr ſchlechte Stimme hatte, und deswegen verſpottet ward, ſo verwandelte ſich dieſes Concert in eine Schlägerey. Der Inhalt der alten Chöre beſtand übrigens darinn, daß man ſingend über allerhand Tugenden und Laſter, wozu das Schauſpiel Anlaß gegeben hatte, moraliſirte. Die Chöre waren alſo gewiſſermaſſen dem Stücke mit einverleibet, und dennoch von einer ganz andern Beſchaffenheit, als

die

die nun gebräuchlichen Opern; wogegen ſich ſehr viel ſagen läßt. Denn wie es ſehr ungewöhnlich klinget, täglich Unterredungen in Verſen anzuhören, ſo iſt es noch viel unerträglicher, wenn man ſolche gar abſingt; und daher iſt, meinem Bedünken nach, der große Eifer, womit einige die Opern verfechten, lediglich einem verderbten Geſchmack zuzuſchreiben. Ich bin ꝛc.

Der
neun und zwanzigſte Brief.

Mein Herr,

Ich freue mich, daß ſie meiner Meynung in Abſicht auf die Oper beypflichten, und auch dasjenige nicht unangenehm finden, was ich von den Chören geſagt, die bey den Schauſpielen der Alten gebräuchlich waren. Sie verlangen gegenwärtig von mir zu wiſſen, wie lange dieſe Chöre im Gebrauch geweſen. Ich bin aber nicht im Stande, hievon in Abſicht auf die Comödien eine genaue Nachricht zu geben. Bey den Trauerſpielen hat man ſich ihrer eine lange Zeit bedienet, indem man noch die Chöre in dem Trauerſpiel des Seneca antrift. Bey den Luſtſpielen aber ſind ſie allem Vermuthen nach gleich nach den Zeiten des Ariſtophanes abgeſchafft worden, da die Luſtſpiele eine andere Geſtalt erhielten, und von dem Menander verändert wurden. Daß die Chöre in den Luſtſpielen des Menanders ausgelaſſen worden, ſolches kann man einigermaſſen daraus abnehmen, weil man ſie nicht in den lateiniſchen Schauſpielen des Terenz antrift, die nichts anders als überſetzte Stücke des Menanders ſind, wo man

nicht dafür halten will, daß die Römer dieſe Chöre nicht ſo geſchickt zu Luſt- als zu Trauerſpielen geſunden. Allem Vermuthen nach iſt indeſſen doch dieſe Veränderung zu den Zeiten des Menanders geſchehen, da die Athenienſer anfiengen die unzüchtigen und dreiſten Schauſpiele zu verabſcheuen, die von dem Ariſtophanes und andern verfertiget waren. Wie die alten griechiſchen Comödien beſchaffen geweſen, ſolches kann man aus den Stücken des Ariſtophanes abnehmen, die uns annoch aufbehalten worden. Dieſer Ariſtophanes beſſerte zwar die allerälteſten Schauſpiele aus, welche Theſpis eingeführet, und in allerhand groben, wilden und unzüchtigen Handlungen beſtunden, die von herumſchwärmenden Acteurs vorgeſtellet wurden. Er brachte die Schauſpiele in Ordnung, und ertheilte ihnen die Geſtalt, welche ſie noch haben. Allein die alte Unverſchämtheit und Dreiſtigkeit blieb doch noch zurücke. Denn ſeine Schauſpiele ſind nicht nur mit den unzüchtigſten Stellen angefüllet, ſondern er ſpottet auch in denſelben über die vornehmſten und anſehnlichſten Männer, die er ohne Scheu mit Namen nennet, und deren Geſtalt und Kleidung er durch vermummte Acteurs nachäffen läſſet, um ſie deſto kennbarer zu machen. Ja er ſpottet ſo gar über die Religion der Stadt und über die vornehmſten Götter der Griechen. Ich will, um dieſes zu beweiſen, einen kurzen Auszug aus einem der vornehmſten Stücke des Ariſtophanes mittheilen. In der Comödie, welche den Namen Plutus führet, ſagt **Mercurius**, weil die Athenienſer den

Göt-

Göttern ſo ſparſam und ſelten Opfer brächten, daß man im Himmel faſt für Hunger ſterben müßte, ſo ſey er genöthiget worden, ſeine Dienſte einem athenienſiſchen Bürger anzutragen, um bey demſelben entweder als Schreiber oder als Knecht zu dienen. Er wolle die ſauerſte Arbeit viel lieber übernehmen, als wider gen Himmel reiſen, wo weder etwas zu eſſen noch zu trinken ſey. In einem andern Schauſpiele (Ὄρνιθες) wird über die Religion noch ärger geſpottet. In demſelben heißt es: Die Vögel hätten mitten in der Luft eine Stadt gebauet, die den Göttern die Zufuhr abgeſchnitten, und verhindert, daß der Rauch von den Opfern, als die Nahrung der Götter, nicht in den Himmel kommen können, wodurch Jupiter ſo ſehr in die Enge getrieben worden, daß er ſich ergeben, und einen ihm höchſtſchimpflichen Friedenstractat mit dieſen Vögeln eingehen müſſen. Der Ort, wo dieſer Congreß gehalten ward, zu welchem Jupiter drey Götter als Gevollmächtigte abordnete, war ein mit allerhand Arten von Fleiſch angefüllter Speiſeſahl, welches bey einem von dieſen Geſandten, dem Hercules, einen ſolchen Appetit erweckte, daß er ſich erbat, beſtändig dort zu bleiben, um einen Bratenwender abzugeben. Man muß ſich bil-

lig wundern, daß die Athenienſer dergleichen Schauſpiele nicht nur dulden, ſondern auch ſich daran vergnügen können, inſonderheit da man findet, daß ſie ſonſt auch in den allergeringſten Sachen orthodox geweſen. Man ſiehet aber aus dieſem Exempel, daß die Orthodoxie und ein unordentliches Leben mit einander beſtehen können. Denn die Athenienſer konnten leiden, daß man über ihre Götter ſpottete, ſie konnten es aber nicht dulden, daß man auch nur im allergeringſten von der einmal angenommenen Religion abwich. In dem Schauſpiel, welches den Namen Νεφελαι führet, wird der groſſe Weltweiſe Socrates offenbar verſpottet, ungeachtet dieſer Philoſoph ſelbſt zugegen war, und mit Kaltſinnigkeit anſahe, wie ſeine Perſon auf die unwürdigſte Art verhöhnet ward. Ein andres Stück, welches den Namen Ιππεις hat, iſt zwar nicht ſo tadelnswürdig, als vielmehr ungemein dreiſt und verwegen. Denn in demſelben wird der athenienſiſche General Cleon lächerlich gemacht, und da niemand von den Schauſpielern es wagen wollte, den Cleon auf dem Schauplatze vorzuſtellen, ſo ſpielte Ariſtophanes ſelbſt dieſe Rolle, und nahm eine Maske vor, die dem Cleon ähnlich war. In dem Stücke ſelbſt werden die böſen Eigenſchaften dieſes Feldherrn abgemahlet. In einem andern Stücke, Εκκλησιαζουσαι genannt, ſpottet Ariſtophanes über die ganze Bürgerſchaft, und ſagt, daß die Einwohner durch die Weiber regiert würden. In demjenigen Stücke aber, welchem er den Namen Lyſiſtrata beygelegt, geht er noch weiter. Lyſiſtrata, von welcher das Stück den Namen erhalten, war die

Frau einer vornehmen Magiſtrats Perſon, und dieſe zeigt auf dem Schauplatze nicht nur die Unordnungen an, die in der Regierung im Schwange giengen, ſondern ſie fügt auch hinzu, daß ſie genöthiget ſey, ſich der Stadt nebſt der Schatzkammer zu bemächtigen, weil ſolche von den vierhundert Männern, denen die Regierung anvertrauet wäre, ausgeplündert würde. In eben dieſem Schauſpiele ſagt die Lyſiſtrata auch, daß die Weiber allein fähig wären, die eingeſchlichenen Unordnungen zu heben. So ſehen die Stücke des Ariſtophanes aus; und allem Vermuthen nach ſind die Schauſpiele des Cratini und Eupolis eben ſo beſchaffen geweſen, welche aber nicht bis auf unſre Zeiten gekommen ſind. Dieſes währte ſo lange bis Lyſander die Regimentsform veränderte, und den gemeinen Pöbel davon aus ſchloß. Von dieſer Zeit an haben die Comödienſchreiber ſich nicht mehr erkühnet, noch lebende Magiſtratsperſonen auf den Schauplatz zu bringen, und ſolche mit Namen zu nennen. Sie haben es bloß dabey bewenden laſſen, verdeckter weiſe über ſie zu ſpotten. Aber auch dieſes ward abgeſchaft, da Griechenland unter die Herrſchaft von Macedonien kam. Von dieſer Zeit an findet man in den Schauſpielen nichts anders, als einen unſchuldigen Scherz und eine wohlangebrachte Moral. Von dieſer Zeit nimt auch die ſogenannte neue Comödie ihren Anfang. Ich bin ꝛc.

Der dreyßigſte Brief.

Mein Herr,

Sie glauben, daß man von den heydniſchen Orakeln eben dasjenige ſagen könne, was ich von den in vorigen Zeiten ſo ſehr gewöhnlichen Feuer- und Waſſerproben geſaget. Ich glaube es auch, und halte dafür, daß man am wenigſten irret, wenn man behauptet, daß die Orakel nichts anders als eine Betrügerey geweſen. Dieſes hat der bekannte holländiſche Skribent van Dale weitläuftig darzuthun ſich bemühet, und viele catholiſche Schriftſteller, unter denen auch der berühmte Fontenelle iſt, haben ſeiner Meynung Beyfall gegeben. Die Einwendungen, welche man dagegen zu machen pflegt, werden theils von der Erfüllung der Orakel, theils von dem Zeugniß der Kirchenväter hergenommen, welche faſt einhellig dafür halten, daß der Teufel dabey, wie man zu reden pflegt, ſein Spiel gehabt. Die erſte Einwendung iſt von keiner ſonderlichen Erheblichkeit, und zwar eines theils, weil die meiſten Antworten, die das Orakel ertheilte, zweydeutig waren, und nach eignem Gefallen, und wie ein jeder es ſeinem Vortheil gemäß zu ſeyn glaubte, ausgedeutet werden konnten; andern theils auch, weil man nur allein darauf Acht gegeben, wenn ein Orakel eingetroffen,

troffen, nicht aber, wenn es, wie es meiſtentheils geſchahe, fehlgeſchlagen. Es iſt demnach mit den Orakeln wie mit unſern heutigen Nativitätſtellern und Sterndeutern beſchaffen, die ſo lange weiſſagen, bis es endlich einmal durch einen Zufall eintrift, und wenn ſolchergeſtalt der Ausgang mit ihrer Vorherverkündigung übereinſtimmet, als Propheten angeſehen werden. Was aber das Zeugniß der Kirchenväter betrift, ſo kann ſolches eben ſo wenig als ein Endurtheil angenommen werden, inſonderheit da die Erfahrung, die Geſchichte und die geſunde Vernunft dagegen ſtreiten; und diejenigen, welche die Ehre der alten Kirchenväter am eifrigſten vertheidigen, ſelbſt geſtehen müſſen, daß dieſe ehrlichen Herren öfters geſtrauchelt. Die klügſten und vornehmſten Heyden waren ſelbſt überzeugt, daß unter den Orakeln ein Betrug verborgen lag. Und die Hiſtorie zeigt, daß man durch eine zu rechter Zeit bezeugte Freygebigkeit das Orakel zu Delphis dahin bringen konnte, daß es weiſſagte, was man wollte. Daher ſagte Demoſthenes, daß das Orakel philippiſch wäre, weil man es durch Geſchenke dahin gebracht hatte, daß es zum Vortheil des macedoniſchen Königs weiſſagte, und er bat daher die Athenienſer, daß ſie dem Beyſpiel des Pericles und Epaminondas folgen, und an ſtatt das Orakel zu fragen, ihre eigne Vernunft zu rathe ziehen möchten. Zwar ſollen einige Orakels Sprüche ſo klar und umſtändlich geweſen ſeyn, daß man nicht wohl ſagen kann, daß die Erfüllung derſelben bloß durch einen ungefähren Zufall geſchehen, wohin man die Antworten, welche das Orakel dem

Crӧſus und nachher dem Kayſer Trajan ertheilet, zu rechnen pflegt. Weil aber alles, was man aufgezeichnet findet, nicht eben für eine unſtreitige Wahrheit zu halten, ſo kann auch die Meynung von einer hier vorgegangenen, und durch den Teufel bewirkten Zauberey nicht durch dieſe oder jene Hiſtorie allein beſtärkt werden, indem dergleichen Begebenheiten öfters bloß in dem Gehirne desjenigen, der ſie erzählet, zu Hauſe gehören. Wenn man die Orakelſprüche dem Teufel zuſchreibt, ſo iſt es nicht zu begreiffen, wie es möglich geweſen, daß der Teufel ſo oft falſch weiſſagen, oder ſich verleiten laſſen können, für Geld zu weiſſagen, welches er doch nicht nöthig hat. Und eben ſo wenig iſt es zu begreiffen, warum der Teufel dieſen Weiſſagungsgeiſt aus allen geſitteten Ländern weggenommen, und ſolchen bloß nach Indien und Afrika verſetzet. Einige Gottesgelehrte ſagen zwar, daß die Orakel aufgehöret, wie das Chriſtenthum ſeinen Anfang genommen; allein die Hiſtorie zeigt, daß die Orakel noch lange nachher gewähret, und unſre Reiſebeſchreibungen thun auch noch einiger Orakel Meldung, die bey gewiſſen weit entfernten Völkern angetroffen werden. Alle dieſe Schwierigkeiten aber werden gehoben, wenn man behauptet, daß alles entweder gar erdichtet, oder doch wenigſtens der Betrügerey der Opferprieſter zuzuſchreiben ſey. Unterſucht man aber die Urſachen, wodurch die Kirchenväter bewogen worden, die gegenſeitige Meynung zu vertheidigen, ſo beſtehen ſolche darinn: Dieſe guten Väter legten den alten Geſchichten, worinn der Orakel gedacht wird, gar zu großen

Glan-

Glauben bey, und weil ſie in ſolchen Orakeln etwas zu bemerken meynten, welches über natürlich zu ſeyn ſchien, ſo hielten ſie dafür, daß man dieſes entweder GOtt oder dem Teufel zuſchreiben müſte. Weil ſie es aber für ſündlich hielten, GOtt dergleichen beyzulegen, ſo müſten ſie aus Noth die Orakel zu einem Werke des Teufels machen, ſie lieſſen aber darüber aus der Acht, daß ſie auf ſolche Art dem Teufel eine Eigenſchaft beylegten, welche GOtt nur allein zukommen kann, nämlich künftige Dinge bis auf die futura contingentia und ungefähre Zufälle vorher zu ſehen, von denen einige behaupten, daß ſolche Begebenheiten nicht einmal unter der göttlichen Vorſehung begriffen ſind. Ich habe bey verſchiedenen Gelegenheiten ſcherzweis geſagt, daß dem Teufel öfters unrecht geſchehe, in dem gegenwärtigen Fall aber erweiſet man ihm, meinem Bedünken nach, gar zu viel Ehre, wenn man ihn der gröſten göttlichen Eigenſchaften theilhaftig machet. Vielleicht dürften einige einwenden: Wenn man alles, was von den Antworten der heydniſchen Orakel erzählt wird, für eine Betrügerey, und für eine Erfindung der Opferprieſter hält, ſo könnten manche daher Anlaß nehmen, auch an der Wahrheit der iſraelitiſchen Orakel zu zweifeln. Aber das iſt keine Folge. Denn man könnte auf ſolche Art auch ſagen: Weil man die meiſten Wunderwerke, die im Pabſtthum, wie man uns überreden will, ſollen geſchehen ſeyn, und noch geſchehen, nicht glauben will, ſo können andre daher Anlaß nehmen, auch an den Wunderwerken Chriſti und der Apoſtel zu zweifeln? Die wahren Orakel ſind von den fal-

ſchen gar zu leicht zu unterſcheiden, ſo wie die göttlichen Wunderwerke ihre gewiſſe Kennzeichen haben, wodurch ſie ſich von der menſchlichen Gaukeley unterſcheiden. Ich enthalte mich, ein mehrers hiervon anzuführen, da von keiner Materie wol leicht ſo viel als von dieſer geſchrieben worden. Wer ein mehrers davon zu wiſſen verlangt, kann ſolches bey dem oben angeführten Herrn van Dale und denen, die gegen ihn geſchrieben haben, im Ueberfluß finden. Ich will zum Beſchluß bloß noch der artigen Erfindung erwehnen, deren ein Engländer ſich bediente, um die Propheten und Wahrſager der neuern Zeiten zu beſchämen, und irre zu machen. Der bekannte engliſche Wahrſager hatte ſich eine Zeitlang damit abgegeben, künftige Dinge vorher zu ſagen. Um dieſem Wahrſager das Prophezeyen abzugewöhnen, gab ein ſinnreicher Kopf vor, daß er das Handwerk weit beſſer verſtünde, und den Tag ja gar die Stunde vorher ſagen könnte, wenn eine Sache geſchehen würde. Hierauf fing er an, von den Begebenheiten des künftigen Jahres zu weiſſagen, und ſagte unterandern, daß der berühmte engliſche Wahrſager zu einer gewiſſen Stunde des Nachts in einem Monate, den er willkührlich angab, plötzlich ſterben würde. Und weil er dieſes mit einer großen Gewisheit vorgab, ſo ward der Wahrſager dadurch nicht nur in eine große Angſt geſetzt, ſondern dieſe Begebenheit gab auch zum Gelächter und zu allerhand Scherzreden Anlaß. Ich bin ꝛc.

Der
ein und dreyßigſte Brief.

Mein Herr,

Es ſcheint, daß ihnen dasjenige was ich unlängſt von den Schauſpielen beygebracht, nicht unangenehm geweſen, indem ſie zu wiſſen verlangen, ob die Schauſpiele auch bey den Türken und andern morgenländiſchen Völkern im Gebrauche ſind. In den Reiſebeſchreibungen habe ich nichts beſonders angemerkt, welches hieher gezogen werden könnte. Wenn alſo die Türken, die Perſianer, die Indianer und andre weit entfernte Völker ſich derſelben bedienen, ſo müſſen ſolche Schauſpiele nicht viel auf ſich haben, und nicht wie bey uns auf öffentlichen Schauplätzen vorgeſtellet werden. Chardin bezeugt in ſeiner umſtändlichen Beſchreibung von Perſien, daß die Perſianer, wenn ſie ſich eine Luſt machen wollen, dazu ihre eignen Wohnungen erwählen, und allerhand Tänzer, Sänger und Gaukler dahin kommen lieſſen. In China allein findet man Schauſpiele, welche faſt eben wie unſre europäiſchen beſchaffen, und in Aufzüge und Auftritte eingetheilet ſind. Die Einheit des Orts und der Zeit aber, und andre theatraliſche Regeln werden in dieſen Schauſpielen nicht im geringſten

in Acht genommen, worüber man ſich um ſo viel weniger zu wundern hat, da dieſe Regeln in Europa auch nicht eher als im vorigen Jahrhundert, und kurz vor den Zeiten des Moliere beobachtet worden. Dieſe Schauſpiele werden auch bey den Chineſern insgemein bloß in den Häuſern der vornehmſten Herren oder der Mandarins nach der Mahlzeit vorgeſtellet, und die Chineſer ſind mit ihren Schauſpielen wohl zufrieden, wenn ſolche nur geſchickt ſind, den Zuſchauern einen Begrif von der Tugend und dem Laſter beyzubringen. Du Halde erwehnt in ſeiner Beſchreibung von China einer Sammlung von hundert Schauſpielen, welche unter der Regierung des Yvens ſollen ſeyn verfertiget worden, und führt unter andern ein Trauerſpiel an, welches den Titel hat: Tchao chi Cou ell, oder: **Der kleine vaterloſe Wayſe aus dem Hauſe des Tchao.** Dieſes iſt das fünf und achtzigſte Stück in der vorangeführten Sammlung, und iſt von dem P. de Premare ins Franzöſiſche überſetzt worden. Dieſer Premare ſagt, daß die Chineſer zwiſchen einem Trauer- und Luſtſpiel keinen Unterſcheid machen. Eine jede Geſellſchaft von Schauſpielern beſteht bey ihnen aus acht oder neun Acteurs, von denen ein jeder ſeine eigne Rolle und ſeinen beſtändigen Character hat, wie ſolches auch bey den italieniſchen Schauſpielen gewöhnlich iſt, von denen ich in meinen lateiniſchen Briefen geredet habe. Die überſetzte Tragödie beſteht aus fünf Aufzügen, welche ſie Tche nennen, und ein jeder Aufzug hat wiederum ſeine Auftritte. Auſſer dem aber trift man auch noch ein kleines Vorſpiel an,

welches in der Chineſiſchen Sprache Sie ſtee heiſſet, und worinn verſchiedene Perſonen auf den Schauplatz kommen. Weil dieſes Vorſpiel nicht weitläuftig iſt, ſo will ich das vornehmſte daraus anführen, damit ſie, mein Herr, deſto eher im Stande ſeyn mögen, von dem Geſchmack der Chineſer in Abſicht auf die Schauſpiele zu urtheilen.

Das Vorſpiel.

Der erſte Auftrit.

Tou ngan Cou allein.

Ein Menſch iſt nicht darauf bedacht, einen Tyger zu beſchädigen, aber ein Tyger ſucht den Menſchen zu ſchaden. Wenn wir uns nicht beyzeiten dagegen zu verwahren ſuchen, ſo gereuet es uns nachhero. Ich bin Tou ngan Cou, der vornehmſte Kriegsminiſter in dem Königreiche Pſin. Ling King, mein Herr und König, hat zweene Miniſter, auf welche er ſich gänzlich verläßt. Durch den einen regiert er ſein Volk, dieſes iſt Tchao Tun. Dem andern aber, nämlich mir, hat er ſein Kriegsheer anvertrauet. Unſre Bedienungen haben zu einer großen Feindſchaft unter uns Anlaß gegeben. Ich habe mich ſtets bemühet den Tchao zu ſtürzen, es hat mir aber bisher noch niemals gelingen wollen. Tchao So, ein Sohn des Tuns, hat

die Tochter des Königs geheyrathet. Ich hatte einen Mörder beſtellet, der über die Mauren von dem Pallaſt des Tchao Tun ſteigen, und ihn umbringen ſollte. Allein dieſer Mörder ſtieß den Kopf an einen Baum, und ſtarb. Tchao Tun gieng einmal aus ſeinem Pallaſte, um das Volk zur Arbeit aufzumuntern, und fand unter einem Maulbeerbaum einen Mann, der vor Hunger halb tod war. Er ließ ihm gleich Eſſen und Trinken reichen, und erhielt ihn dadurch beym Leben. Zu eben derſelben Zeit langte ein fremder König an, der einen großen Hund mitbrachte, der Chin ngao hieß. Dieſen Hund ſchenkte der König mir, und ich faßte den Entſchluß, mich deſſelben zu bedienen, um meinen Feind umzubringen. Ich ließ in meinen Garten eine mit Stroh ausgeſtopfte Figur hinſetzen, die wie Tchao gekleidet, und ihm ähnlich war, und ließ den Bauch dieſer Figur mit Eingeweiden und Gedärmen von einem Schafe anfüllen. Auf dieſen Strohmann hetzte ich meinen Hund, nachdem ich denſelben vorher einige Tage faſten laſſen. Der Hund, welcher heftig hungrig war, grif den Strohmann mit großer Wuth an, riß denſelben nieder, und verzehrte die in dem Bauch verborgenen Eingewei-

de und Gedärme. Ich übte dieſen Hund hundert Tage durch ohne Unterlaß in dieſer Beſchäftigung. Wie dieſe Zeit verſtrichen war, ſo begab ich mich nach Hofe, und ſagte öffentlich, es wäre ein Verräther am Hofe vorhanden, der Ihro Majeſtät nach dem Leben trachtete. Wie der König ſich hierauf erkundigte, wer der Verräther ſey, ſo antwortete ich: Der Hund, den Ew. Majeſtät mir geſchenket, ſoll denjenigen anzeigen, der es iſt. Ich führte hierauf den Hund zu dem König, da Tchao Tun, mein Feind, eben in ſeinen gewöhnlichen Kleidern zugegen war. Sobald der Hund (Chin ngao) den Tchao Tun gewahr ward, ſo fieng er an zu bellen, worauf der König mich bat, den Hund los zu laſſen, und ſagte: Tchao Tun muß der Verräther ſeyn. Wie ich den Hund los ließ, ſo verfolgte derſelbe den Tchao allenthalben auf dem Königlichen Sahl. Der Hund aber ward zum Unglück von einem Mandarin getödtet. Tchao ſucht ſich hierauf mit der Flucht zu retten, und wollte auf einem Wagen entfliehen. Weil ich aber bereits voraus geſehen, daß er dieſes zu thun ſuchen würde, ſo hatte ich ſchon vorher eines von den Rädern in Stücken ſchlagen laſſen, daß er ſich des Wagens nicht bedienen könn-

te.

te. In dieſer Angſt ſtellte ſich ein ſtarker Mann ein, der ihn auf ſeinen Schultern durch die Berge trug, und alſo ſein Leben rettete. Man vernahm nachher, daß es eben derſelbe Mann geweſen, den Tchao Tun ehedem unter einem Maulbeerbaum gefunden und erquickt hatte. Weil mein Anſehen ſich durch dieſe Entdeckung bey dem Könige mehrte, ſo wirkte ich einen Befehl aus, daß Tchao mit ſeinem ganzen Hauſe und allen Bedienten, drey hundert an der Zahl, umgebracht werden ſollte, und es blieb niemand übrig, als ſein Sohn Tchao So und deſſen Gemahlin, welche eine Tochter des Königs war. Dieſen ſcheuete ich mich öffentlich hinrichten zu laſſen, und ſchickte ihm alſo, gleichſam als wenn ich vom Könige dazu Befehl erhalten, drey Mörderinſtrumente, einen Strick, Gift und einen Dolch zu, und ließ ihm die Wahl, welches von dieſen dreyen er ſich erwählen wollte. (Gehet ab.)

Der zweyte Auftrit.

Tchao So. Die Prinzeßin, ſeine Gemahlin.

Ich bin Tchao So. Wer ſollte gedacht haben, daß Tou ngan Cou aus Eiferſucht den König dahin bringen würde, unſer ganzes Haus, dreyhundert an der Zahl, umbringen

gen zu laſſen. Prinzeßin, nim die letzten Worte deines Gemahls wohl zu Herzen. Ich weiß, daß du ſchwanger biſt. Wo du eine Tochter zur Welt bringſt, ſo habe ich dir nichts zu ſagen. Wo du aber mit einem Sohne entbunden wirſt, ſo lege ich ihm noch vor der Geburt einen Namen bey, und will, daß er ein Wayſe des Tchao heiſſen ſoll. Erziehe ihn mit Fleiß und aller Sorgfalt, damit er einmal ſein Geſchlechte rächen möge.

Die Prinzeßin.

Ach! ich kann für Betrübniß nicht reden.

Ein Bote.

Ich bringe hier im Namen und auf Befehl des Königs, einen Strick, Gift und einen Dolch, um dieſe drey Stücke ſeinem Schwiegerſohne zu übergeben. Der König läßt ihm die Wahl, welches von dieſen dreyen er ſich erwählen will. Ich habe zugleich Befehl, nach ſeinen Abſterben, ſeine Gemahlin in ihren Pallaſt einzuſchlieſſen. Es hat kein Verzug ſtatt, ſondern der Wille des Königs muß gleich vollzogen werden.

Er wird den Prinzen gewahr, und ſagt:

Tchao So! falle auf die Knie, und höre den Befehl des Königs an, welcher darin beſtehet: Weil dein Haus ſich des Laſters der

beleidigten Majeſtät ſchuldig gemacht, ſo ſind alle diejenigen, welche dazu gehöret, hingerichtet worden. Du biſt noch allein übrig. Weil du aber des Königs Schwiegerſohn biſt, ſo ſollſt du nicht öffentlich hingerichtet werden. Siehe, hier ſind drey Stücke, welche der König dir ſchicket. Eines davon mußt du dir erwählen.

Der Bote fährt fort zu reden.

Der König befiehlt ferner, daß deine Gemahlin in ihren Pallaſt eingeſchloſſen werden, und beſtändig darin bleiben ſoll. Der Name von Tchao ſoll gänzlich vertilget werden. Des Königs Befehl leidet keinen Verzug, richte dich darnach, und bringe dich gleich um.

Tchao So.

Ach Prinzeßin, was ſoll ich bey dieſem Unglück anfangen.

Er ſtimmt hierauf ein Lied an, worinn er ſein Unglück beklaget.

Die Prinzeßin.

Ach Himmel erbarme dich über uns. Man hat unſer ganzes Haus ausgerottet, und die unſchuldig Ermordeten liegen unbegraben.

Tchao

Tchao So ſingend.

Ich werde wol eben ſo wenig begraben werden, als die andern. Prinzeßin, vergiß nicht, was ich dir geſagt habe.

Die Prinzeßin.

Ich werde es niemals vergeſſen.

Tchao So wiederhohlt ſeine vorige Erinnerung ſingend, und erſticht ſich ſelbſt mit einem Dolch.

Die Prinzeßin.

Ach mein Gemahl! ich ſterbe für Angſt und Wehmuth.

Der Bote.

Tchao So hat ſich erſtochen. Er lebt nicht mehr. Seine Gemahlin iſt eingeſchloſſen. Ich muß eilen, und dem Könige anzeigen, daß ſein Befehl vollzogen worden.

Hiermit endiget ſich das Vorſpiel, und die Tragödie nimt gleich darauf ihren Anfang, welche aus fünf Aufzügen beſtehet, und folgenden Inhalts iſt.

Die Prinzeßin bringt einen Sohn zur Welt, welchen Tou ngan Cou auch umzubringen trachtet, damit niemand mehr von dieſem Hauſe übrig ſeyn möge, der den Todt der andern rächen könne. Die Prinzeßin, welche dieſes befürchtet, offenbaret es ihrem

Leibarzt Tching Yoch, der, um das Leben dieſes Kindes zu retten, daſſelbe in ſeinem Medicamentenkaſten heimlich wegbringt. Er wird aber unterwegens von einen hohen Kriegsbedienten, Namens Han Koue, ertappet, der bey dem Gefängniß der Prinzeßin die Wache hatte. Wie dieſer Officier von den wahren Umſtänden der Sache unterrichtet ward, ſo jammert ihn das Kind dergeſtalt, daß er den Entſchluß faßte, viel lieber ſelbſt zu ſterben, als zuzugeben, daß das Kind dem Tyrannen in die Hände fallen ſollte. Er bittet daher den Arzt, den jungen Prinzen zu erretten, und erſticht ſich hierauf ſelbſt. Mit ſolchen heroiſchen Thaten iſt die ganze Tragödie angefüllet, wie man aus dem weitern Verfolg abnehmen kann. Der Arzt, welcher voller Sorgen iſt, und nicht weiß, wie er das Kind am beſten verbergen ſoll, nimt ſeine Zuflucht zu einem alten Officier, Namens Kong Lun, und bittet ſich deſſelben Beyſtand aus. Er ſagt, wie er willens ſey, um den neugebornen Prinzen zu retten, ſeinen eignen Sohn für den Prinzen auszugeben, und ſolchen für die Erhaltung des Prinzen, ſo wie ſich ſelbſt, mit Freuden aufzuopfern. Der alte Officier antwortet darauf, weil er, der Arzt, annoch jung, er aber, der Officier, bereits alt

ſey,

ſey, ſo wolle er den Sohn des Arztes zu ſich ins Haus nehmen, indem es beſſer ſey, wenn ja einer von ihnen beyden ſterben ſollte, daß das Loß ihn, als einen alten Mann, träfe. Hierüber ſtreiten dieſe beyden redlichen Männer eine lange Zeit mit einander. Endlich werden ſie einig, daß der Arzt den jungen Prinzen in ſeinem Hauſe verbergen, der alte Officier aber das kleine Kind des Arztes zu ſich nehmen, und ſolches für den jungen Prinzen ausgeben ſoll, welches auch geſchiehet. Und damit dieſes deſto wahrſcheinlicher ſeyn möge, ſo reden ſie mit einander ab, daß der Arzt es ſelbſt entdecken, und dem Tyrannen anzeigen ſoll, daß der neugeborne Prinz in dem Hauſe des Kong Lungs, oder des alten Officiers, verborgen ſey. Der alte Officier wird hierauf ſogleich gefangen geſetzt. Um die Sache deſto glaubwürdiger zu machen, ſo ſtellt ſich derſelbe an, als wenn er von der ganzen Sache nichts wiſſe, wesfalls er jämmerlich geſchlagen und gepeiniget wird, und der Doctor muß ſich ſelbſt zum Büttel gebrauchen laſſen. Dieſes alles aber überſteht dieſer alte Mann mit einer unbeſchreiblichen Gedult. Inzwiſchen aber wird das Kind entdeckt, und ſogleich ermordet, worauf der alte Officier, nachdem er dem Tyran-

rammen ſeine Gottloſigkeit vorgehalten, ſich ſelbſt erſticht. Der Angeber gelangt hierauf bey dem Könige zu einem großen Anſehen, und nimt ſeinen angenommenen Sohn zu ſich, den er als ſein eigen Kind erziehet. Der junge Prinz wird alſo unter einem falſchen Namen nicht allein erhalten, ſondern auch herrlich auferzogen, bis er das zwanzigſte Jahr erreicht, da ihm denn der Arzt die ganze Hiſtorie erzählt, und zur Rache aufmuntert; welche der Prinz um ſo viel freyer ausüben konnte, da der König inzwiſchen von dem Tyranniſchen Verfahren des Miniſters Nachricht erhalten hatte. Dieſer Verräther wird daher dem Prinzen in die Hände geliefert, der ihn auf die ſchmählichſte Art hinrichten läſſet. Das Stück wird hierauf mit der Moral geendiget, daß die Tugend und Redlichkeit belohnt wird, die Ungerechtigkeit und Tyranney aber dennoch endlich beſtraft werden.

Dieſes iſt der Inhalt des Trauerſpiels, woraus man ſieht, daß die Chineſer durch ihre Trauerſpiele die Tugend den Zuſchauern einzuprägen und angenehm zu machen ſuchen. Der Inhalt iſt demnach lobenswürdig und nützlich, und muntert nicht nur zum Wohlthun und zur Dankbarkeit auf, ſondern lehret auch, daß man einen ehrlichen Namen, und ein gutes Gerüchte höher als das Leben ſchätzen müſſe. Zwar ſcheint der Heroismus ein

wenig

wenig zu weit getrieben zu ſeyn, und der ſo oft in dieſem Trauerſpiel vorkommende Selbſtmord iſt anſtößig. Wenn man aber bedenkt, daß die Heyden den Selbſtmord nicht allein für erlaubt, ſondern auch in gewiſſen Fällen für eine Tugend halten, ſo kann man einigermaſſen gelinder davon urtheilen. Was aber die äuſſerliche Geſtalt und Einrichtung dieſes Trauerſpiels anbelanget, ſo iſt ſolche ganz unordentlich. Denn die Einheit des Orts iſt gar nicht beobachtet, und das Stück begreift eine Zeit von zwanzig Jahren in ſich. Der Tyrann ſagt z. E. bey dem Schluſſe des dritten Aufzugs, daß er vor kurzer Zeit den jungen Prinzen ermorden laſſen, und im Anfange des vierten Aufzugs iſt der Prinz ſchon zwanzig Jahre alt. Es iſt alſo dieſes Stück denjenigen unordentlichen Stücken ähnlich, die ehedem hier in Copenhagen von einer Bande herumſchwärmender Comödianten vorgeſtellet wurden; und worüber ich in der Comödie, die den Namen Ulyſſes führet, geſpottet. Auch dieſes iſt ſeltſam, daß die chineſiſchen Acteurs ihre Rollen theils herſagen, theils aber auch abſingen. Man muß ſich indeſſen billig über dieſe Erfindung der Chineſer, ſo wie über viele andre von ihren Erfindungen, wundern, inſonderheit da ſie keinen Umgang mit andern Nationen gehabt, deren Einſicht ſie ſich hätten können zu nuße machen. Ich bin ꝛc.

* * * * * * * * * * * * * * *

Der zwey und dreyßigſte Brief.

Mein Herr,

Sie bezeigen mir in ihrem Schreiben das Vergnügen, welches ſie in dem abgewichenen Winter hier in Copenhagen an unſern Schauſpielen gefunden, inſonderheit da ſolche von den neuen däniſchen Acteurs mit einem beſſern Erfolg vorgeſtellet worden, als man hätte glauben ſollen. Wie ich merke, ſo hat ihnen unter allen kein Stück beſſer gefallen, als Jean de France, und zwar nicht ſowol deswegen, weil es in der Vorſtellung das beſte iſt, ſondern weil es das Hauptlaſter unſrer Nation angreift, welche alles, was bey uns zu Hauſe gehöret, verabſcheuet, alles aber, was aus der Fremde herkomt, ſogleich annimt und hochſchätzt. Ich hege in dieſem Stücke gleiche Gedanken mit ihnen, und halte daher auch den Jean de France für das nützlichſte unter allen meinen Schauſpielen. Der Herr Profeſſor Gottſched, der dieſes Stück ins Deutſche überſetzen laſſen, und in ſeine Schaubühne eingerücket, urtheilet auf eine gleiche Art davon, ungeachtet die Deutſchen nicht ſo ſehr an dieſer Krankheit darnieder liegen, als die Dänen und Norweger.

ger. Denn dieſe beyden letztgenannten Reiche ſind faſt die einzigen auf der Welt, wo man Leute findet, die ſich eine Ehre daraus machen, daß ſie ihre eigne Mutterſprache nicht verſtehen. Sie billigen es übrigens, wie ich merke, daß ich den umgekehrten Rock des Jean de France in einen groſſen Haarbeutel verändert, welcher den Rücken bedecket, indem das erſte ein wenig gar zu weit getrieben geweſen. Ich laſſe dieſes dahingeſtellet ſeyn, ungeachtet ich bemerket, daß alle Zuſchauer nicht damit übereingeſtimmet, indem die Erfahrung lehret, daß eine Kleidertracht, wie unbequem, thöricht und verkehrt ſolche auch im Anfange zu ſeyn ſcheinet, dennoch zierlich und anſtändig wird, ſo bald ſolche nur in Paris Mode iſt. Wir lachen über die groſſen Bügelröcke unſers Frauenzimmers. Wenn wir aber nur unſre eignen Kleider, unſre engen Ermel, und unſre ausgeſtopften Schöſſe, die ſo ſchwer wie ein Harniſch ſind, betrachten, ſo haben wir keine ſonderliche Ehre mitzuſprechen. Wir müſſen vielmehr geſtehen, daß wir eben ſo gehorſame Unterthanen von den Pariſiſchen Schneidern ſind, als unſre Weiber und Töchter. Europa iſt, was dieſen Punct anbetrift, in eben demſelben Zuſtande, als es in Abſicht auf die Religion war, ehe die Reformation Lutheri ihren Anfang nahm. Damals war man gezwungen, alle Meynungen, die zu Rom ausgebrütet wurden, wie ſeltſam ſolche auch waren, anzunehmen; gegenwärtig werden wir genöthiget, alle neue Moden in der Kleidertracht anzunehmen, welche die pariſiſche Schneiderfacultät für gut findet

uns vorzuſchreiben. Das eine iſt ſowol ein Tyranney als das andre. Damals ward man in den Bann gethan, wenn man ſich wegerte blindlings zu glauben, was der Pabſt für gut hielte, in der Lehre feſtzuſetzen. Heute zu Tage werden diejenigen verlacht, verachtet, und gleichſam aus der menſchlichen Geſellſchaft ausgeſtoſſen, die in der Kleidertracht die Concluſa und Canones der pariſiſchen Schneiderfacultät nicht annehmen wollen. War die erſte Tyranney härter; ſo iſt die zweyte ſchimpflicher. Damals ſeufzten wir unter einer geiſtlichen Herrſchaft, nun aber ſtehen wir unter einem Schneiderregiment. Man findet zwar einige Nonconformiſten in dieſem oder jenem Lande, inſonderheit in Spanien und Portugall, wo die Einwohner bisher ihre alte Tracht beybehalten. Dieſe aber werden in Paris mit eben ſo gehäßigen Augen angeſehen, als die Waldenſer und Wikleſiten ehedem in Rom angeſehen wurden, und man lacht über ſie, als über halsſtarrige Ketzer und Separatiſten, die dem Strome nicht folgen wollen. Ich erkühne mich bey dieſen Umſtänden nicht, den Europäern anzurathen, dieſes Schneiderjoch abzuwerfen, damit man mich theils nicht für einen Separatiſten halten möge, theils aber, weil ich glaube, daß es doch vergeblich ſeyn würde, indem die pariſiſchen Schneider, die in einer ſo langen Zeit das Recht ausgeübt, allen Nationen die Moden in den Kleidern vorzuſchreiben, ſich auf den langen und ruhigen Beſitz beziehen können. Ich wünſchte nur, daß man uns ſo lange mit neuen Moden verſchonen möchte, bis man die alten Kleider erſtlich

ver-

verbrauchet. Denn in Wahrheit, die pariſiſche Schneiderfacultät übt in der ſchnellen Veränderung der Moden eine weit gröſſere Gewalt aus, als der Pabſt jemals in der Religion gethan hat. Die römiſchen Päbſte haben zwar der Religion öfters eine neue Geſtalt gegeben; ſie haben aber doch dem Volke einigermaſſen Zeit gegönnet, den alten Glauben aufzubrauchen, ehe ſie denſelben durch ihre Canones völlig unbrauchbar gemacht, und in eine neue Form gegoſſen haben. Man darf nur das päbſtliche Recht mit den Verordnungen der pariſiſchen Schneiderfacultät zuſammenhalten, um davon überzeugt zu werden. Vor kurzer Zeit klagte mir ein Freund, daß ihm drey neue Kleider, welche er ſich machen laſſen, aus der Mode gekommen, und unbrauchbar geworden, weil er zwey Jahr Trauerkleider tragen müſſen, und daher die andern inzwiſchen nicht tragen können. Ich konnte nicht umhin, ſeine Klage für billig zu erklären, ich konnte ihm aber auch keinen andern Troſt geben, als daß er dieſe Kleider abſchaffen, und ſich andre machen laſſen müſte, wo man ihn nicht für einen Separatiſten halten ſollte. Er antwortete mir zwar, die Kleider ſind noch ganz neu, ich aber ſtellte ihm vor, daß dieſes alles nichts helfen könnte, und daß die Kleider doch alt wären. Denn man müſte in dieſem Fall eben ſo wol, wie bey gewiſſen allenthalben angenommenen Meynungen, auf ſeine Sinnen Verzicht thun. Wenn er aber meinen Worten keinen Glauben beymeſſen wollte, ſo ſollte er es auf die Erklärung der Schneider ankommen laſſen. Ich habe mir öfters Mühe gegeben, die eigentliche Be-

ſchaf-

ſchaffenheit dieſer ſouverainen Schneiderſocietät ausfündig zu machen, und zu erforſchen, ob die Schneider ordentliche Verſammlungen anſtellten, ein eignes Protocoll führten, und ſolche Dinge darinn vornähmen, welche in andern Collegiis beobachtet werden. Allem Vermuthen nach werden die neuen Moden nach der Mehrheit der Stimmen feſtgeſetzt, denn ſonſt könnte eine ſolche Einförmigkeit in Abſicht auf die neuen Kleidertrachten nicht ſtatt haben. Ich habe aber davon keine ſichere Nachricht einziehen können. Ich bin daher auf die Gedanken gekommen, daß die Mitglieder dieſer Facultät zur Verſchwiegenheit verpflichtet, und eben ſo geheimnißvoll ſind, als die Freymäurer. Ich habe oft darüber mit einem Schneider in Paris geſcherzet, in deſſen Hauſe ich mir ein Zimmer gemiethet hatte. Derſelbe aber lächelte allemal, ſo oft ich davon zu reden anfieng, als wenn er ſagen wollte, weil die Welt betrogen ſeyn will, ſo muß ſie betrogen werden. Ich verarge es den Schneidern nicht, weil ihre Nahrung dadurch befördert wird, und halte ihre Societät für vernünftiger als die Geſellſchaft der Freymäurer, und ihre Verſchwiegenheit von einer gröſſern Nothwendigkeit. Ich kann dieſes einzige nur nicht begreifen, wie alle Nationen es ſo lange mit Gedult ertragen können, daß man auf eine ſolche Art mit ihnen umgeht. Dieſes iſt eines von den ſeltſamen Dingen, welches die unterirdiſchen Völker am wenigſten begreifen konnten. Ich bin ꝛc.

* * *

Der

Der
drey und dreyßigſte Brief.

Mein Herr,

Ich ſtatte ihnen für die mir zugeſandte ſogenannte Univerſalgeographie den verbindlichſten Dank ab. Meinem Bedünken nach iſt dieſes Werk gut gerathen. Weil es aber nur ein Auszug aus andern Erdbeſchreibungen iſt, ſo werde ich dieſem Buche keinen Platz in meiner Bibliothek einräumen, als welche bloß ſolche Bücher in ſich faßt, die zuverläßig ſind, und welche ich in meinen Schriften wieder anführen kann. Die alten Geographi reiſeten ſelbſt die Welt durch, und machten ſich die Städte bekannt, welche ſie beſchreiben wollten, damit ihre Schriften zuverläßig, und ſie nicht genöthiget werden möchten, mit fremden Augen zu ſehen. Mit einem ſolchen Fleiſſe ſind die Erdbeſchreibungen des Strabo, des Pauſanias und andrer abgefaßt. Zu unſern Zeiten aber trägt man kein Bedenken, die äuſſerſten Winkel der Welt zu beſchreiben, ungeachtet man keinen Schritt aus ſeinem Geburtsort gethan hat. Denn ein jeder, der die Feder führen, und eine Materie einiger-

einigermaſſen einkleiden kann, hält ſich für geſchickt, alles zu ſchreiben. Wenn der Schuſter von Jeruſalem, der nunmehro ſchon ſo viele hundert Jahre die ganze Welt durchſtrichen, ſich die Mühe geben und eine Univerſalgeographie ſchreiben wollte, ſo könnte man ſich etwas zuverläßiges verſprechen, weil aber dieſer ehrliche Mann bloß auf die Theologie gereiſet, ſo hat er allem Anſehen nach keine Luſt gehabt, ſich einer andern Arbeit zu widmen. Man weiß auch nicht, wo er ſich gegenwärtig aufhält, oder wohin er ſeinen Weg genommen, nachdem er Hamburg vor einigen Jahren verlaſſen. Einige glauben, daß er verſchwunden ſey. Andre aber ſtehen in den Gedanken, daß er derjenige ſey, der ſich nun Theodor den Erſten, König von Corſica, nennet, weil dieſer Herr von gleichem Naturell mit dem Schuſter von Jeruſalem iſt, nämlich ein perpetuum mobile. Dieſer Meynung aber kann ich nicht beypflichten. Denn man bemerkt nicht, daß Ihro corſiſche Majeſtät der Theologie und Andacht ſonderlich ergeben ſind, welche allein den Character des Schuſters von Jeruſalem ausmacht, ungeachtet der König Theodor ſonſt nicht weniger ein ganz auſſerordentliches Phänomenon iſt. Wenn dieſer eine Univerſalmonarchie ſchreiben wollte, ſo könnte ſolche auch zuverläßig werden. Es iſt aber nicht wahrſcheinlich, daß er in dieſer Abſicht ſo viele weitläuftige Reiſen übernommen. Es iſt übrigens dieſer Theodor einer von den wundernswürdigſten Männern, der in vielen Jahrhunderten zum Vorſchein gekommen, und keine Hiſtorie würde angenehmer als die ſeinige zu leſen ſeyn, wenn ſie von einer unparthey-

partheyiſchen Feder vollſtändig beſchrieben würde. Man würde in derſelben eine Kette von ungewöhnlichen und ſeltſamen Begebenheiten antreffen, und den König Theodor wie ein Chamäleon erblicken, welches alle Jahre eine neue Geſtalt annimt. Denn bald iſt er ein Baron, und bald ein König, bald wieder ein Baron, und bald wieder ein König, bald reiſet er mit einem groſſen Gefolge herum, bald giebt er ſich nirgends zu erkennen, bald hat er die Schatzkammer eines ganzen Reichs zu ſeinen Dienſten, bald iſt er ſeines täglichen Brodts halber bekümmert. Wenn man ſich nach ſeiner Baronie erkundiget, kann man nicht erfahren, ob man ſolche auf der Erde oder in einem andern Planeten ſuchen muß; und frägt man nach ſeinem Reiche, ſo zeigt er, weil er alle Monate in einem fremden Lande iſt, bald gegen Abend, bald gegen Mitternacht, und bald gegen Morgen, und ſagt. **Sehet, da liegt das Königreich, welches ich gegründet habe.** Man bemerkt indeſſen nicht, daß ſo groſſe und unaufhörliche Verwandlungen ſeinen Muth niederſchlagen. Er bleibt vielmehr bey allen Zufällen ſtandhaft, und ſchickt ſich wie Alcibiades in alle Begebenheiten, ſo gut er kann, und ſagt mit jenem Mann bey dem Petronius: Modo ſic, Modo ſic. Ganz Europa hat mit Verlangen erwartet, was dieſe Sache für einen Ausgang nehmen würde, weil aber die ganze Hiſtorie geheimniß voll iſt, ſo ſchlagen alle Muthmaſſungen fehl; und es iſt hier wie mit einem Schauſpiel beſchaffen, wo man mit groſſem Verlangen auf die Entwicke-

lung

lung wartet, die man aus den vorhergehenden Aufzügen nicht errathen kann. Indeſſen muß dieſer Theodor dennoch einige gute Eigenſchaften beſitzen, und mit einer ungemeinen Hurtigkeit und Beſtändigkeit bey allen Zufällen begabt ſeyn. Er muß auch eine genaue Kundſchaft von dem Zuſtande des Erdkreiſes haben, um welchen er wie ein Planet viele Jahre herumgeſchwärmet. Wenn derſelbe demnach dermaleinſt zur Ruhe kommen, und eine Univerſalgeographie ſchreiben wird, ſo werde ich ſolche viel lieber als diejenige kauffen, welche ſie mir neulich zugeſandt haben. Ich bin 2c.

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

Der
vier und dreyßigſte Brief.

Mein Herr,

Ich habe auf ihr Verlangen den Prediger gehöret, deſſen Predigten ſie ſo ſehr erheben. Ich muß geſtehen, die Predigt war ſehr zierlich und wohl abgefaßt, und ich halte dieſen Mann für einen geſchickten Redner. Weil aber die ganze Rede mit Allegorien und Vorbildern angefüllet war, von denen ich kein Liebhaber bin, ſo bin ich nicht ſonderlich dadurch erbauet worden. Ich glaube indeſſen nicht, daß dieſer Prediger ein würklicher Coccejaner iſt. Ich glaube vielmehr, daß er ſich der vielen Allegorien bloß zu dem Ende bedienet, um ſeine Rede damit auszuſchmücken, weil, wie die Erfahrung lehret, viele Prediger aus keiner andern Abſicht allegoriſiren. Aber eben dieſes, welches man bloß gebraucht, um die Rede dadurch zu zieren, iſt mit der Zeit ſo ſehr gemißbraucht worden, daß man daraus wirkliche Erklärungen der Schrift gemacht hat. Und meiner Meynung nach haben die Allegorien der alten Kirchenväter und der ſo genannte Coccejanismus unſrer Zeiten keinen andern Urſprung. So hat z. E.

M jemand

jemand von dem rothen Seil, welches Rahab an ihr Fenſter zum Zeichen für die Iſraeliten band, daß ſolche ihr Haus verſchonen ſollten, wenn Jericho beſtürmet ward, um ſeine Rede auszuſchmücken, geſagt: So wie das Haus der Rahab durch das Zeichen des rothen Seils befreyet und errettet ward, ſo iſt auch das menſchliche Geſchlecht durch das rothe Blut Chriſti, welches derſelbe am Kreuze vergoſſen, erlöſet worden. Dieſer redneriſche Einfall, welcher im Anfange bloß dahin abgezielet, um die Rede auszuſchmücken, iſt mit der Zeit eine wirkliche Erklärung geworden, und man hat nachher behauptet, das rothe ſcharlachene Seil der Rahab ſey ein Vorbild des Leidens Chriſti. Dieſes iſt, meinem Bedünken nach, die eigentliche Urſache von der allegoriſchen Schwachheit oder Typomanie, welche mit der Zeit ſo ſehr überhand genommen, daß die ganze heilige Schrift, ſowol alten als neuen Teſtaments, allegoriſiret worden, und man in einer jeden Linie ein Vorbild von einer zukünftigen Begebenheit entdeckt hat; worüber mit der Zeit faſt eben ſo viele Streitigkeiten als über wirkliche Erklärungen entſtanden ſind. Man hat zu unſern Zeiten davon beſondere Beyſpiele unter den Coccejanern wahrgenommen. Die einzige Hiſtorie von dem Hunde, der dem Lazarus ſeine Schweren leckte, hat zu verſchiedenen Erklärungen Anlaß gegeben. Einige ſagen, daß unter dieſen Hunden die heydniſchen Prieſter und cyniſchen Weltweiſen zu verſtehen. Andre aber glauben, daß überhaupt die Heyden dadurch müßten verſtanden werden. Noch andre ſagen, daß die Apoſtel dadurch angezeigt würden,

den, welche den Heyden ihre Wunden und Schweren leckten u. ſ. f. Einige alte Kirchenlehrer, und inſonderheit Origenes, haben dieſe Sache ſehr weit, und faſt gar zu weit getrieben. Wenn es z. E. heißt, daß Chriſtus diejenigen aus dem Tempel gejagt, welche darinn gekauft und verkauft, ſo ſagt er: der Tempel ſey die Gemeine, die Kaufleute aber die falſchen Prediger, welche mit dem Evangelio ein Gewerbe trieben. Allem Vermuthen nach hat er ſo wenig als ein andrer Kirchenlehrer den buchſtäblichen Sinn der Schrift geläugnet, und daher ſind die Worte **Lutheri**, wenn derſelbe in praefat. ad form. ſpirit. intell. ſagt: **Die heilige Schrift ſowol alten als neuen Teſtaments muß allegoriſch erkläret werden, weil es heißt: Ich will meinen Mund aufthun in Gleichniſſen**, nicht alſo anzunehmen, daß man die ganze Hiſterie und den buchſtäblichen Sinn der Schrift verwerfen müſſe. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß dieſes einem alten Allegoriſten, oder einem heutigen Coccejaner jemals in den Sinn gekommen. Nichts deſtoweniger haben doch einige Naturaliſten, und inſonderheit der bekannte Woolſton davon einen Gebrauch gemacht, um alles in der heiligen Schrift, die Lebensgeſchichte Chriſti ſelbſt nicht ausgenommen, zu einer Allegorie zu machen. Seine Worte lauten folgendergeſtalt. **Weil die Väter ſich der Allegorien in den Evangelien ſelbſt bedienen, ſo müſſen darunter auch die Wunderwerke Chriſti begriffen**

werden, bey denen ſowol wie bey den andern Hiſtorien in ſeinem Leben die Allegorie ſtatt hat, um die wahre Meynung herauszubringen; und daher kann aus der buchſtäblichen Hiſtorie von den Wunderwerken Chriſti kein Beweis hergenommen werden. Und hierauf geht er weiter, und ſucht die klarſten Wunderwerke, die man in den Evangelien findet, zu Gleichniſſen und Vorbildern zu machen. Dieſes iſt die Frucht von der Typomanie, die man mit äuſſerſten Fleiſſe einſchränken muß; indem man nicht nur verbunden iſt, das Böſe an und für ſich ſelbſt zu verhindern, ſondern auch allem demjenigen zuvorkommen muß, was dazu Gelegenheit und Anlaß geben kann. Ich kann zum Beſchluß nicht umhin, eine ſeltſame Erklärung anzuführen, die in dem ſogenannten Zeiten- oder Meßbuch, welches in däniſcher Sprache geſchrieben iſt, anzuführen, weil es mit dieſer Materie einigermaſſen eine Verwandſchaft hat: In dieſem Meßbuche findet man folgende Worte aufgezeichnet. Wenn der Prieſter aus der Sacriſtey nach dem Altar zwiſchen dem Meßküſter und dem Unterküſter gehet, und zwiſchen ihnen in der Mitte ſtille ſtehet, ſo bedeutet dieſes, daß die Jungfrau Maria das Kindlein JEſus, als ſolches gebohren worden, in die Krippe zwiſchen Ochſen und Eſel geleget. Ich bin ꝛc.

Der

* * * * * * * * * * * * * * * * *

Der fünf und dreyßigſte Brief.

Mein Herr,

Sie legen es mir zur Laſt, daß ich in meinem zweyten lateiniſchen Briefe das Wunderwerk für wahr angenommen, welches zu meiner Zeit in Paris an der Frau de la Foſſe geſchehen, die eine lange Zeit mit dem Blutfluſſe behaftet geweſen. Ich geſtehe, daß ich in dieſem Stücke geirret. Allein dieſer Irrthum war damals der ganzen Stadt gemein, und die Hiſtorie ward mit ſolchen Umſtänden erzählt, daß man an der Richtigkeit derſelben faſt nicht zweifeln konnte. Ja die Proteſtanten ſelbſt, welche ſich damals in Paris aufhielten, erkühnten ſich nicht, dieſe Hiſtorie zu einem Gedichte und zu einer mit Fleiß alſo gekarteten Erfindung zu machen, ſondern ſie behaupteten bloß, daß eine ſtarke Einbildungskraft eine ſolche Wirkung bey dieſer Frau gehabt, und daß die Cur ſolchergeſtalt natürlichen Urſachen zugeſchrieben werden müſſe. Wie man aber die Sache ernſtlich zu unterſuchen anfieng, ſo ward dieſe Gewißheit anfänglich in einen Zweifel verwandelt. Und wie man endlich erfuhr, auf welche Art dieſe Unterſuchung angeſtellet worden, ſo ward ein jeder über-

führt, daß es mit dieſem Wunderwerk, wie mit unzähligen andern beſchaffen ſey, die ſich bloß auf Betrügereyen gründen, und von den Mönchen erdacht worden, entweder um ihnen ſelbſt einen Vortheil dadurch zu verſchaffen, oder die Religion zu beſtärken. Niemand aber hat deswegen ſo ſehr triumphiret, als die Naturaliſten, welche, wenn die Falſchheit ſolcher Wunderwerke zu Tage geleget wird, daher ſogleich auch auf alle andre Wunderwerke einen Schluß machen. Und weil dieſes insgemein die Wirkung iſt, welche daher entſtehet, ſo ſollte billig keine Strafe zu hart und zu groß ſeyn, um ſolche Menſchen damit zu belegen, welche dergleichen Hiſtorien erdichten, und ſolche der Religion ſo gefährliche Rollen ſpielen. Mit dem Wunderwerke, welches an der obenangeführten pariſiſchen Dame geſchehen ſeyn ſollte, hatte es folgende Bewandniß. Madame la Foſſe, welche viele Jahre mit dem Blutfluß behaftet geweſen, ward, wie man im Jahr 1725 am Frohnleichnamsfeſt die geweyhete Hoſtie in Proceßion herum trug, durch den Anblick derſelben ganz, und zwar ſo ſehr verändert, daß dieſe langwierige und unheilbare Krankheit ſie nicht nur in einem Augenblick und auf einmal verließ, ſondern ſie auch ganz friſch und geſund der Proceßion in die Kirche folgen konnte. Dieſe wundervolle Cur breitete ſich ſogleich durch die ganze Stadt aus, und ward als ein unüberwindlicher Beweis von der Lehre der römiſchcatholiſchen Kirche von der Meſſe angeſehen. Weil aber auſſer den Proteſtanten, welche ſich in Paris aufhielten, viele Catholiken ſelbſt mit ihrem Urtheil ſo lange zurück hielten, bis dieſe

dieſe Sache näher unterſucht worden, ſo ließ der Erzbiſchof, Cardinal von Noailles, ein Verhör anſtellen, und die Zeugen vorladen, um dieſes Wunderwerk zu unterſuchen, und alle Zweifelnde und Ungläubige zu überzeugen. Das Verhör ward auch würklich gehalten, und der Cardinal ließ ausſprengen, daß das Wunder durch unumſtößliche Zeugniſſe beſtätiget worden. Die Zeugen beſtunden aus einigen Aerzten. Aber ihr Zeugniß, welches zum Beweis dieſes Wunders dienen, und die Ungläubigen zum Stillſchweigen bringen ſollte, kam nicht ans Licht, woraus man ſchlieſſen konnte, daß ihr Zeugniß nicht alſo beſchaffen geweſen, als man gewünſcht hatte. Denn der Cardinal wollte, daß ſie bezeugen ſollten, Madame la Foſſe habe würklich den Blutfluß gehabt, wovon ſie aber in dem Augenblick befreyet worden, als man das Sacrament in Proceßion ihr Haus vorbey getragen. Weil aber die Ärzte einen ſolchen Atteſt entweder nicht geben konnten, oder auch nicht geben wollten, ſo ward ihr Zeugniß nicht bekannt gemacht. Der berühmte Helvetius bezeugte, daß er dieſe Frau vor dreyzehn Jahren am Blutfluß geheilet, nachher aber nicht das geringſte weiter von ihr gehöret habe. Durch dieſes Zeugniß ward das Wunderwerk ſchon ſehr geſchwächt, weil man nicht begreiſen konnte, warum dieſe Frau, welche vorgab, daß ſie nachher ſtets wieder mit dieſer Krankheit geplagt geweſen, ſich nicht abermals dieſes Arztes bedienet, von dem ſie bereits einmal ſo glücklich geheilet worden. Diejenigen, welche am gewiſſeſten und beſten in dieſer Sache zeugen konnten, als der Mann,

dem die Krankheit ſeiner Frau am beſten bekannt ſeyn mußte, die Wäſcherin, ihr gewöhnlicher Wundarzt und andre wurden nicht einmal gefragt. Wenn man dieſes alles überlegt, ſo kann man mit leichter Mühe begreifen, von welcher Beſchaffenheit dieſes Wunderwerk geweſen. Man bemerckte auch unverzüglich, daß darauf zuerſt ein Stillſchweigen, nachhero aber ein Gelächter erfolgte, und der Cardinal gewann nichts anders bey dieſem Handel, als daß das Volk in den Gedanken beſtärkt ward, welche daſſelbe von ſeiner Leichtgläubigkeit gefaßt hatte. Ja einige nahmen daher ſo gar Anlaß, den Cardinal nicht nur einer Leichtgläubigkeit, ſondern auch einer Falſchheit zu beſchuldigen. Denn in der Schrift, welche der Cardinal dieſer Sache halber bekannt machen ließ, bezieht er ſich unter andern auf das Zeugniß einer proteſtantiſchen Frau, die mit Madame la Foſſe bekannt wäre, und geſagt hätte, daß es ein wirklich Wunderwerk ſey, an deſſen Wahrheit man nicht zweifeln könnte. Man hätte demnach nichts gewiſſers vermuthen ſollen, als daß dieſe Frau ſich durch ein ſolches Wunderwerk würde haben bewegen laſſen, die römiſchcatholiſche Religion ohn allen Verzug anzunehmen. Weil ſie aber beſtändig bey ihrem vorigen Glauben beharrte, ſo ward man begierig, die Wahrheit von ihr ſelbſt heraus zu bringen. Ein Fremder, der ſich eben damals in Paris aufhielt, nahm dieſes über ſich. Sie gab demſelben hierauf auf ſein Befragen zu ſeiner größten Verwunderung die Verſicherung, daß es ihr niemals in den Sinn gekommen ſey ein ſolches Zeugniß abzulegen. Sie ſey

ſonſt

ſonſt mit Madame la Foſſe bekannt, weil ſolche neben ihrem Hauſe wohne; ſie habe dieſelbe bald geſund, und bald krank geſehen; an dem Tage, da das Feſt eingefallen, habe ſie ſich wohl befunden, und ſie ihres theils ſähe dieſe Sache für kein Wunderwerk an. Dieſe Hiſtorie iſt dem Erzbiſchof nicht ſonderlich vortheilhaft. Indeſſen erkühne ich mich nicht, einen bekannten alten ehrlichen Herrn Lügen zu ſtrafen, oder einer Unwahrheit zu beſchuldigen. Ich halte vielmehr dafür, daß die eben angeführte proteſtantiſche Frau, um ſich dem Cardinal von Noailles gefällig zu machen, etwa geſaget, ſie halte es für ein Wunderwerk, und daß der Cardinal dieſes im Ernſt angenommen, und als ein bündiges Zeugniß angegeben. Man ſieht übrigens aus dieſer merkwürdigen Hiſtorie, wie es vor einigen hundert Jahren zugegangen ſeyn mag, da man keine Unterſuchung anſtellte, ſondern alles blindlings glaubte, was in den Mönchsklöſtern erdichtet ward. Wenn dieſer Betrug damals wäre geſpielet worden, ſo würde niemand an der Wahrheit des Wunderwerks gezweifelt haben, und Madame la Foſſe hätte vielleicht ſchon unter den Heiligen eine Stelle, und in Paris eine Capelle gehabt. Ich bin ꝛc.

* * * * * * * * * * * * * * * *

Der
ſechs und dreyßigſte Brief.

Mein Herr,

Ich bin ihnen für die mir zugeſandte neue Ausgabe des Quintus Curtius gar ſehr verbunden, und da ſie von mir zu wiſſen verlangen, was ich von den Erklärungen und Anmerkungen des Herausgebers urtheile, ſo finde ich auch hier, wie bey den meiſten andern, nichts anders, als eine Menge verſchiedener Lesarten und weitläuftige Erklärungen ſolcher Umſtande, woran wenig oder nichts gelegen iſt. Die Erläuterungen der Stellen aber, welche dunkel und unverſtändlich ſind, und am meiſten einer Aufklärung bedürfen, finde ich nicht. Ich wollte wünſchen, daß die Ausleger ſich die Mühe gäben, und die ſchweren lateiniſchen Schriftſteller, als den Tacitus, den Plinius, und deſſen Hiſtoriam Naturalem, den Horatz, den Perſius und andre durch ſolche Anmerkungen aufklärten, ſo würden ſie ſich um die gelehrte Welt weit mehr verdient machen. Die Beyſpiele des Chevalier Folards, Gordons und andrer zeigen, wie man dieſes mit Nutzen bewerkſtelligen könne, und wie man von dem Character dererjenigen, deren Leben beſchrieben wird, recht und unpartheyiſch ur-

urtheilen müſſe, worinn die Schriftſteller öfters ſelbſt fehlen, und wodurch die ſtudirende Jugend in den Schulen öfters ein falſcher Begrif von den Tugenden und Laſtern beygebracht wird. Kein Schriftſteller bedarf dergleichen Anmerkungen von dieſer letztern Art mehr als Curtius, deſſen Urtheil über des Alexanders Tugenden und Laſter eben ſo fehlerhaft und unrichtig, als ſeine Schreibart nett und zierlich iſt. Denn bisweilen tadelt er die Thaten ſeines Helden mit der größten Bitterkeit, ungeachtet einige davon billig können entſchuldiget, andre aber mit Recht müſſen gerühmet werden. Dieſe verkehrte und übel gegründete Urtheile werden den jungen Leuten, indem ſie einen ſolchen Schriftſteller leſen, beygebracht, und der Begriff, den ſie einmal von den Tugenden und Laſtern bekommen, iſt ſehr ſchwer wieder bey ihnen zu verändern. Ich habe in der Hiſtorie des L. Sulla gezeiget, wie oft die von den alten Schriftſtellern gefällten Urtheile einer Verbeſſerung bedürfen, und hat ein ſo ſcharfſinniger Skribent, als Plutarchus war, hierinn fehlen können, ſo haben andre, und inſonderheit Quintus Curtius, noch weit mehr in dieſem Stücke gefehlet, welcher in ſeinen moraliſchen Betrachtungen beſtändig irret, und die neuern Schriftſteller verführet, die ſeinen Fußſtapfen in der Hiſtorie Alexanders des Großen folgen. Ich will nur einige Exempel hievon anführen. Es heißt unter andern, Alexander ſey hochmüthig geworden, und habe ſeine vorigen Tugenden aus der Acht gelaſſen, indem er perſiſche Sitten und die perſiſche Kleidertracht angenommen. Dieſes aber legt vielmehr

von

von der Klugheit des Königs und von ſeiner Einſicht in die Regierungskunſt ein unwiderſprechliches Zeugniß ab. Er hatte vorher nur ein kleines Stück von Griechenland beſeſſen, nun aber hatte er durch ſeine Waffen die ganze perſiſche Monarchie bezwungen. Um die weitläuftigen länder, welche dazu gehörten, im Zaum und Gehorſam zu erhalten, ward eine größere Klugheit erfordert, als Tapferkeit und Stärke nöthig geweſen war, dieſelben zu erobern. Es war aber, um zu dieſem Endzweck zu gelangen, kein beſſeres Mittel ausfündig zu machen, als die Sitten und Kleidertracht des überwundenen Volks anzunehmen. Dieſer Kunſtgrif war auch von einer vortreflichen Wirkung. Denn Alexander gewann dadurch die Liebe der Perſer, und zwar in einem ſolchen Grad, daß ſie ihn eben ſo hoch ſchäzten, als die Macedonier. Curtius aber nennt dieſes einen Hochmuth, worüber man ſich um ſo viel mehr wundern muß, da er kurz vorher verſchiedene Exempel von ſeiner Mäßigung, Demuth, und von ſeinem Mitleiden angeführet. Gleich darauf tadelt Curtius den Alexander aufs heftigſte, wegen der Strafe, die er an dem Philotas vollziehen ließ, ungeachtet der Proceß die Nothwendigkeit der Strafe aufs deutlichſte zu erkennen giebt. Philotas war ein hochmüthiger und halsſtarriger junger Herr. Sein eigner Vater ſelbſt ärgerte ſich über ſeinen Hochmuth, und ſagte öfters zu ihm: **Mein Sohn, halte dich ein wenig geringer.** Er beleidigte den König durch allerhand ſchimpfliche Redensarten, und ließ ſich unter andern verlauten: **Was iſt Alexan-**

der

der ohne den Philotas. Der König aber ertrug alles mit Gedult, und würdigte ihn jederzeit ſeiner gewöhnlichen Hochachtung und Liebe. Dieſem Philotas ward einmal entdeckt, daß verſchiedene den Anſchlag gemacht, den König zu ermorden, und der Angeber Cebalinus bat ihn, ſolches dem Alexander ohne den geringſten Verzug zu entdecken. Philotas verſprach ihm ſolches auch zu dreyenmalen; redete auch zweymal nachher mit dem Könige, von dieſem gefährlichen Anſchlag aber meldete er dem Könige nichts. Cebalinus ward alſo endlich gezwungen, es dem Könige ſelbſt zu offenbaren, wobey derſelbe zugleich hinzufügte, daß er den Philotas dreymal inſtändig gebeten, dem Könige hievon Nachricht zu geben, welches derſelbe aber unterlaſſen hätte. Ein Miniſter, der dergleichen Dinge ſeinem Köuige verhelet, kann durch kein Geſetz von der Todesſtrafe befreyet werden. Der König aber nahm denſelben doch noch wieder zu Gnaden an, ungeachtet die Entſchuldigung, welche er vorbrachte, ſehr ungereimt war. Weil aber die andern macedoniſchen Herren dem Könige riethen, die Sache zu ſeiner eignen Sicherheit wieder rege zu machen, ſo ward er von dem ganzen Kriegsheer als ein Verräther verdammt, und nachdem er in dem peinlichen Verhör ſo wol ſich ſelbſt als ſeinen Vater ſchuldig erkannt hatte, hingerichtet. Dieſe Hiſtorie verdunkelt, meinem Bedünken nach, den Ruhm des Alexanders nicht. Man kann beynahe eben daſſelbe Urtheil über den Mord fällen, welchen Alexander an dem Clitus begieng, der bey einem Gaſtmahl ein Lied zum Schimpf des Königs abſang.

ſang. Der König bezeigte viel Gedult und Langmuth. Clitus aber fuhr beſtändig fort, die Thaten des Alexanders zu verkleinern. Wie ihm endlich Alexander deswegen hart zuredete, ſo hielt Clitus demſelben die Execution vor, die er an dem Parmenio vollziehen laſſen, und ſagte, daß die übrigen ſich kein andres Schickſal zu verſprechen hätten. Alexander befohl ihm hierauf hinaus zu gehen. Wie Clitus nun zwar ſolchem Befehl gehorchte, und hinaus gieng, im weggehen aber dennoch beſtändig mit ſeinen harten Vorwürfen und allerhand unanſtändigen Ausdrücken anhielte, ſo verlohr Alexander alle Gedult, und grif nach einem Spieß, um ihm zu erſtechen, woran er aber von den Umſtehenden verhindert ward. Clitus war indeſſen kaum aus dem Sahl hinausgegangen, als er durch eine andre Thüre wieder hinein kam, und ſein altes Lied, zur Beſchimpfung des Königs, wieder anhub; wodurch Alexander endlich in einen ſolchen Zorn gerieth, daß er ihn mit einem Spieße durchſtach. Es wäre freylich beſſer geweſen, welches ich gerne zugebe, wenn der König dieſes alles mit Verachtung angehöret hätte. Allein dieſes war von einem jungen und ſiegreichen Herren nicht zu vermuthen, da ein Philoſoph von Profeßion keine größere Proben von der Gedult hätte ablegen können. Es gereuet indeſſen dieſe That den Alexander an dem folgenden Tage ſo ſehr, daß er ſich ſelbſt würde umgebracht haben, wenn er nicht von den Macedoniern daran wäre verhindert worden. Eine andere Execution, die er an einem grichiſchen Weltweiſen vollziehen ließ, kann zwar nicht ſo gut entſchuldiget werden,

ſie

ſie iſt aber doch auch ſo ſchändlich nicht, als Seneca dieſelbe abmahlet. Omnia licet antiqua Ducum Regumque exempla tranſierit, ex his, quae fecit, nihil tam magnum erit, quam ſcelus Calliſthenis. Es hat aber der gute Seneca in mehrern Fällen bewieſen, daß es leichter iſt, von der Tugend zu reden, als dieſelbe auszuüben. Wir wollen doch einmal unterſuchen, worinn die ſchändliche Handlung beſtanden, wodurch alle glänzende Thaten des Königs verdunkelt worden. Alexander begehrte, wie die perſiſchen Monarchen vor ihm, verehret zu werden. Die bezwungenen aſiatiſchen Völker lieſſen ſich dieſes, wie die Griechen, gefallen. Die Macedonier aber wollten ſich durchaus nicht dazu bequemen, und der König ließ ihnen ihre Freyheit. Wie aber einer von ſeinen Feldherrn, Namens Polyſperchon, in Gegenwart des Königs, über einen Perſer ſpottete, der ſich nach der perſiſchen Gewohnheit ſo tief bückte, daß ſein Bart die Erde berührte, und denſelben bat, ſich noch tiefer zu bücken, ſo nahm Alexander dieſes ſo ungnädig auf, daß er denſelben ins Gefängniß werfen ließ. Er nahm ihn aber doch nachher wieder zu Gnaden an; welches gewiß ein jeder König nicht würde gethan haben. Calliſthenus aber kam nicht ſo gelinde davon. Dieſer Calliſthenes war ein trotziger griechiſcher Philoſoph. Ariſtoteles hatte bereits von demſelben geweiſſaget, daß er wegen ſeines unbiegſamen Gemüths in ein großes Unglück gerathen würde, und hatte ihm zu ſeiner Warnung oft die Worte des Homers vorgeſagt:

Ωκυμορος δη μοι τεκος εσσεαι ει αγορευεις.

Die-

Dieſer Philoſoph war es, welcher bey dieſer Gelegenheit am heftigſten auf den König ſchalt, der daher Anlaß nahm, ihn tödten zu laſſen. Die Freundſchaft, welche dieſer Calliſthenes mit einem von des Königs Edelknaben, Namens Hermolaus, unterhielt, der in eine Zuſammenverſchwörung wider den König verwickelt war, muſte dazu den Vorwand hergeben. Es muſte heiſſen, daß Calliſthenes an dieſer Verrätherey Theil gehabt, inſonderheit da er einmal, wie Hermolaus gegeiſſelt ward, und ſich bey ihm deswegen beklagt, zu ihm geſagt: **Du mußt zeigen, daß du ein männlich Herze haſt.** Es wäre freylich beſſer geweſen, wenn der König es bey einer gelindern Strafe hätte bewenden laſſen, und den Calliſthenes wieder nach Griechenland zurück geſchickt hätte. Indeſſen kann ich doch dem Seneca nicht beypflichten, der dieſe That für die ſchändlichſte hält, ſo jemals hat können begangen werden. Man legt es ferner dieſem Könige zur Laſt, daß er die perſiſche Prinzeßin Statira geheyrathet, und die macedoniſchen Herren aufgemuntert, ſeinem Beyſpiel zu folgen; ungeachtet kein Beweis gröſſer als dieſer vor ſeiner Einſicht in die Regierungskunſt ſeyn kann, denn dieſe Heyrathen waren gleichſam der Kalk, wodurch dieſes groſſe und wackelnde Gebäude muſte verbunden, und befeſtiget werden. Nichts aber iſt dem Curcius ſowol als andern Skribenten unerträglicher, als daß ſich Alexander einen Sohn des Jupiters nennen ließ. Es giebt aber dieſer König ſelbſt die Urſache davon an, in ſeiner Antwort auf die Beſchul-

ſchuldigungen des Hermolaus, welche Curtius ſelbſt anführet: Vtinam et Indi Deum me eſſe credant. Fama enim bella ſtant, et ſaepe etiam, quod falſe creditum eſt, veri vicem obtinuit. Plutarchus, der dieſes nebſt andern Umſtänden gleichfalls erzählet, fügt hinzu: Man ſieht hieraus, daß Alexander eine ſolche eitle Einbildung nicht gehabt, ſondern daß er nur dadurch geſuchet, die bezwungenen Völker im Zaum zu halten. Αλλα τοις αλλοις καταδουλουμενος τη δοξη της θειοτητος. Daß Alexander auch würklich dabey keine andre Abſicht gehabt, ſolches erhellet daraus, daß er ſelbſt mit ſeinen Freunden über ſeine Gottheit zu ſcherzen pflegte. Denn da er nicht lange nachher verwundet ward, ſo ſagte er: **Man nennt mich zwar einen Sohn des Jupiters; ich fühle aber dem ungeachtet die Schmerzen an meinem Leibe.** Daß die Macedonier ſo oft ſchwierig waren, und über ihren König murreten, ſolches iſt dem Uebermuth dieſes Kriegesheeres zuzuſchreiben, welches durch die vielen Siege, die es erfochten hatte, ſtolz geworden war. Denn nach des Königs Tode waren ſie gar nicht mehr zu bändigen, ſondern verachteten, verkauften und ermordeten ihre Anführer. Nichts erhöhet den Ruhm des Alexanders mehr, und nichts vertheidiget ihn beſſer, als der heftige Schmerz, und die Verzweifelung, worinn ſein Tod nicht nur die Macedonier und Griechen, ſondern auch die bezwungenen Völker ſtürzte. Ich führe dieſes alles nicht zu dem Ende an, um den Alexander von allen Feh-

lern freyzuſprechen; denn er hatte auch ſeine Fehler. Es geſchiehet bloß zu dem Ende, um zu zeigen, wie wenig man ſich auf das Urtheil der alten Skribenten verlaſſen könne, und wie nöthig es ſey, an ſtatt der verſchiedenen Lesarten und andrer weitläuftigen und unnöthigen Anmerkungen die alten Schriftſteller mit ſolchen Verbeſſerungen herauszugeben. Ich bin ꝛc.

Digitized by Google

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Der
ſieben und dreyßigſte Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir, daß ſie demjenigen Beyfall geben, was ich von den Anmerkungen und Erklärungen, welche man über die alten Schriftſteller zu machen pflegt, in meinem letzten Briefe vorgetragen. Sie behaupten aber auch zu gleicher Zeit, daß die verſchiedenen Lesarten, oder die ſo genannten Lectiones Variantes von einem groſſen Nutzen ſind. Ich gebe dieſes ſehr gerne zu, und behaupte bloß, daß man zu viel davon macht. Denn man findet Ausgaben von den alten und ſchwerſten Schriftſtellern, wo die Anmerkungen lediglich und allein darinn, und in weitläuftigen Erklärungen beſtehen, die wenig oder nichts dazu beytragen, die alten Schriftſteller deſto beſſer zu verſtehen. Die Anmerkungen, welche ich am liebſten leſen möchte, die aber insgemein fehlen, müſſen meiner Meynung nach, die dunkelſten und ſchwerſten Stellen erklären, und das bisweilen ganz ungegründete Urtheil der alten Skribenten zu Tage legen,

wodurch der Jugend ein falſcher Begrif von den Tugenden und Laſtern beygebracht wird, den ſie nachher beſtändig behalten, und wenn ſie wieder Lehrer werden, ſodann auf ihre Schule weiter fortpflanzen. Es wird eine nicht geringe Vorſicht erfordert, wenn man die alten Schriftſteller leſen will. Man muß wohl acht geben, von wem und zu welcher Zeit ein Buch geſchrieben worden. Die beſten griechiſchen Autores haben zu den Zeiten gelebet, da alle griechiſche Städte freye Republiken waren. Daher haben ſie das königliche Regiment mit den gehäßigſten Farben abgemahlt. Wenn die Jugend täglich angehalten wird, dergleichen Bücher zu Leſen, die nothwendigen Erklärungen aber weggelaſſen werden, ſo kann die Jugend einen Abſcheu vor dem königlichen Regimente bekommen, und diejenige Regierung allein für glückſelig halten, wobey der gemeine und unbedachtſame Pöbel herrſchet, und wo, wie Anacharſes ſagt, vernünftige Männer dasjenige zur Erfüllung bringen müſſen, was von thörichten und unbeſonnenen Menſchen beſchloſſen wird. Ferner, weil die Griechen in einer geraumen Zeit allein in dem Beſitz geweſen, Bücher zu ſchreiben, und wir von den perſiſchen, ägyptiſchen und griechiſchen Begebenheiten nichts anders wiſſen, als was ſie davon aufgezeichnet haben, ſo kann man daher Anlaß nehmen zu zweifeln, ob die griechiſchen Begebenheiten auch würklich ſo groß und prächtig ſind, als ſie abgemahlt, und von ihnen vorgeſtellt werden. Cicero ſagt: Die Thaten der Athenienſer ſind groß und glänzend,

weil

weil ſie von geſchickten Federn abgefaßt worden. Wenn aſiatiſche Skribenten die Thaten beſchrieben, welche Herodotus, Thucydides und Xenophon entworfen haben, ſo würde die griechiſche Hiſtorie nicht ſo prächtig, und die perſiſche nicht für dieſe Nation ſo ſchimpflich ausgefallen ſeyn, wie man insgemein glaubt, daß ſie iſt. Wenn man daher von der Gültigkeit einer Hiſtorie mit Gewißheit urtheilen will, ſo muß man wiſſen, von wem dieſelbe geſchrieben worden. Wenn man das Leben des Kayſers Tiberius bey dem Tacitus und Svetonius lieſet, ſo iſt ſolches anders beſchaffen, als wie es Vellejus Paterculus aufgezeichnet, bey welchem man, an ſtatt der ſchändlichſten Laſter und Fehler, welche ihm die andern beylegen, nichts als heroiſche Tugenden antrift. Dieſe Vorſicht muß man zwar auch gebrauchen, wenn man neuere Schriftſteller lieſet; ſie iſt aber am allernothwendigſten bey den alten Skribenten in der gelehrten Sprache, weil ſolches Schulbücher ſind, und von der Jugend täglich und allein geleſen werden. Dieſes ſind diejenigen Schriften, welche einer geſunden Erklärung und einer Verbeſſerung bedürfen, und zwar nicht nur in Abſicht auf die Chronologie, Geographie und Hiſtorie, ſondern auch in Abſicht auf die Urtheile und die moraliſchen Betrachtungen, welche darinn vorkommen. Sie ſehen hieraus, daß ich die gewöhnlichen Noten nicht ganz verwerfe, welche man über die alten Schriftſteller zu machen pflegt. Ich behaupte bloß, daß die nützlichſten Anmerkungen aus der Acht gelaſſen werden, und

daß die Schulbücher mit einem weit größern Nutzen könnten geleſen werden, wenn ſie auf die von mir angeführte Art eingerichtet würden. Ich halte dieſe Erinnerung für höchſtnöthig, weil die gelehrten Männer zu unſern Zeiten auf keine Sache mehr Fleiß gewandt haben, als die alten Schriftſteller von den Fehlern der Copiiſten zu reinigen, und zu zeigen, daß ein Wort, eine Sylbe, ja ein Buchſtab in einem Codice anders, wie in jenem geſchrieben worden. Ich bin ꝛc.

Digitized by Google

Der acht und dreyßigſte Brief.

Mein Herr,

Ich habe mir letzthin Mühe gegeben zu zeigen, daß verſchiedene harte Urtheile, welche Curtius und andre Schriftſteller von dem Alexander fällen, ungegründet ſind. Daraus aber folgt nicht, daß ich dieſen Monarchen für ganz unſchuldig will gehalten haben. Denn er hat auch ſeine groſſen Fehler gehabt. Bloß ſeine Herrſchſucht, welche zu vergnügen, Millionen Menſchen aufgeopfert worden, kann hievon zu einem Beweiſe dienen. Ein ſolcher Regent kann als eine Geiſſel für das menſchliche Geſchlecht angeſehen werden; und es iſt nichts zu erdenken, welches mehr getadelt zu werden verdienet, als wenn man ſein Vaterland Preis giebt, und mit dem Degen in der Fauſt in andern Ländern herumſchwärmet, um fremde unſchuldige Menſchen zu ermorden. Ein ſolcher Herr verdient nicht den Namen eines Regenten, vielweniger aber den Titel eines Helden, ſondern man kann denſelben vielmehr mit einer allgemeinen Landplage und anſteckenden Seuche vergleichen, welche alle Länder durchſtreift, und allenthalben betrübte Spuren zurück läßt. Eben daſſelbe Urtheil

kann man auch über den Julius Cäſar fällen, und zwar, weil Plutarchus in ſeinen verglichenen Lebensbeſchreibungen dieſe beyden Herren mit einander vergleicht, ungeachtet dieſes auch faſt die einzige Eigenſchaft iſt, worinn ſie mit einander übereinkommen, wie ich in meiner Hiſtorie berühmter Helden gezeigt habe. Meinem Bedünken nach kommt der macedoniſche Monarch mit den König von Schweden, Carl den Zwölften, weit mehr überein, denn es ſcheint, daß der letzte ſich das Leben des erſten als einen Plan vorgeſtellet, dem er folgen müßte. Wie derſelbe daher einmal bey dem Boileau das harte Urtheil las, welches dieſer über den Alexander gefället, ſo ward er darüber ſo ſehr erbittert, daß er weiter nicht das geringſte leſen wollte. Beyde Könige gelangten ſehr jung zur Regierung, und beyde verlieſſen gleich ihre ihnen angeſtammten Reiche, welches der erſte niemals wieder ſah, und wohin der andre auch nicht eher wieder kam, als einige Jahre vor ſeinem Tode. Keiner von beyden ſteckte jemals den Degen wieder in die Scheide. Beyde waren in einer beſtändigen Bewegung, und keiner von ihnen hatte an irgend einem Orte Ruhe, recht, als wenn die Erde unter ihren Füßen gebrannt hätte. Keine Felſen, keine Berge und keine Flüſſe waren vermögend, ihren Lauf aufzuhalten, und je unebener und höckrichter der Weg war, deſto mehr Luſt bezeigten ſie, denſelben zu betreten. Beyde waren große Feldherrn, ſie vergaßen es aber bisweilen, daß ſie Anführer waren, und fochten in Feldſchlachten, wie die gemeinen Soldaten. Alexander begieng eine große

Drei-

Digitized by Google

Dreiſtigkeit, da er einmal ganz allein von der Mauer in eine belagerte Stadt herab ſprang. Die Verwegenheit Carl des Zwölften aber war noch viel größer, da er aus ſeinem Hauſe zu Bender gegen die ganze türkiſche Macht fochte. Die That des Alexanders war eine Verwegenheit. Die That Carls des Zwölften ſieht einer Verzweiflung ähnlich. Denn Alexander, welcher ſich auf ſein gewöhnliches Glücke verließ, konnte annoch hoffen, daß ſein Kriegsheer ihm zu Hülfe kommen würde, ehe er von den Feinden überwunden würde. Carl aber ſahe keine menſchliſche Hülfe, und konnte ohne ein Wunderwerk nicht errettet werden, und beharrte nichts deſtoweniger bey ſeinem Vorhaben. Beyde wurden von ihrem Kriegsheer geliebet. Doch liebten die Soldaten den erſten noch mehr, weil er freundlicher und offenherziger mit ihnen umgieng. Von dem Alexander kann man nicht ſagen, ob er mehr geliebt, oder bewundert worden; von dem König in Schweden aber iſt es gewiß, daß ſeine Eigenſchaften mehr bewundert, als ſeine Perſon geliebt worden. Beyde ſaßen eine geraume Zeit dem Glücke gleichſam im Schooß, und alles, was ſie vornahmen, mußte ihnen gelingen. Doch verließ das Glück endlich den letzten. Denn Alexander ſtarb mitten in dem Lauf ſeiner Siege. Carl aber, welcher einige Jahre durch alles wie eine reiſſende Fluth überſchwemmet, verlohr nicht allein alles wieder, was er gewonnen, ſondern büßte auch einen großen Theil von ſeinem eignen Reiche ein, und er mußte alſo dasjenige, das ihm das Glück verliehen, mit doppelten Verluſte wieder zurück geben.

ben. Alexander hatte das Glück, daß zu ſeinen Zeiten nur ein Alexander in der Welt war. Carl aber hatte das Unglück, daß zu ſeinen Zeiten noch ein andrer Carl aufſtand, der ihm die Stange halten konnte. Wenn demnach Alexander auf ſeinem Zug nach Indien einen Petrus am ſtatt des Porus vor ſich gefunden hätte, ſo würde er vermuthlich eben daſſelbe Unglück am Gange erlebt haben, was Carl am Dniper erlebte. Beyde waren großmüthig, und wollten viel lieber gar nicht ſiegen, als daß ſie ſich den Sieg durch Liſt zuwege bringen ſollten. Sie hatten beyde einerley Abſicht, nämlich den Namen eines Ueberwinders zu erlangen, und beyde hatten einerley Plan, dem ſie folgten. Achilles war das Vorbild, welches ſich Alexander vorſetzte, und die Hiſtorie des Alexanders war der Catechiſmus des Königs von Schweden. Ein ſolcher Grundſatz aber verdient bey einem chriſtlichen Könige weit mehr, als bey einem heydniſchen Monarchen getadelt zu werden. Vielleicht aber würde Carl, wenn er von dem Ariſtoteles wäre unterwieſen worden, ein Hauptlaſter nicht mit einer heroiſchen Tugend vermengt, und vielleicht auch einmal an die Pflicht eines Regenten gedacht haben. Wie der ſchwediſche König in ſeiner Jugend erzogen worden, weiß ich nicht. Es ſcheint aber, daß man entweder nicht vielen Fleiß an ſeine Erziehung gewandt, oder, daß er ſich der Unterweiſung zu früh entſchlagen, weil er das Kriegsweſen einzig und allein für eine Königliche Beſchäftigung hielte, das andre alles aber als eine Pedanterey anſahe. Alexander aber hatte den vortreflichſten Unterricht

ge-

genoſſen, und war von ſeinem Lehrmeiſter mit ſo großer Sorgfalt in der Regierungskunſt, Moral und Philoſophie unterwieſen worden, daß, wenn des Attali und der Cleopatra Anſchlag geglückt, und er von der Nachfolge in der Regierung wäre ausgeſchloſſen worden, er einen öffentlichen Lehrer in einer griechiſchen Stadt hätte abgeben können. Aber dieſe Erkänntniß, welche er von der Tugend, von der Philoſophie und von der Pflicht eines Regenten beſaß, verurſachet, daß man ein deſto härteres Urtheil über ihn fällen, und ihn als einen Menſchen anſehen muß, bey dem keine Arzney weiter etwas auszurichten vermögend war. Wenn man übrigens die unerſättliche Herrſchſucht beyſeite ſetzt, die bey dieſen beyden Herren gleich groß war, ſo bemerkt man bey ihnen auch viele große und erhabene Tugenden, welche aber wegen der herrſchenden Hauptleidenſchaft, die alle andre erſtickte, nicht hervor brechen konnten. Denn es hieß von ihnen, wie Julius Cäſar ſagt: Si violandum eſt jus, regnandi gratia violandum, aliis in rebus pietatem colas. Es iſt aber zu beklagen, daß die Tugend bey ſolchen Umſtänden nicht wirken kann, ſondern nur gleichſam ein Auſcultant in einem Gerichte iſt, wo eine ſolche Hauptleidenſchaft das Ruder führet. Man bemerkt, wie ich ſchon geſagt habe, ſonſt bey dieſen Herren große natürliche Tugenden, welche von ihnen ausgeübt wurden, ſo oft ihre Herrſchſucht und Ehrbegierde ihnen ſolches vergönnte. Sie waren beyde aufrichtig, freygebig, und achteten das Geld nicht. Sie waren beyde fromm, ob gleich ein jeder nach ſeiner Art,

und

und wie es die Eigenſchaft ſeiner Religion mit ſich brachte. Carl verſäumte keinen Gottesdienſt, und ließ keinen Tag hingehen, da nicht ſeine Armee eine öffentliche Betſtunde halten, und gewiſſe Geſänge ſingen mußte. Alexander verſäumte kein Opfer, und nahm nichts wichtiges vor, wo er nicht ſeinen Ariſtandeo, den er des Gottesdienſtes wegen mit ſich herum führte, gefragt hatte. Einige glauben zwar, daß es weder der eine noch der andere ernſtlich in dieſem Stücke gemeynet, inſonderheit da ſie durch viele von ihren Handlungen an den Tag legten, daß die Religion ſie eben nicht ſo gar ſehr beſchäftigte. Aber die Erfahrung zeigt, daß der Satz des Herrn Bayle nicht ganz ungegründet iſt, daß viele Menſchen nicht nach ihren Grundſätzen leben, ſondern durch ihre Hauptleidenſchaften zu allem, was ſie thun, getrieben werden. Was den ſchwediſchen König betrift, ſo bemerkt man bey demſelben kein Zeichen von einer ſolchen Heucheley oder Verſtellung, er hat vielmehr öfters Proben von ſeiner Gottesfurcht, und von ſeinem Eifer für die Religion abgelegt, ſo oft ihm ſeine Hauptleidenſchaft nicht daran gehindert. Die Frömmigkeit des Alexanders iſt zweydeutiger. Weil er aber von Natur offenherzig war, und man bey aller Gelegenheit Spuren von ſeiner Aufrichtigkeit findet, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß er in Abſicht auf die Religion eben ſo wenig verſtellt geweſen, als Carl der Zwölfte. Denn ich habe an einen andern Orte gezeiget, daß eine orthodoxe Lehre und ein orthodoxes Leben nicht allemal mit einander verbunden ſind. Beyde große Regenten waren abgehärtet, und hatten einen

nen ſehr geſunden, dauerhaften, und gleichſam mit Eiſen überzogenen Körper. Regen, Sonnenſchein, Froſt, Hitze, Wachen und Arbeit beſchwerten keinen von ihnen; ſie ſcheueten vielmehr nichts, da ſie ſich auf die Dauerhaftigkeit ihrer Körper verlieſſen. Alexander trug kein Bedenken, da er ganz mit Schweiß bedeckt war, ſich in eine kühle Aue zu werfen, und ſich darinn zu baden. Wenn Carolus damals hätte zugegen ſeyn können, ſo würde er ohne Zweifel Geſellſchaft gemacht haben, und allem Anſehen nach würde dieſes Bad ſeiner Geſundheit eben ſo wenig nachtheilig geweſen ſeyn. Wie Alexander einen geſunden und ſtarken Leib hatte, der alle Arten der Beſchwerden ausdauren konnte, ſo hatte Carl einen ſolchen eiſernen Körper, von dem man hätte glauben ſollen, daß er nicht aus Fleiſch und Blut, wie der Körper eines andern Menſchen, ſondern aus einer Materie beſtünde, die ſich dem Metall näherte. Die ſchwediſchen Soldaten waren unter ſeiner Anführung ſo abgehärtet, daß ſie den alten Hußiten zu den Zeiten des Ziska und Procopius ähnlich waren. So hart ſie aber auch waren, ſo glaube ich doch, daß keiner von ihnen, von dem General an bis auf die gemeinen Soldaten, die Beſchwerlichkeiten ſo gut ausſtehen können, als der König. Denn bald ritte derſelbe im vollen Jagen beſtändig Tag und Nacht durch, daß kein Menſch es mit ihm aushalten konnte, bald war ſein bloßes Haupt mit dicken Schnee bedeckt, und wenn er aus einem Treffen blutig und verwundet zurück kam, ſo ließ er ſich nicht verbinden, ſondern warf ſich auf die Erde,

hüllte

hüllte ſich in ſeinen Mantel ein, und ſtand des andern Morgens wieder friſch und geſund auf. Bisweilen kamen die Stiefeln in einem ganzen Monate nicht von ſeinen Füſſen, daß man genöthiget war, die Stiefeln zu zerſchneiden. Es konnte demnach nicht fehlen, er muſte einer ſolchen Aufführung halber in den Augen des Pöbels, der die Tapferkeit mit dem wilden Weſen vermenget, gröſſer als Alexander ſeyn. Ein Philoſoph aber urtheilet anders; denn derſelbe räth zwar an, den Leib abzuhärten, nicht aber auf die Menſchheit Verzicht zu thun, und wilden Thieren gleich zu werden. Alexander nahm zu gewiſſen Zeiten mit ſchlechter Koſt verlieb, und ſpeiſete wie ſeine Soldaten. Carl aber war damit zu allen Zeiten, und an allen Orten zufrieden, und verachtete alles, was wohlſchmeckend war, ſo ſehr, daß er nichts lieber zu ſich nahm, als Waſſer und Brod. Alexander war alſo dem Ariſtippus ähnlich, der weder wohlſchmeckende noch ſchlechte Speiſen verachtete. Carl den Zwölften aber kann man mit dem Diogenes vergleichen, der mit dem gröſten Appetit ſeine in Waſſer und Brod beſtehende Mahlzeit in ſeiner Tonne verzehrte. Der König in Schweden übergieng demnach an Mäßigkeit nicht nur den Macedoniſchen König, ſondern auch alle, deren in der Hiſtorie Meldung geſchiehet. Eben daſſelbe kann man auch von der Keuſchheit ſagen, wovon der König in Schweden ein Exempel ohne gleichen geweſen. Man ſchickte einmal ein Frauenzimmer an ihn, um gewiſſe Geſchäfte bey ihm auszurichten. Allein dieſe Perſon, ſo ſchön ſie auch war, konnte doch weder durch ih-

re

re ſchöne Geſtalt noch durch ihre Beredſamkeit das allergeringſte bey ihm auswirken, und man merkte daraus, daß Venus nicht die mindeſte Herrſchaft über ihn hatte, und Cupido ſeine Pfeile unnütz bey einem Prinzen verſchwendete, der eine Helena und eine Meduſa mit gleichen Augen anſahe. Sie waren beyde auch in den gefährlichſten Feldſchlachten kaltſinnig, und die Gegenwart des Geiſtes verließ ſie auch bey den hitzigſten Treffen nicht. Das Herz ſchlug bey ihnen nicht ſtärker, wenn ſie von Feinden umringt, als mit ihren Freunden umgeben waren. Hiedurch zeigten ſie, da dieſes hauptſächlich von einem General erfordert wird, daß ſie zu Feldherrn geboren waren. Allein ſie übten dieſe vortrefliche Eigenſchaft nicht allemal aus. Denn bisweilen ſetzten ſie ihren Character aus den Augen, und nahmen die Pflichten eines gemeinen Soldaten über ſich. Sie konnten beyde leicht in Zorn und Eifer gerathen. Der Zorn des erſtern war heftiger, aber von keiner langen Dauer. Der andre konnte ſeinen Zorn zwar beſſer verbergen, er wuſte aber nicht zu vergeben. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß Carl eine ſolche Execution würde verrichtet haben, als Alexander in der Hitze und aus Uebereilung an dem Clitus ausübte. Alexander aber würde ſich nicht ſo grauſam, wie der König von Schweden, gegen den Patkul bewieſen haben. Der Zorn des erſtern war einen heftigen Sturmwind ähnlich, worauf aber gleich ein Regen, nämlich Thränen und Reue, folgte. Der Zorn des letztern aber glich einem zwar nicht ſo heftigen, aber lang anhaltenden Sturm. Der Zorn bey dieſen beyden Herren entſprang demnach

nach aus verſchiedenen Quellen, nämlich bey dem Alexander aus einem hitzigen Geblüte, und bey dem Könige von Schweden war die Galle daran Urſache. Sie ſind beyde in dieſem Stücke tadelnswürdig, doch der letzte noch mehr, als der erſte; indem Alexander aus Uebereilung, Carl aber mit Vorbedacht ſündigte. Ungeachtet die Herrſchſucht bey beyden gleich groß war, ſo äuſſert ſich doch dieſer Unterſcheid unter ihnen, daß die Kriege, welche der eine führte, gerechter waren, als die der andre anfieng. Carl konnte verſchiedene Urſachen angeben, wesfalls der Krieg von ihm angefangen ward. Alexander aber konnte von ſeinen Kriegen nicht die allergeringſte Urſache beybringen. Denn die Urſache welche der macedoniſche König vorgab, daß er nämlich den Krieg deswegen anzufangen genöthiget ſey, um das Unrecht zu ahnden, welches den Griechen in den erſten Jahren des Darius und Xerxes zugefügt worden, war lächerlich, indem dieſer Streit längſtens beygelegt und vergeſſen war. Zu geſchweigen daß die Griechen, wenn ſie ja vor einer ſo langen Zeit mit einem unrechtmäßigen Kriege überzogen werden, doch dieſes ihnen zugefügte Unrecht mehr als zu nachdrücklich geahndet hatten. Und es waren überdem ſchon ſeit dieſer Zeit nicht nur verſchiedene Friedenstractate, ſondern auch wirkliche Bündniße zwiſchen Perſien und den griechiſchen Städten geſchloſſen worden. Ja, wie Griechenland nachher in einen innerlichen Krieg verfiel, ſo hatten die perſiſchen Könige oft die ſchwächere Parten gegen die mächtigere mit Geld und Volk unterſtützet, und Perſien hatte es allein verhütet, daß Athen,

Lace-

Lacedämon und Theben die andern griechiſchen Städte nicht unter das Joch gebracht. Macedonien aber hatte am allerwenigſten Urſache ſich zu beſchweren. Denn dieſes Reich ſtand mit Perſien im Bund, wie Xerxes den großen Zug nach Griechenland vornahm. Alexander konnte daher keine andre Urſache zum Kriege angeben, als daß ihm ſeine Hände glüeten, und daß ſein kriegeriſcher Sinn ihm nicht zuließ, in Ruhe zu leben. Denn, wenn er ſich auch der geſchickteſten Feder bedient, und den Ariſtoteles ſelbſt dazu gebraucht hätte, ein Manifeſt gegen den König in Perſien aufzuſetzen, ſo würden alle vernünftige Leute ſolches doch nur als eine Sophiſterey angeſehen haben. Denn es konnte in demſelben nichts anders geſagt werden, als daß der König von Macedonien den Krieg mit Fleiß ſuchte, und die hungrigen Griechen, welche einen Geſchmack an den perſiſchen Gütern und Herrlichkeiten gefunden, willig wären, ihn darinn zu unterſtützen. Die Urſache alſo, wesfalls beyde Könige den Krieg anfiengen, war nicht gleich gegründet. Von dem einen geſchahe der Angriff, der andre aber ſuchte ſich, dem Schein nach, nur bloß zu vertheydigen. Daß Alexander ſeine Kriege mit beſtändigem Glücke führte, daraus folgt nichts anders, als was man öfters ſieht, daß manche böſe That am beſten glücket. Uebrigens kann man den verſchiedenen Ausfall der Kriege, welche dieſe beyden Könige geführet dem verſchiedenen Zuſtande der Zeit und der Umſtände zuſchreiben. Wenn der Rußiſche Kayſer ein Darius geweſen wäre, ſo würde der ſchwediſche König das Glück des macedoniſchen Monarchen

chen gehabt haben, und wenn Petrus Alexiowiz König in Perſien geweſen wäre, ſo würde Alexander, wie Carl der Zwölſte, die Schlacht verlohren haben. Denn das ſchwediſche Kriegsheer gab dem Macedoniſchen an Tapferkeit nichts nach, und ihr Anführer war ein eben ſo kluger und verſuchter General als der Macedoniſche. Ja man muß ſich über die kriegeriſchen und auſſerordentlichen Eigenſchaften Carl des Zwölſten um ſo viel mehr wundern, da er niemals vorher darinn unterrichtet oder geübt worden, ſondern ſich gleich an die Spitze eines Kriegsheers ſtellte. Alexander aber hatte den meiſten Treffen unter der Anführung ſeines Vaters Philippi beygewohnt, und hatte ſich alſo durch dieſe vortrefliche Unterweiſung des größten Lehrmeiſters zu den damaligen Zeiten ſchon vorher die Wiſſenſchaft und Erfahrung eines Generals erworben, ehe er ſelbſt ein Kriegsheer anführte, und die Würde eines Generals übernahm. Endlich kann dieſes annoch einigermaßen zum Ruhme des ſchwediſchen Monarchen geſagt werden, daß er durch ſeine ſiegreichen Waffen ſich einzig und allein einen unſterblichen Namen zu erwerben, nicht aber ſein Reich durch überwundene Länder zu vergrößern geſuchet. Alexander aber eignete ſich Jure belli alle diejenigen Provinzen zu, die er überſchwemmte, und ſahe ein jedes erobertes Reich als ein Mittel an, auch die übrigen zu bezwingen. Ein jeder Sieg mußte ihm zu einem neuen den Weg bahnen. Vt acceſſione virium, wie Juſtinus ſagt: Fortior ad alios tranſiret et proxima quaeque victoria, inſtrumentum eſſet ſequentis. Ja, ſeine

ſeine Unerſättlichkeit gieng ſo weit, daß ihm die ganze Erde nicht groß genug zu ſeyn ſchien. Denn da Parmenio ihm rieth, den ſo vortheilhaften Antrag des Darius anzunehmen, welcher die weitläuftige perſiſche Monarchie mit ihm zur Hälfte theilen wollte, ſo antworte Alexander: Ich würde mich nicht einen Augenblick bedenken, dieſen Antrag anzunehmen, wenn ich Parmenio wäre. Zwar konnte man ſagen, daß es dem ſchwediſchen Monarchen auch nicht am Willen gefehlet, ſein Reich durch die eroberten Provinzen zu vergrößern, und daß, wenn die Zeiten ſo wie unter der Regierung des Alexanders beſchaffen geweſen wären, er auch den Fußſtapfen des macedoniſchen Königs würde gefolgt ſeyn. Denn damals behielt ein Ueberwinder insgemein dasjenige, was er durch ſein Schwerdt erfochten hatte. Zu unſern Zeiten aber, da es mit den Reichen und Republiken eine andre Beſchaffenheit hat, wird eine Provinz, welche man durch die Waffen erobert, nicht den übrigen Staaten ſogleich und jederzeit einverleibet, ſondern die eroberten Länder und Städte werden am Ende des Krieges und bey einen erfolgten Friedensſchluß insgemein wieder an den vorigen Beſitzer zurück gegeben. Wenn man aber erwegt, in welchem Zuſtande Europa war, da Carl der Zwölfte mit ſeinem ſiegreichen Kriegsheer mitten in Deutſchland ſtand, und findet, daß er ſich nichts von allen Ländern zugeeignet, die er in Händen hatte, und die ihm niemand ſtreitig machen konnte, ſo ſcheint es, daß er lediglich und allein die Abſicht gehabt, ſich

den Namen eines Ueberwinders zu erwerben, ohne etwas für ſeine Mühe zu begehren. Denn wie wenig andre Potentaten ſich erkühnet, ſich ſeinem Vorhaben zu widerſetzen, ſolches kann man aus dem Exempel des Kayſers Joſephi abnehmen. Denn wie der König von Schweden ſich der ſchleſiſchen Proteſtanten annahm, und dem Kayſer ein Geſetz nach dem andern vorſchrieb, ſo ließ ſich Joſephus alles gefallen, und ſagte: Wenn der König von Schweden von mir verlangte, daß ich Lutheriſch werden ſollte, ſo müßte ich mich darinn finden. Man ſieht demnach aus allen Umſtänden, die ich angeführet, daß dieſe beyden Herren am beſten mit einander können verglichen werden, indem ſie ſo wol, was ihre perſönlichen Eigenſchaften anbelangt, als auch in Abſicht auf ihre Thaten und Unternehmungen vollkommen mit einander überein ſtimmen. Denn ungeachtet ſie in einigen wenigen Stücken von einander unterſchieden ſind, ſo ſcheint es doch, daß der Geiſt des Alexanders durch die Seelenwanderung in den Leib des Königs von Schweden gefahren, oder, daß der letzte ſich das Leben des erſtern zu einem Muſter und Vorbilde bey allen ſeinen Thaten erwählet. Ich bin ꝛc.

Der

Der
neun und dreyßigſte Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir, daß man in Schweden, wie ſie in dem abgewichenen Jahre daſelbſt geweſen, von meinen Schriften ſehr rühmlich geurtheilet. Es hätten aber doch einige zu gleicher Zeit behauptet, daß ich in meiner däniſchen Reichshiſtorie, die von mir in der Vorrede verſprochene Unpartheylichkeit nicht allenhalben blicken laſſen. Ich glaube nicht, daß alle Schweden dieſe Gedanken hegen werden. Denn man darf nur meine Hiſtorie mit unſern andern nordiſchen Schriften zuſammen halten, um überzeugt zu werden, daß ich viel unpartheyiſcher als andre geweſen, und daß ich meine Meynung ſo offenherzig geſaget, als es Zeit und Ort nur immer zulaſſen wollen. Fremde Skribenten, welche die deutſche Ueberſetzung geleſen haben, urtheilen auf eine gleiche Art davon. Am anſtößigſten ſoll, wie ſie mir berichten, einigen Schweden die Vergleichung geweſen ſeyn, welche ich zwiſchen Guſtav Adolph und Chriſtian dem Vierten angeſtellt. Ich habe mir hierauf die Mühe gegeben, dieſe Vergleichung noch einmal genau durchzuſehen, und habe gefunden, daß wenig oder

nichts daran zu ändern oder hinzu zu ſetzen iſt. Dieſe beyden Könige ſchätzten ſich einander ſehr hoch. Guſtav hielt den König Chriſtian für den größten Regenten zu ſeinen Zeiten, und der däniſche Monarch gab dem König Guſtav den Ruhm, daß er der größte Feldherr wäre. Alles, was ich vergeſſen habe, dem König Guſtav annoch beyzulegen, und worinn derſelbe einen Vorzug vor dem König von Dännemark zu haben ſcheint, beſteht darinn, daß er ſeine Affecten mehr im Zaum zu halten gewußt, und ein größerer Staatsmann geweſen. Denn König Chriſtian der Vierte war leicht zum Zorn zu bewegen, und that in der Uebereilung vieles, welches ihn nachher verdroß. Er beſaß auch die Freundlichkeit und das angenehme Weſen im täglichen Umgang nicht, wie der König von Schweden; und es iſt nicht glaublich, daß der König Guſtav einen ſolchen Brief als König Chriſtian an Carl den Neunten abgehen ließ, hätte ſchreiben können. Guſtav Adolph führte überdem ſtets eine eingezogene Lebensart. Chriſtian der Vierte aber machte in Geſellſchaften alles mit, wie es die damaligen Zeiten mit ſich brachten, und leerte mehrere Gläſer aus, als er vertragen konnte. Verſchiedene fremde Skribenten haben ihn deswegen getadelt. Es iſt aber dieſes mehr den damaligen Zeiten und der herrſchenden Gewohnheit, als der Perſon zuzuſchreiben, indem es zu der Zeit allenthalben gebräuchlich und eingeführt war, aus einer großen Geſellſchaft mit einem Rauſche nach Hauſe zu gehen. In Abſicht auf die Keuſchheit muß man auch dem König Guſtav Adolph den

Vor-

Vorzug laſſen, und endlich muß man auch geſtehen, daß der ſchwediſche Monarch ein größerer General geweſen. Chriſtian der Vierte beſaß dieſe Eigenſchaft zwar auch in einem hohen Grad: aber Guſtav Adolph war ein ſolcher Feldherr, den kaum ein ganzes Jahrhundert einmal hervorbringt. War aber der König von Schweden ein größerer General, ſo war der König von Dännemark dagegen ein größerer Admiral. Auf einer Flotte glänzten die kriegeriſchen Eigenſchaften des letztern hauptſächlich hervor. Er kannte alle nordiſche Seen und Häven, er verſtand vollkommen eine Flotte mit Vortheil in Schlachtordnung zu ſtellen. Er wußte nicht nur ein Schiff zu regieren, ſondern auch, wie daſſelbe mußte gebauet werden, und wenn er ſeinen Rath und Bedenken über Begebenheiten ertheilte, die auf der See vorfielen, ſo ward ſolches als ein Orakel von allen Seeleuten, die er unter ſich hatte, angenommen. Wenn er nicht einen Königlichen Thron beſeſſen hätte, ſo würden ihn alle europäiſche Potentaten erſucht haben, ihre Flotten anzuführen. Dieſes iſt es, was man, ohne partheyiſch zu ſeyn, von den kriegeriſchen Eigenſchaften dieſer beyden großen Herren ſagen kann, und ich bin verſichert, daß der eine dem andern dieſes ſelbſt nicht würde ſtreitig gemacht haben. In Abſicht auf die Regierungskunſt aber hat Chriſtian der Vierte unſtreitig den Vorzug. Er führte ſelbſt das Präſidium in allen Gerichten in beyden Königreichen; er ertheilte allen ſeinen Miniſters ſelbſt die nöthigen Befehle. Er hatte auf die Finanzen des Reichs und des Hofes ſtets ein wachſames Auge.

 Er

Er ſetzte ſeine Reiche und Länder durch viele anſehnliche Städte und Veſtungen in einen furchtbaren Stand. Er brachte den Handel empor, und ſchafte demſelben in ſeinen Landen alle nur erſinnliche Vortheile. Er ſuchte neue Länder, neue Straßen, neue Häven und Seen auf, und legte ihnen ſeinen Namen bey. Er ordnete nicht nur alles ſelbſt an, ſondern brachte auch ſelbſt das meiſte zur Vollziehung. Wenn man dieſes alles erwegt, ſo muß man geſtehen, daß Chriſtian der Vierte in dieſem Stück wenige ſeines gleichen gehabt. Zum wenigſten habe ich kein ähnliches Exempel in der Hiſtorie finden können, auſſer in den neuern Zeiten den rußiſchen Kayſer Peter Alexiowitz, mit welchem Chriſtian der Vierte am beſten kann verglichen werden. Ich bin ꝛc.

Der

Digitized by Google

Der
vierzigſte Brief.

Mein Herr,

Ich habe zwar in meinem letzten Schreiben gemeldet, daß Peter Alexiowitz und Chriſtian der Vierte am beſten mit einander könnten verglichen werden. Ich habe aber nicht geglaubt, daß ſie dieſe Vergleichung von mir verlangen würden, da ich mich nicht dazu anheiſchig gemacht habe, und auch nicht dazu geſchickt bin. Um indeſſen ihrem Verlangen eine Genüge zu leiſten, ſo will ich einen Verſuch machen, da mir die Thaten dieſer beyden Herren ziemlichermaßen bekannt ſind, doch bedinge ich mir ausdrücklich dabey aus, daß ſie dieſen Verſuch keinem Menſchen zeigen ſollen. Alle Menſchen reden von dem rußiſchen Monarchen, und ſehen ihn als den größten Regenten an, der in der Hiſtorie zu finden iſt. Die Hiſtorie Chriſtian des Vierten aber fällt nicht ſo ſehr in die Augen, und iſt auch nur wenigen bekannt. Ja, ich erkühne mich zu behaupten, daß die Fremden ſich nicht eher einen rechten Begrif von dieſem Könige gemacht, bis ich das Leben deſſelben in meiner däniſchen Reichshiſtorie beſchrieben. Vielleicht ſe-

hen einige dieſes als eine patriotiſche Eitelkeit an. Wenn man aber die Thaten und perſönlichen Eigenſchaften beyder Monarchen etwas genauer erwegt, ſo findet man, daß dieſe beyden Potentaten, wenn ſie gleich nicht vollkommen einander ähnlich ſind, dennoch in den meiſten Stücken mit einander überein ſtimmen. Beyde verſtunden die Regierungskunſt aus dem Grunde. Die Erfahrung welche Chriſtian der Vierte in Regierungsſachen beſaß, kann theils ſeiner natürlichen Fähigkeit, theils auch ſeiner Erziehung zugeſchrieben werden. Petrus aber hatte alles bloß der Natur zu danken, und daher hat ſein kluges Regiment bey allen eine deſto größere Verwunderung erwecket. Denn, wenn man an der einen Seite ſeine ſchlechte Erziehung, und an der andern Seite ſeine weiſe Regierung erweget, ſo muß man billig erſtaunen, und nothwendig auf die Gedanken gerathen, daß er von GOtt gleichſam aufſerordentlich erweckt, und mit faſt übernatürlichen Gaben ausgerüſtet worden, ein finſteres Volk aufzuklären und geſittet zu machen. Solchergeſtalt iſt der Vorzug, den dieſe beyde Herren verdienen, nicht gleich, und es heißt hier: Duo cum faciunt idem, non eſt idem. Ich behaupte daher nicht, daß dieſe beyden Herren gleich groß geweſen; weil man dieſes für paradox halten würde. Ich ſage bloß, daß unter allen Potentaten dieſe beyden Monarchen am beſten mit einander können verglichen werden, weil ſie in ihren Thaten, in ihren perſönlichen Eigenſchaften und in ihren Neigungen gar ſehr mit einander überein kommen. Beyde waren gleich hurtig und arbeitſam. Das Leben des einen

ſo

ſowol als des andern iſt eine Kette von beſtändigen Arbeiten, wodurch ſie niemals ermüdet wurden. Die wichtigſten Sachen wurden nicht nur von ihnen ſelbſt entworfen, ſondern auch insgemein von ihnen ſelbſt ins Werk geſetzt, und ihre Unterthanen waren nicht anders, als Werkzeuge in ihren Händen anzuſehen. Sie wollten es nicht bloß wiſſen, ſondern mit eignen Augen ſehen, wie eine Sache geſchahe. Und dieſes war die Urſache von ihren beſtändigen Reiſen, und daß ſie nicht lange an einem Ort bleiben konnten. Petrus reiſete zu verſchiedenen malen ganz Europa durch, um zu ſehen, wie es in fremden Ländern zugienge, um darnach ſein eigen Reich zu verbeſſern. Chriſtian der Vierte reiſete beſtändig in Dännemark und Norwegen herum, um den Zuſtand ſeiner eignen Reiche kennen zu lernen, und alles wieder in guten Stand zu ſetzen, was ſchadhaft geworden war, und eine Verbeſſerung nöthig hatte. Beyde gaben ihren Ländern eine andre Geſtalt. Die Reformation des Rußiſchen Kayſers war indeſſen größer und wichtiger, weil er mehr zu verändern und umzuſchmelzen fand, als Chriſtian der Vierte. Denn Rußland war, ehe er zur Regierung gelangte, einem ausgedörrten und mit Diſteln und Unkraut bewachſenen Acker ähnlich, der erſtlich durch Arbeit und Fleiß muſte fruchtbar gemacht werden. Die beyden nordiſchen Reiche aber glichen einem guten und vorhin ſchon gebauten Acker, an dem die Kunſt noch verſchiedenes verbeſſern konnte. Der eine hat alſo gleichſam ein neues Land aus nichts hervor gebracht, der andre aber hat demſelben nur eine beſſere Geſtalt gegeben.

geben. Bey ſolchen Umſtänden konnte die Bemühung beyder Monarchen nicht von gleicher Wirkung ſeyn, noch auf eine gleiche Art ins Auge fallen. Es iſt demnach nicht ſo wol die Bemühung an und für ſich ſelbſt, und der Fleiß den ſie angewandt, ſondern die Gelegenheit, welche ſie gehabt, davon Proben abzulegen, die den Unterſcheid unter dieſen beyden vortreflichen Regenten verurſachet. Man kann aus den vielen Stiftungen des däniſchen Monarchen, aus den Städten die er erbauet, aus den Häven die er angelegt, und aus dem Handel den er befördert, abnehmen, was er würde gethan und ausgerichtet haben, wenn er Kayſer in Rußland geweſen wäre, wo faſt ein jeder Winkel zur Reformation Anlaß gab. Beyde verewigten ſich nicht nur durch Fabriken, durch Manufacturen und Akademien, welche ſie ſtifteten und anlegten, ſondern auch durch ganze Städte, welche ſie erbaueten. Die Anlegung von Petersburg iſt das Meiſterſtück des rußiſchen Monarchen. Dagegen kann man Chriſtiania, Chriſtianſand, Chriſtianſtadt, Glückſtadt, Chriſtianshavn, Chriſtianopel, nebſt vielen anſehnlichen Schlöſſern und unzähligen andern Gebäuden anführen, welche alle von Chriſtian dem Vierten angelegt und aufgebauet worden, und wovon man wenige ähnliche Exempel in der Hiſtorie antrift. Beyde hatten ihre Gedanken unaufhörlich auf die Verbeſſerung und Erweiterung des Handels gerichtet, zu welchem Ende ſie Dinge wagten, die vor ihnen niemanden in den Sinn gekommen. Petrus vereinigte in ſeinem Reiche durch eine unſägliche Arbeit

beit verſchiedene Flüſſe, und verſchafte dadurch den Schiffen eine freye Fahrt zu Waſſer durch ſein Land, faſt bis nach Japan, er zog geſchickte Mathematicos und der See kundige Männer in ſein Land, und ſchickte ſie aus, um die äuſſerſten Gränzen von Norden und die bisher annoch unbekannten Meere zu entdecken. Chriſtian verſuchte durch verſchiedene Verſuche, die er zu dem Ende anſtellen ließ, das alte Grönland wieder zu entdecken. Er bemühete ſich einen neuen Weg nach America ausfündig zu machen, und war der erſte däniſche König der Colonien in Indien ſtiftete. Die Hauptluſt beyder Monarchen war die Schiffbauerey und das Seeweſen. Chriſtian der Vierte machte mit eigner Hand den erſten Riß zu den größten Schiffen, und ſeine Flotte ward wegen der großen und ſo wohl gebauten Schiffe für die anſehnlichſte in Europa gehalten. Damit der rußiſche Kayſer ſich die Schiffbauerey bekannt machen möchte, ſo legte er ſeine Kayſerliche Würde ab, und arbeitete mit dem Beil in der Hand als ein gemeiner Zimmermann. Die Wirkung davon war, daß unter ſeiner Regierung und auf ſeiner Veranſtaltung anſehnliche Flotten ſo wol auf dem ſchwarzen Meer, als in der Oſtſee zum Vorſchein kamen. Beyde Monarchen ſuchten die Gelehrſamkeit und freyen Künſte auszubreiten, und zum Flor ihrer Länder allgemeiner zu machen. Der Unterſcheid aber beſtand darinn, daß Chriſtian der Vierte ſelbſt gelehrt war. Petrus aber liebte nur die Gelehrſamkeit, wenn man dieſes Wort im akademiſchen Verſtande nimt, denn ſonſt iſt derjenige wirklich gelehrt, der

einige wichtige und nützliche Wiſſenſchaften aus dem Grunde verſtehet, ungeachtet er ſolche in der gelehrten Sprache zu erklären nicht vermögend iſt. In dieſem Verſtande konnte der rußiſche Monarch als ein gelehrter Herr angeſehen, ja unter die gelehrteſten Mitglieder der pariſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften gerechnet werden, unter deren Anzahl er ſich bey ſeiner Anweſenheit in Paris hatte aufnehmen laſſen. Man ſieht hieraus, daß beyde Monarchen in allen Stücken die Pflicht eines Regenten erfüllet, ja mehr ausgerichtet, als man von ihnen erwarten können. Daß die Thaten des rußiſchen Kayſers gröſſer und glänzender ſind, ſolches kann man theils der Gelegenheit, welche er dazu gehabt, theils auch ſeiner unumſchränkten Macht zuſchreiben. Der eine konnte alles ausrichten, was er wollte. Der andre that alles was er konnte, und ihm nur möglich war. Der Wille war bey beyden gleich: aber das Vermögen war wegen der bey dem einen ganz unumſchränkten, bey dem andern aber eingeſchränkten Regierung ſehr ungleich. Bey dem einen hieß es: **So will ich es haben.** Der andre aber ſagte: **So wollte ich es gerne haben.** Der eine ſagte: **So ſoll es ſeyn.** Der andre aber ſagte: **So ſoll es auf Gutbefinden des Reichs-Raths ſeyn.** Denn es iſt kein Zweifel, daß Chriſtian der Vierte ein weit mehrers würde ausgerichtet haben, wenn er ungebundene Hände, oder wenigſtens mehrere Gewalt gehabt hätte. Beyde führten ein ordentliches, mäßiges und bürgerliches Leben, und ſo wenig an ihren Tafeln als in ihrer Kleidung herrſchte Verſchwen-

ſchwendung und Ueberfluß. Ja man konnte ſie kaum von einem andern Bürger unterſcheiden. Sie giengen oft zu Fuß und ohne Begleitung durch die Stadt, ſie würdigten auch bisweilen Privat-Perſonen ihres Beſuchs, ſie vergaſſen aber nicht, wenn es die Umſtände erforderten, zu zeigen, daß ſie Könige waren. Keine Regenten kannten ihre Finanzen beſſer, und niemand hatte den Zuſtand ihrer Reiche ſo wohl inne, als ſie. Man findet davon verſchiedene Exempel in ihrer Hiſtorie. Inſonderheit iſt dieſes von Chriſtian dem Vierten bekannt. Ich habe ſeine eigenhändigen Aufſätze geſehen, wodurch er verſchiedenes in der Küche und im Keller veranſtaltet. Wenn es aber die Noth und die Ehre des Reichs erforderte, ſo ſparten ſie nichts, denn ſowol der eine als der andre wandte bisweilen bey auſſerordentlichen Fällen ſolche Koſten auf, die einen jeden in Verwunderung ſetzten. Wie demnach dieſe beyden Monarchen einander in ihren Tugenden und groſſen Eigenſchaften ſo ähnlich waren, ſo kamen ſie auch in ihren Fehlern und Schwachheiten mit einander überein. Sie waren beyde heftig, und konnten leicht vom Zorn übereilet werden. Ihre Lebensart, inſonderheit was den Trunk betrift, war auch nicht die ordentlichſte. Man legt es ferner beyden zur Laſt, daß ſie ſich oft mit gar zu geringen Sachen beſchäftiget. Der Rußiſche Kayſer wollte alles bis auf die geringſten Handwerker wiſſen. Der Däniſche Monarch gab Befehl, wie es in der Küche und im Keller ſollte gehalten werden, er unterwies die Schneider, die Schuſter, die Zimmerleute, und alle Arten von Handwerkern, ja er verordnete, wie

man

man es mit den Kleidern, mit den Schuhen und Strümpfen der Königlichen Kinder halten ſollte. Dieſes kann allerdings an großen Herren getadelt werden. Weil ſie aber doch deswegen keine wichtige Sachen verſäumten, ſo muß man ſagen, daß dergleichen kleine Beſchäftigungen bloß zum Beweis eines wunderwürdigen großen Begrifs und einer nicht zu ermüdenden Arbeitſamkeit dienen, und zu erkennen geben, daß ihre Königliche Würde, wie erhaben und wichtig dieſelbe auch war, dennoch nicht hinlänglich geweſen, ſolche große Geiſter und ſolche arbeitſame Herren genug zu beſchäftigen. Hier haben ſie, mein Herr, den Verſuch, den ſie von mir verlanget, ſo gut mir derſelbe in der Eile gerathen wollen. Fügen ſie nun ſelbſt annoch dasjenige hinzu, was ich aus der acht gelaſſen habe. Ich bin ꝛc.

Der ein und vierzigſte Brief.

Mein Herr,

Wie ich aus ihrem Schreiben bemerke, ſo glauben ſie, daß man bey Religions-Streitigkeiten die gegenwärtigen Zeiten von den vergangenen unterſcheiden, und den Römiſchcatholiſchen nicht alle heßliche Legenden zur Laſt legen müſſe, die vor der Reformation aufgezeichnet worden, und von den Glaubensgenoſſen dieſer Kirche ſelbſt, inſonderheit in Frankreich, verworfen werden, wo die Religion gewiſſer maſſen ein anderes Anſehen erhalten hat. Wie, wenn ich aber im Stande wäre, ihnen eine vor kurzer Zeit von einem anſehnlichen Prälaten in Frankreich, dem Biſchof von Soiſſons, geſchriebene Legende zu zeigen, würden ſie denn nicht ihre Meynung ändern, und geſtehen müſſen, daß man annoch auch an den am meiſten aufgeklärten catholiſchen Oetern Leute findet, welche den alten Aberglauben noch nicht verbannet haben, und andern die ungereimteſten und ärgerlichſten Fabeln aufzubinden ſuchen? Bemeldete Legende füllt ein großes Buch an, und

führt den Titel: Vie de la Venerable Mere Marguerite, Religieuſe de la Viſitation, Morte en odeur de ſaintete 1690 par Monſeigneur Jean Joſeph, Eveque de Soiſſons, de l'Academie Françoiſe a Paris 1729. In dieſem Buche werden ſolche Fabeln erzählt, die an Ungereimtheit und Aergerniß keinen von den gröbſten etwas nachgeben, die in den abergläubigſten Zeiten erzählt worden. Die Heldin in dieſer Fabel iſt eine Kloſterjungfrau, Namens Marguerite Alacoque, welche bemeldeter Biſchof für würdig hält, unter die Heiligen verſetzt zu werden, ungeachtet aus ihrer ganzen ſeltſamen Aufführung erhellet, daß ſie ganz raſend muß geweſen ſeyn. Es würde viel zu weitläuftig ſeyn, wenn ich alle närriſche Aufzüge anführen wollte, die von dieſer Jungfer erzählet werden. Ich will alſo nur einige wenige berühren. Sie ſagte, daß ſie einen täglichen Umgang mit Chriſto hätte, den ſie ihren Bräutigam nannte, und zeigte allen Leuten einen Ring, den Chriſtus ihr zum Zeichen ihrer Verlobung an den Finger geſteckt. Die Unterredungen, welche ſie mit ihrem Verlobten gehalten, und hier aufbewahret worden, ſind theils ungereimt, theils gottlos. Denn er gebietet ihr unter andern, dem Superieur in ihrem Kloſter mehr als GOtt zu gehorchen. Ein ſinnreicher Schriftſteller urtheilet davon, daß dieſes, wie man im Sprüchworte zu ſagen pflegt, Waſſer auf des Pabſtes Mühle geweſen, indem daraus flieſſet, daß, ungeachtet die Conſtitutiones

des

des Pabſtes Clemens des Zweyten dem Worte GOttes entgegen wären, man doch verbunden ſey, denenſelben mehr als der heiligen Schrift zu gehorchen. Um ſich zu der Beſtändigkeit zu gewöhnen, die bey einem Martertode, den ſie ſich wünſchte, erfordert wird, ſo zwang ſie ſich dasjenige zu thun, was ihr von Natur am meiſten zuwider war. Und weil ſie einen natürlichen Abſcheu für Käſe hatte, ſo zwang ſie ſich, denſelben zu eſſen. Wie ſie dieſes zum erſtenmal that, ſo fiel ſie in eine Ohnmacht. Zum zweytenmale aber würgte ſie ein Stück Käſe hinunter, und triumphirte ſo ſehr darüber, als wenn jemand einen Sieg über das größte Laſter davon getragen, ungeachtet vernünftige Leute anders darüber urtheilten. Der bereits oben angeführte Schriftſteller, der über dieſe Legende ſeine Anmerkungen gemacht hat, führt eine eben ſo heroiſche That an, die jemand in England verrichtet, der die Ehre hatte, mit dem König Carl dem Andern zu ſpeiſen. Derſelbe ſchnitte ein Stück von einem Käſe ab, welches ganz voller kleinen Käſemaden war, und ſagte, nachdem er daſſelbe aufgegeſſen: Hier ſehen Ew. Majeſtät, daß ich auf einmal eben ſo viele ermordet, als Simſon. Worauf der König antwortete: Das iſt wahr, aber vergeſſen ſie nicht hinzuzuſetzen, daß es mit einem gleichen Inſtrument, nämlich mit einem Eſels Kinnbacken geſchehen. Damit unſre chriſtliche Heldin ſich ferner in der Gedult üben möchte, ſo ließ ſie ſich dazu gebrauchen, in dem Kloſtergarten eine Eſelin mit ihrem Füllen zu hüten,

 und

und gab acht, daß dieſe Thiere ſich nicht an den Kohl vergriffen, oder auf die Blumenbette treten möchten. Dieſe Aufſicht beſchäftigte ſie von Morgen bis an den Abend. Doch ward ſie dadurch nicht ermüdet, weil, wie ſie ſagte, ihr Bräutigam Chriſtus ihr ſtets Geſellſchaft leiſtete, und ihr bey dieſer beſchwerlichen Verrichtung an die Hand gieng. Ja ſie erzählte, daß Chriſtus einmal, um ſie zu ſtärken, heimlich zu einem Prieſter geſchlichen, und aus deſſen Hand ein Stück von dem zum Gebrauch des Abendmahls geweiheten Brodt weggenommen, und ihr gebracht habe, wie auch, daß ſie dieſem ihrem Bräutigam einmal ein neues Kleid geſchenkt, wie ſich derſelbe in zerrißenen Kleidern vor ihr ſehen laſſen. Sie ließ es nicht dabey bewenden, daß ſie ihren Leib geißelte, und des Nachts auf harten und äſtigten Holze ſchlief, ſondern ſie band auch eiſerne Bände um ihre Arme, und zog ſolche ſo ſcharf zu, daß ſie bis auf die Knochen giengen. Ja ſie gieng endlich ſo weit, daß ſie den Namen ihres Bräutigams Chriſti auf ihre bloſſe Bruſt einäzte, und weil die Wunde gar zu bald heilete, dieſelbe wieder aufriß. Wenn man zu allen dieſen Peinigungen noch dieſes hinzu fügt, daß der Teufel nach ihrem Vorgeben ſie oft derbe geſchlagen, und die Treppe herab geſtoſſen, ſo muß man dem Biſchof von Soiſſons Recht geben, daß ſie canoniſirt zu werden verdienet. Wenn man die älteſten und ungereimteſten Legenden aufſuchet, ſo bin ich doch feſt verſichert, daß man kaum eine finden wird, die abgeſchmackter iſt als dieſe, die zu unſern Zeiten mit der größten Andacht von einem franzöſiſchen Biſchof

bekannt

bekannt gemacht worden, der ſich bemühet, die Ehre zu erlangen, den Dauphin zu unterrichten. Vielleicht dürfte man denken, daß dieſer Prälat deswegen in Verachtung gerathen, und wegen einer ſo thörichten und ärgerlichen Schrift geſtraft worden. Allein dieſes geſchahe ſo wenig, daß er vielmehr nicht lange nachher zu dem biſchöflichen Stuhl zu Soiſſons erhoben ward. Ob dieſe Jungfrau, welche nach dem Bericht des Biſchofs als eine Heilige im Jahr 1690 geſtorben, dermaleins die Liſte der Heiligen vermehren wird, das muß man erwarten. So viel iſt gewiß, daß das Kloſter kein vortheilhaftes Zeugniß von der Heiligkeit dieſer Jungfrau ausſtellen wollen, oder können. Denn ihre Mitſchweſtern hielten ſie für raſend, und urtheilten, daß man ſie den Händen der Aerzte überliefern müſſe. Wollte GOtt, daß man dieſes nicht auch von vielen andern Heiligen ſagen dürfte, welche mit der größten Andacht verehret werden. Ich bin ꝛc.

* * * * * * * * * * * * * * *

Der zwey und vierzigſte Brief.

Mein Herr,

Ihnen iſt der große Streit bekannt, welcher von den Manichäern wegen der beyden Grundweſen erregt worden, und ſie erinnern ſich ohne Zweifel annoch, daß wir öfters davon geredet, daß Herr Bayle die ſich hierbey findenden Schwierigkeiten für unauflöslich gehalten, und behauptet, daß man endlich, wie lange man ſich auch ſträubte, doch endlich gezwungen ſey, die verhaßte Lehre von den beyden Grundweſen anzunehmen, indem ſo wol das natürliche als das ſittliche Böſe, welches man in der Welt finde, unmöglich alles von einem guten Grundweſen, oder von einem gerechten und barmherzigen Schöpfer herkommen könnte. Unſer gemeinſchaftlicher Freund, Herr S * *, der ſeit einigen Jahren allen ſeinen Fleiß darauf angewandt, die Manichäer zu widerlegen, und die von dem Herrn Bayle vorgetragenen Schwierigkeiten aufzulöſen, ſtehet in den Gedanken, daß man ſich aus dieſem Labyrinth helfen könne, wenn man zweene Grundweſen zugäbe, ohne deswegen zu den Manichäern überzutreten, dieſe beyden Grundweſen, die er für annehmlich hält,

und von denen er glaubt, daß ſie mit der GOtt allein zukommenden Gewalt und Einheit des Weſens beſtehen können, erklärt er ſolchergeſtalt, daß man mit den alten Weltweiſen die Ewigkeit der Materie behaupten, und ſolchergeſtalt zwey Principia annehmen könne, ein wirkendes, oder den Schöpfer, und ein bloß leidendes, oder die Materie. Er meynt, daß dieſer Satz nichts anſtößiges bey ſich habe, indem, wenn man die Präexiſtenz einer todten und unförlichen Materie vor der Schöpfung zugiebt, die Ehre, Allmacht und Einheit des Schöpfers nicht wie von den Manichäern geläugnet oder in Zweifel gezogen wird, als welche, indem ſie zwey gleich ewige würkende Grundweſen zulaſſen, die Einheit Gottes läugnen. Er glaubt, durch dieſe unſchuldige Lehre zuförderſt zu verhindern, daß man nicht gegen den allgemeinen und allenthalben angenommenen philoſophiſchen Grundſatz anſtoſſen möge: Ex nihilo nihil fit. Hiernächſt aber ſucht er dadurch die Dualität der Manichäer, oder deren Lehre von den beyden gleich ewigen und würkenden Grundweſen, zu widerlegen, indem man, wie er ſagt, wenn man ſeinen Satz annimt, zu begreifen im Stande iſt, wie ſo viel böſes vorhanden ſeyn könne, ohne einen gütigen und gerechten GOtt zum Urheber deſſelben zu machen. Faſt alle Weltweiſen, auſſer dem Democritus und die ſeinen Lehrſätzen gefolget, haben, wie er ſagt, zwey ewige Principia, nämlich GOtt und die Materie, angenommen, und es ſcheint, daß ſie dieſe Lehre für nothwendig gehalten, weil es ſonſt nicht zu begreifen, wie das in einen ſolchen hohen Grad in der

 Welt

Welt vorhandene phyſicaliſche und ſittliche Uebel, mit der Güte GOttes übereinſtimmen könnte. Die ſtoiſchen Weltweiſen reden folgendergeſtalt davon: Es gibt zwey Grundweſen von allen Dingen. Das eine iſt ein wirkendes und das andre ein leidendes Weſen. (το ποιϗν και το πασχον) Das leidende Grundweſen iſt die Materie, welches auch nur die kleinſte Handlung zu vollführen ungeſchickt iſt, das wirkende Grundweſen aber iſt GOtt. (λογος και Θεος) Seneca ſagt: In der Welt ſind zwey Grundweſen, woraus dieſelbe beſtehet, nämlich die wirkende Urſache (cauſa efficiens) und die Materie. Hiermit ſtimmen die größten Weltweiſen überein, von denen GOtt ein lebendiges und weiſes Weſen genannt wird, welches durch ſeine Wirkung und Bemühung aus der bereits vorhandenen Materie die Welt erſchaffen. Die Materie iſt alſo nach ihrem Begriffe eine Subſtanz ohne Leben und Bewegung, welche aber geſchickt iſt, alle Geſtalten anzunehmen. Und wenn dieſes ſich alſo verhält, ſo iſt ſie, ihrer Ewigkeit ungeachtet, dennoch GOtt unterworfen, welcher das einzige lebendige und wirkende Weſen iſt, und die Materie hat in die Schöpfung eben ſo wenig einen Einfluß, als die Baumaterialien in ein Gebäude, oder der Thon in ein Gefäſſe. Sie ſagen, GOtt hat ſeine Allmacht, Weisheit und Güte an den erſchaffenen Dingen bewieſen, daß aber alles nicht gut geworden, ſolches iſt allein der Materie zuzuſchreiben, worinn das Böſe verborgen geweſen, der Schöpfer

aber

Digitized by Google

aber hat keine Schuld, und demſelben kann man hierbey nichts zur Laſt legen. Auf ſolche Art können, ſeiner Meynung nach, die Einwürfe, wodurch man die Güte GOttes anficht, am beſten widerlegt und zernichtet werden. GOtt will, wie Plato ſagt, alles was gut iſt. Das Böſe will er nicht. Aber dieſes iſt eine Wirkung der Materie, welche, weil ſie ewig iſt, nicht vernichtet, ſondern ihr nur eine gewiſſe Geſtalt und Bildung gegeben werden kann. Man kann hiergegen einwenden: Ob gleich dieſe Lehre in einer guten Abſicht erfunden iſt, um die Einwürfe zu heben, die wegen des in der Welt befindlichen Böſen gegen die Güte GOttes gemacht worden, ſo trit dieſelbe doch an der andern Seite der Allmacht GOttes zu nahe. Denn es heißt auf ſolche Art: GOtt hätte gerne alles gut gemacht, wenn er ſolches nur hätte thun können. Plato erklärt dieſes deutlich in folgenden Worten: Βȣληϑει ο Θεος αγαϑα μεν παντα φαυλα δε μηϑεν ειναι κᾶτα δυναμιν. Unſer gemeinſchaftlicher Freund aber hält dafür, daß der Allmacht und Weisheit GOttes dadurch nicht zu nahe getreten werde, indem daraus nichts anders folgt, als daß die Form ſich nach der Materie richten müſſen. Die Einwendungen gegen GOttes Güte aber dadurch widerlegt werden, wenn man ſagt, daß die Materie mit dem darinn verborgenen böſen und guten ewig und unerſchaffen ſey. Auf ſolche Art die Schöpfung zu tadeln, würde, wie er meynt, eben ſo viel ſeyn, als wenn man einen großen Künſtler, der ein vortrefliches Bild aus

Holz verfertiget, bloß deswegen tadeln wollte, daß er ſolches nicht aus Marmor, und folglich dauerhafter gemacht. Denn der Künſtler könnte allemal antworten: Das Bild kann nicht anders ſeyn, weil es von Holz gemacht iſt. Wenn es mir erlaubt iſt, meine geringe Gedanken hievon zu entdecken, ſo dünkt mich, daß dem Herrn Bayle dieſes Argument viel zu ſchaffen machen würde, wenn er mit einem heydniſchen Philoſophen zu thun hätte. Da aber ſeine Gegner Chriſten ſind, die aus der Offenbahrung wiſſen, daß das Axioma: Ex nihilo nihil fit, nicht Stich hält, und bekennen, daß GOtt alles aus nichts hervorgebracht, ſo wird er durch dieſes philoſophiſche Argument nicht ſonderlich in die Enge getrieben werden. Es iſt alſo am beſten, daß man ſich deſſelben nicht bedienet, inſonderheit da wir ein Argument haben, das den Heyden unbekannt geweſen, und von dem Sündenfall hergenommen wird, und wir daher ſagen können: Alles was GOtt erſchuf war gut; alles Böſe aber, was wir gegenwärtig in der Welt wahrnehmen, fließt aus der Uebertretung unſrer erſten Eltern her, wodurch der Menſch den Laſtern, den Krankheiten und dem Tode unterworfen, die Erde aber verflucht, und der Herrlichkeit beraubt worden, welche der Schöpfer ihr bey der erſten Schöpfung beygeleget. Ich bin ꝛc.

Der

Digitized by Google

Der

[D]rey und vierzigſte Brief.

An das Collegium Politicum auf dem Lande.

Meine Herren,

Ich erkenne mich ihnen gar ſehr verbunden, daß ſie ſo geneigt ſind, mir von allem Nachricht zu geben, was in ihrem Collegio zum Beſten des Landes vorgenommen und überlegt wird. Vor einiger Zeit haben meine Herren die Güte gehabt, mir zu berichten, wie ihnen von einem alten Manne aus Jütland eine bewegliche Klagſchrift übergeben worden, worinn ſich dieſer Greis ſehr über die Veränderung der Moden und Lebensart beſchweret, und nicht nur zeigt, wie weit wir innerhalb funfzig Jahren von der einfältigen und vernünftigen Lebensart unſrer lieben Vorfahren abgewichen, ſondern auch wünſchet, daß ſie, meine Herren, als unermüdete Verbeſſerer des Staats, auf Mittel und Wege bedacht ſeyn möchten, eine Wiederbringung zu bewirken, und die alten Moden und Gebräuche wieder herzuſtellen. Ich wünſche mit dieſem alten Manne von Herzen, daß ſolches durch ihre Bemühung möge zu Stande gebracht werden, und zwar dieſes um ſo

viel mehr, da keine Klage beſſer gegründet zu ſeyn ſcheinet, und man bey Zeiten auf eine allgemeine Reformation bedacht ſeyn muß, da man ſiehet, wie ſich alles nach und nach zum gänzlichen Verderben neiget. Vielleicht lieſſe ſich unter dero Schuͤtz und Verbeſſerung ein Vorſchlag zu einer allgemeinen Reformation thun, vielleicht wäre es noch möglich, ſolche zu bewerkſtelligen. Man muß nur unſre neue Moden und unſre heutige Lebensart mit den Gewohnheiten und Gebräuchen unſrer Vorfahren in Vergleichung ſtellen, und zeigen, wie nöthig es ſey, die alten Moden wieder zu erneuren, welche ich meines Theils überall ſo nützlich, gründlich und zierlich finde, als unſre neue Moden und Gewohnheiten ſchädlich, ungereimt und thöricht ſind. Verſchiedene Vorfälle die ſich täglich ereignen, geben mir öfters Gelegenheit, daran zu denken, und die Gewohnheiten der alten Zeiten mit den unſrigen in Vergleichung zu ſtellen. In der abgewichenen Woche war ich eingeladen, der Hochzeit eines Dienſtmädgens beyzuwohnen. Ich muſte mich nach der vor kurzer Zeit eingeführten Gewohnheit zu einem Hochzeitgeſchenke verſtehen, wofür mir zu einem Gegengeſchenke nichts anders zu Theil ward, als daß ich eine trockne und magere Traurede anhören muſte, und wie ſolche geendiget war, ſo gab mir der Herr, bey den das Mädgen gedient hatte, eine Priſe isländiſchen Schnupftoback, worauf ich mich nebſt allen andern eingeladenen Perſonen, nachdem wir allerſeits unſern Glückwunſch und unſre Danksagung abgelegt, wiederum nach Hauſe verfügen muſte. Ich gedachte bey mir ſelbſt:

O

O tempora! O mores! und ſtellte mir im Geiſt vor, auf welchen angenehmen Fuß die Hochzeiten, Kindtaufen, Leichenbegängniße und andre Feyerlichkeiten zu den Zeiten unſrer Väter pflegten gehalten zu werden. Da fehlte weder Ceres noch Bacchus, weder Eſſen noch Trinken, ſondern alles ward im Ueberfluß herbeygeſchaft, um die eingeladenen Gäſte beſtmöglichſt zu bewirthen. In Wahrheit, man wohnte damals den Leichenbegängnißen mit weit mehrerm Vergnügen bey, als gegenwärtig den Hochzeiten. Ich erinnere mich noch mit dem größten Vergnügen, was für eine Freude in meiner Jugend bey mir und andern entſtand, wenn wir hörten, daß unſers Nachbars Jens Peterſens Frau glücklich entbunden worden, oder eines von ihren lieben Kindern geſtorben war. Denn auf eine ſolche Zeitung erfolgten viele vergnügte Tage. Vielleicht denken ſie, hochgeehrte Herren, daß die Leute durch dergleichen Moden in Unkoſten geſetzt worden, und daß das Schmarotzen und Lärmen allenthalben unanſtändig, am wenigſten aber in einem Trauerhauſe erlaubt ſey. Was das erſte betrift, ſo iſt es zwar nicht zu läugnen, daß die Leute dadurch in einige Unkoſten geſetzt worden; aber der Nutzen, der daraus entſtand, war dennoch ungleich größer, indem die Vertraulichkeit und ein liebreicher Umgang dadurch unter den Nachbaren erhalten ward. Was aber die Anſtändigkeit betrift, welche, wie meine Herren glauben, allenthalben, und hauptſächlich in einem Trauerhauſe beobachtet werden muß, ſo dünkt mich, daß nichts vernünftiger und anſtändiger ſeyn kann, als die leidtragenden

Per-

Perſonen auf alle nur erſinnliche Art aufzumuntern, daß dieſelben den erlittenen Verluſt aus dem Sinne ſchlagen. Allein in welchen Zuſtand ſind wir durch die Abſchaffung der alten Moden geſetzt worden. Der eine Nachbar kennt faſt den andern nicht mehr. Das geſellige Weſen, welches die Seele in einer Stadt iſt, höret auf, die Miſanthropie und Schwermuth aber nimt überhand. Man weiß faſt gar keinen Unterſcheid mehr unter guten und böſen Tagen zu machen. Ein Weinnachtabend und Martinsabend, zu deren Ankunft man ſich einige Wochen vorher zu freuen pflegte, ſind gegenwärtig von einen Stillenfreytagsabend nicht mehr unterſchieden. Die Weihnachtskuchen, die Lichter, die man am heiligen Dreykönigstag anzuzünden und mit Freuden zu verbrennen pflegt, die Oſtereyer, das Faſtnachtsbrod, u. d. g. womit nicht nur Kinder, ſondern auch alte angeſehene Leute die nach und nach eintretenden Jahreszeiten gleichſam zu bewillkommen pflegten, ſind ſo rein verſchwunden, daß kaum der bloße Name mehr davon übrig iſt. Die Leute beſuchen ſich auch zwar noch einander, aber der Beſuch iſt auch darnach beſchaffen. Denn alles was man bey einem ſolchen Beſuche empfängt, beſteht insgemein in Waſſer, welches zu nichts anders in der Welt nütze iſt, als daß es die Natur ſchwächt, und die Freundſchaft laulicht macht. Ehedem aber ward man ganz anders aufgenommen. Man ſahe nichts als alten Gaudium, und andre herzſtärkende und zur Liebe aufmunternde Liqueurs. Die Männer wurden mit Wein, Brantewein, ſtarkem Bier und braunſchweiger Mumme be-

bewirthet, wornach man fett und ſtark ward. Das Frauenzimmer aber trank Güldenwaſſer, Canarienſekt, und andre liebliche und angenehme Liqueurs. Keine von ihnen aber ward gezwungen, über ihr Vermögen zu trinken, denn ſie konnten viele dergleichen Beſuche in einem Nachmittag ablegen, und keine von ihnen gieng doch ganz berauſcht zu Bette. Man bedenkt es nicht, was für ein Unglück durch das Waſſertrinken entſtehet. Es ſchwächt die Natur, es verurſacht ein murriſches und tiefſinniges Weſen, und die Freundſchaft ſo wol als die Andacht wird dadurch erkältet. Daß das Waſſertrinken die Natur ſchwäche, davon kann man viele Exempel aus der Erfahrung anführen. In alten Tagen, da man braunſchweiger Mumme an ſtatt des zu unſern Zeiten ſo gewöhnlichen Coffee zu ſich nahm, und ein warmes Bier des Morgens ſpeiſete, an ſtatt daß man nun Thee trinket, ſahe man allenthalben baumſtarke und ſpeckfette Menſchen, welche nicht nur zu allerhand Handarbeit, ſondern auch zu Fortpflanzung ihres Geſchlechts überaus geſchickt waren. Ich erinnere mich, daß in Bergen, wie ich noch ein Knabe war, ein Bürger wohnte, Namens Peter Feldbereiter, den man überzeugte, daß er ſechs Söhne in einer Nacht gemacht hatte. Ich lobe dieſe That nicht. Ich führe ſie bloß als einen Beweis an, wie viel unſre Väter vermocht haben. Man kann lange unter unſern heutigen Waſſertrinkern herum ſuchen, ehe man einen ſolchen tüchtigen Mann findet. Die ſtarken Getränke, deren man ſich ehedem bediente, ſtärkten nicht nur die Glieder, ſondern ſie machten

auch

auch den Menſchen zu allerhand Arbeiten geſchickt, und munterten denſelben ſo wol zu einer brüderlichen Eintracht und Liebe unter einander, als zu einer gewiſſen Art von Andacht auf. Man findet davon noch einen Ueberreſt, wenn man altväteriſchen Gaſtmahlen oder den Hochzeiten der Bauren auf dem Lande beywohnet. Hier wird allemal der Anfang mit der Verläumdung des Nächſten und der Obrigkeit gemacht. Kaum aber ſind die Geſundheiten ein wenig oft herumgegangen, ſo ſtimmt man lauter Bußpſalmen an. Ich habe allenthalben den großen Unterſcheid unter der alten und neuen Andacht angemerkt. Ehedem ſahe man, wie die Leute mit weit größerer Andacht lateiniſche Lieder ſungen, die ſie nicht verſtunden, als nun die Lieder geſungen werden, die in der Mutterſprache abgefaßt ſind, und welche ein jeder verſtehet. Es war eine rechte Freude anzuhören, mit welcher Andacht ein Stubenmädgen damals in der Kirche ihr In duci jubilo, und ihr Puer Natus in Bethlehem anſtimmte, da man nun nicht ohne Aergerniß anſehen kann, mit welcher Kaltſinnigkeit ſie die däniſchen Lieder ſingen, die ſie verſtehen. Ein alter Schriftſteller ſagt: Virtus incaleſcit mero. Die Erfahrung aber zeigt, daß man auch ſagen kann, daß das ſtarke Getränke gleichfalls zur Andacht aufmuntert. Daher heißt das Sprichwort: Gottesfurcht und Branntewein ſind beyſammen. Der Wein erweckt den Geiſt der Redner und Poeten; daher verbietet man den Dichtern Waſſer zu trinken. Weil ſolches aber dennoch geſchiehet, ſo fällt auch daher der Unterſcheid unter der alten und

neuen

neuen Dichtkunſt um deſto ſichtbarer in die Augen. Die heutige Poeſie reicht lange nicht an die Poeſie unſrer Vorfahren. Zwar ſind die Verſe, die man nun macht, ordentlicher, und die Schreibart iſt netter. Aber der Geiſt und die Fruchtbarkeit der Alten in der Reimkunſt, fehlet. Es iſt auch natürlich, daß der Geiſt mehr aufgemuntert worden, und die poetiſche Ader ſtärker flieſſen muß, wenn man eine Flaſche Wein zu ſich genommen hat, welches ehedem die Frühkoſt der Dichter war, als wenn man bloß Waſſer trinket. Je mehr man die Diät und Lebensart der Alten unterſucht, und ſolche mit der gegenwärtigen vergleicht, deſto mehr wird man in dem, was ich geſagt habe, beſtärket. Der genaue Umgang zwiſchen dem männlichen und weiblichen Geſchlechte war ehedem ſehr eingeſchränkt. Ich erinnere mich, daß in meiner Jugend, in meiner Vaterſtadt, es einer Jungfer ſehr übel ausgelegt ward, wenn ſie eine Mannsperſon auf der Gaſſe grüßte. Die Wirkung dieſes Gebrauchs war die Keuſchheit, und dieſe trieb man ſo weit, daß eine Jungfrau entweder würklich in Ohnmacht fiel, oder ſich doch wenigſtens alſo ſtellen mußte, wenn ſie den Namen eines Cavaliers nennen hörte. Zwar wurden die Veſtungen dadurch nicht unüberwindlich, aber die äuſſerliche Anſtändigkeit ward doch jedesmal in Acht genommen, und der Angrif geſchahe jederzeit nach Kriegsgebrauch. Heute zu Tage aber gehet man gerade zu, und es heißt, wie Harlekin zu der Colombine in der Comödie ſagt: **Wilſt du mich haben**; worauf ſie ohne alle Complimenten antwortet: **Von Herzen**

 gerne.

Digitized by Google

gerne. Deswegen wurden die Weyhnachtsſpiele in alten Zeiten gehalten, welche man als chriſtliche Saturnalia anſehen konnte, weil es die einzige Zeit im Jahre war, da es Manns- und Frauensperſonen erlaubt war, auf eine vertraute Art mit einander umzugehen. Nun ſind ſolche Spiele nicht weiter nöthig, da eine Jungfrau zu keiner Jahreszeit mehr unſichtbar iſt. Es heißt nunmehro: dem iſt bald gepfiffen, der gerne tanzet. Ja dieſes geht ſo weit, daß viele Jungfern ſich nicht ſchämen, in Gegenwart einer Mannsperſon ihre Bruſt zu entblößen, ja gar ihr Strumpfband aufzubinden, welches doch Bürgermeiſter und Rath billig verbieten ſollten. Wie aber die alten Moden ein Frauenzimmer keuſch machten, ſo machten auch die alten Gewohnheiten die Mannsperſonen tapfer. Ein Streit, der nun vor dem ſitzenden Rath, oder vor einem Stadtgericht entſchieden wird, ward ehedem auf friſcher That mit Degen und Piſtolen ausgemacht. Es iſt nicht zu beſchreiben, was ein ſolches Verfahren für eine herrliche Wirkung hatte. Denn damals war nicht allein ein jeder Officier, ſondern auch ein jeder Bürgers Sohn und Student ein Soldat. Wenn man die Schulen anſieht, ſo kann man mit Wahrheit ſagen, daß man heutiges Tages gar keine Zucht hat, wenn man ſolche mit der in alten Zeiten eingeführten Zucht vergleichet. Ein jeder Schulmeiſter ſtellte damals einen ſouverainen König im Kleinen vor. Die Schüler lebten unter einer ſtrengen Aufſicht. Ihre blutigen Rücken, ihre Bäulen an der Stirne, und ihre hellrothen Backen legten an den Tag, daß eine

jede

jede Schule ein lacedämoniſch Gymnaſium war. Nun aber iſt eine Schule nichts anders als ein Kinderſpiel, und kommt mit dem Namen Ludus Literarius überein. An ſtatt daß die Eltern gegenwärtig mit ihren Kindern tändeln, ſo erkundigten ſie ſich ehedem allemal, ob ſie auch derbe gepeitſcht worden; welches die eifrigen Lehrer allemal bejaheten, und zum Beweis die bunten Körper ihrer Lehrlinge darwieſen. Die Schauſpiele waren auch in alten Zeiten von einer ganz andern Beſchaffenheit, als ſie gegenwärtig ſind. An ſtatt erdichteter Liebeshiſtorien und Spöttereyen, die man nun höret, wurden ehedem entweder bibliſche Hiſtorien von Adam und Eva, oder auch andre erbauliche und bewegliche Stücke von der heiligen Dorothea, von Doctor Fauſt und dergleichen vorgeſtellet, und man gieng mit einer eben ſo großen Andacht in ſolche Schauſpiele, als viele gegenwärtig in die Kirche gehen. Alte Matronen aber verlieſſen ſolche Comödien niemals anders, als mit thränenden Augen. Ich könnte noch unzählige andre Stücke anführen, um zu zeigen, wie ſehr unſre heutigen Zeiten verdorben ſind. Nichts wird mir aber angenehmer ſeyn, als wenn ich hören werde, daß die alten Gebräuche und die goldenen Zeiten wieder hergeſtellt worden, und daß meine hochzuehrende Herren im Ernſt darauf bedacht ſind, ſolches heilſame Werk durch nützliche Vorſchläge zu befördern. Ich bin ꝛc.

* * * * * * * * * * * * * *

Der vier und vierzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie ſind, wie ich aus ihrem Schreiben abnehme, mit den in meinen Briefen zuweilen angebrachten Ironien nicht zufrieden, und meynen, daß man den Aberglauben und gewiſſe Irrthümer weit beſſer auf eine ernſthafte Art beſtreiten könne, inſonderheit, da viele einfältige Menſchen, die alles nach dem Buchſtaben annehmen, dadurch irre gemacht werden, und glauben könnten, daß der Verfaſſer wirklich die Thorheiten billige, die er ſcherzweis rühmet. Ich vermuthe aber nicht, daß jemand ſo einfältig ſeyn, und die Ironien, deren ich mich zuweilen bedienet, nach den Buchſtaben und im Ernſt annehmen werde. Ich habe vielmehr bemerkt, daß die ſocratiſche Art zu unterweiſen, jederzeit von einer ſehr guten Wirkung, ſo wol bey Gelehrten als Ungelehrten, geweſen. Ich habe vor kurzer Zeit eine Schrift geſehen, die von dem nunmehro verſtorbenen großen Gottesgelehrten, dem Fürſtl. Gothaiſchen Oberconſiſtorialrath und Vicepräſidenten, Ernſt Salomon Cyprian, unter dem Titel: Urſprung und Wachsthum des Pabſtthums, herausgegeben worden. In dieſem Buche finde ich, daß der Verfaſſer

faſſer ſich eben dieſer Methode bedienet, da er einen Brief erdichtet, den der heilige Petrus an den Kayſer Nero geſchrieben. Meinem Bedünken nach, kann die Reformation nicht kräftiger vertheydiget werden. Der Verfaſſer giebt vor, daß der Apoſtel Petrus bey ſeiner Ankunft in Rom dem Kayſer folgende Schrift übergeben:

Auf Göttlichen Befehl thue ich Ew. Kayſerl. Majeſtät kund, daß ich zu dem Ende nach Rom gekommen, um eine Gemeine zu ſtiften, und als ein unumſchränkter Monarch über alle Chriſten in dem römiſchen Gebiete zu herrſchen. Wenn Ew. Majeſtät ſich bequemen wollen, den chriſtlichen Glauben anzunehmen, und ein Glied der Kirche zu werden, ſo müſſen ſie ſich ſo wol als ihre Nachfolger gefallen laſſen, ſich ihres Rechts und ihrer unumſchränkten Macht zu begeben. Denn es wird nothwendig erfordert, daß ſo wol Ew. Majeſtät als dero Nachfolger an der Regierung mir und meinen Nachfolgern, und zwar ſolchergeſtalt gehorſam ſeyn müſſen, daß kein Kayſer ſich unterſtehen darf, etwas gegen den Nutzen der Kirchen vorzunehmen, wo er ſich nicht der Gefahr bloßſtellen will, ſeiner Würde entſetzt, und ſeine Unterthanen von dem ihm geleiſteten Eid der Treue befreyet zu ſehen. Ich habe mir vorgenommen, einen beſondern Staat in dem

ihrigen aufzurichten, und ich will, daß meine ganze Cleriſey nicht nur von ihrer Gerichtsbarkeit befreyet ſeyn ſoll, ſondern ich bin auch Willens, unſägliche Geldſummen aus ihren Ländern zu heben. Wenn ihre Unterthanen ſich von ihrem Gerichte an das meinige wenden, ſo müſſen ſie zugeben, daß ich, als der oberſte Richter, ihre Urtheile entweder beſtätige, oder verwerfe. Wenn ich ſelbſt, oder ein andrer, dem ich dieſes aufgetragen, jemanden von ihren Unterthanen ſchuldig erkenne, daß er Ehre und Gut, ja gar das Leben verwirket, ſo müſſen Ew. Majeſtät, ohne Verzug und ohne das geringſte Bedenken, dieſes Urtheil vollziehen. Um meiner Gewalt ein deſto größeres Anſehen zu geben, ſo will ich, daß meine Nachfolger eine Kayſerliche Krone tragen ſollen. Unter den andern Curialien, welche ſollen in Acht genommen werden, iſt auch dieſe begriffen, daß, wenn ich, oder meine Nachkommen, zu Pferde ſteigen, Ew. Majeſtät und dero Nachfolger mir den Steigbügel halten ꝛc. So weit Cyprianus. Man könnte dieſes annoch hinzuſetzen: Ew. Kayſerl. Majeſtät und dero Nachkommen ſollen nicht eher für rechtmäſſige Regenten gehalten werden, bis ich und meine Nachkommen denenſelben die Krone

aufs

aufs Haupt geſetzt. Wenn Ew. Majeſtät vor mir erſcheinen, ſo müſſen ſie niederfallen, und mir die Füße küſſen. Endlich müſſen Ew. Majeſtät wiſſen, daß meine Gewalt und Oberaufſicht ſich nicht nur über das Regiment, ſondern auch über Hausſachen erſtrecket. Denn, wenn Ew. Majeſtät ſich mit dero Gemahlin nicht vertragen können, oder dieſelbe einer begangenen Untreu halber in Verdacht haben, ſo müſſen ſie ſich ohne meine Erlaubniß nicht von ihr ſcheiden, ſondern ihr Horn in Gedult tragen. Denn wenn die Eheſcheidung ohne meinen Willen geſchiehet, ſo erkläre ich ſie für unwürdig zum Regiment, und ſetze ſie in den Bann ꝛc.

Es iſt leicht zu gedenken, in welches Erſtaunen der Kayſer Nero würde gerathen ſeyn, wenn er ein ſolches Memorial erhalten hätte, und ohne Zweifel würde er es für unmöglich gehalten haben, daß dergleichen Dinge ſich jemals zutragen könnten. Nichts deſtoweniger hat doch die Zeit gelehret, daß diejenigen, welche ſich Nachfolger Petri nennen, nicht nur dieſes im Ernſte verlanget, ſondern auch wirklich erhalten, und ſich ſo wol die Stadt Rom, als auch eine Kayſerliche Gewalt zugeeignet haben. Sie werden ohne Zweifel dieſen Einfall des Verfaſſers artig finden, und daher künftig gelinder von den Ironien urtheilen, deren ich mich bey verſchiedenen Gelegenheiten bedienet, um meinem Vortrage eine deſto größere Kraft zu geben. Ich bin ꝛc.

Der
fünf und vierzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen von mir zu wiſſen, was ich von den ſogenannten Pietiſten urtheile. Es iſt aber ſchwer, etwas gewiſſes davon zu ſagen, indem alle diejenigen, die unter dieſem Namen begriffen werden, nicht von einerley Art ſind. Allem Anſehen nach hat es mit dem Pietismo eben dieſelbe Bewandniß, wie mit dem Armenianismo, daß die Lehre, welche die erſten Stifter vorgetragen, untadelhaft geweſen, und auf nichts anders abgezielet, als das wahre Chriſtenthum beſſer einzuſchärfen. Die Lehre des ſeligen Speners ſcheint mit der Lehre des Arminius einerley Schickſal gehabt zu haben. Die Grundſätze des Arminius waren untadelhaft. Seine Schriften ſchärften hauptſächlich den Satz ein, daß man die Irrenden tragen, und auf eine liebreiche und chriſtliche Art wieder auf den rechten Weg zu bringen ſuchen müſte. Er glaubt daneben, daß es, um allen Religionsſtreitigkeiten zuvor zu kommen, am beſte ſey, ſich lediglich an die heilige Schrift zu halten, ohne weiter an der Religion zu künſteln, oder ſich an gewiſſe Kunſtwörter zu binden, die in der Bibel nicht ange-

angetroffen würden. Einige von ſeinen Schülern aber haben dieſe Lehre zu weit getrieben, und dadurch Anlaß gegeben, daß man ſie beſchuldiget, als wenn ſie ſich dem Socinianismo näherten. Es iſt auch wahrſcheinlich, daß würckliche Socinianer ſie zum Deckmantel gebrauchet, und dadurch verurſachet haben, daß der Arminianismus ein verhaßter Name geworden. Auf gleiche Art iſt es mit dem Pietismo, meiner Einſicht nach, zugegangen, für deſſen Urheber Philip Jacob Spener, ein anſehnlicher Theologus in Deutſchland, gehalten wird, der im Jahr 1705 zu Berlin geſtorben. Dieſer Spener ſchärfte in ſeinen Schriften, ohne jedoch von der Orthodoxie abzuweichen, das thätige Chriſtenthum ein, und ſtrafte die Laulichkeit des Chriſtenthums in der Lutheriſchen Kirche. Er ſtiftete zu Frankfurt im Jahr 1670 ein ſogenanntes Collegium Pietatis in ſeinem eigenen Hauſe, welches er nachher in eine Kirche verlegte. In dieſer Verſammlung gieng er die an dem vorigen Sonntag gehaltene Predigt durch, und erlaubte ſeinen Zuhörern, daß ſie ihn, wenn ſie etwa nicht alles recht gefaßt, deswegen fragen durften. Ungeachtet dieſe Anſtalten zur mehrern Erbauung abzielten, ſo fiengen doch einige deutſche Theologie an, ſich dagegen zu regen, weil ſie glaubten, daß allerhand neue Unruhen aus dergleichen Verſammlungen entſtehen könnten. Sie wurden in dieſen Gedanken noch mehr beſtärkt, als Spener im Jahr 1675 eine Vorrede zu Johann Arndts Poſtille machte, und ſtark gegen die Laulichkeit des Chriſtenthums in der evangeliſchen Kirche eiferte. Spener ward

hierauf nach Dresden berufen, wo er wieder verſchiedene dergleichen Verſammlungen ſtiftete. Um dieſe Zeit that ſich inſonderheit der berümte Frank in Leipzig beſonders hervor. Dieſe Verſammlungen nahmen endlich ſo ſehr überhand, daß die andern Geiſtlichen ſich heftig dagegen ſetzten, und der Hof dergleichen Zuſammenkünfte nicht nur verbot, ſondern Thomaſius, welcher Frankens Parthey mit dem größten Eifer ergriffen, und dieſe Sache vertheidiget hatte, nebſt Franken, Leipzig verlaſſen, und ſich nebſt ihm zu Halle niederlaſſen muſte, wo ſie nachher beſtändig geblieben. Indeſſen hörten die dadurch erregten Bewegungen keinesweges auf, ſondern breiteten ſich vielmehr auch an andern Orten aus. Und weil zu eben derſelben Zeit einige begeiſterte Weiber aufſtunden, ſo nahm man daher Anlaß, die ſogenannten Pietiſten, oder die Schüler von Spener als Schwärmer abzumahlen, obgleich Spener ſich öffentlich wider ſie erklärte. In Gotha wurden einige von denen, welche man am meiſten im Verdacht hatte, angehalten, ihr Glaubensbekänntniß abzulegen, und daraus ſahe man den Inhalt der ſpenerſchen Lehre, welcher darinn beſtand: GOttes Wort kann nicht ohne Mitwirkung und Beyſtand des heiligen Geiſtes verſtanden werden. Ein Unwiedergebohrner kann nichts darinn verſtehen, und wenn er auch alle Sprachen und Wiſſenſchaften beſitzet. Aller Scherz, alle Arten von Spielen, und alle Tänze ſind ſündlich. Auf dieſes Bekänntniß wurden die verdächtigen Perſonen in Gotha

Gotha für unſchuldig erkläret, ungeachtet die Obrigkeit dennoch hiemit nicht völlig einig war, inſonderheit da man merkte, daß der Eifer dieſer neuen Lehrer ſo weit gieng, daß ſie an verſchiedenen Orten einige, die getanzt hatten, excommunicirten. In Halle verurſachte der Eifer des Profeſſer Frankens immer mehr Unruhe, und weil an dieſem Orte viele Fanatici ſich hervorthaten, ſo nahmen die Feinde dieſes Mannes daher Anlaß, ihn zu beſchuldigen, daß er es mit dieſen Leuten hielte, und vermengten alſo die Pietiſten mit den Fanaticis. Am meiſten ward dieſe Beſchuldigung durch die proteſtantiſchen Kinder in Schleſien beſtärket, welche ſich in den Jahren 1707 und 1708 zuerſt unter freyem Himmel auf dem Felde, nachher aber auch in den Städten verſammleten, um zu ſingen und zu beten. Es wurden allerhand Urtheile darüber gefället. Einige hielten es für eine göttliche Eingebung, andre aber ſahen dieſen Aufzug für eine epidemiſche Krankheit an, welche mehr für die mediciniſche als für die theologiſche Facultät gehörte. Es iſt bekannt, was für Bewegungen der Pietismus vor einigen Jahren in den nordiſchen Reichen verurſachet. Ich enthalte mich aber, davon zu reden, da eines Theils die Sache annoch in friſchem Andenken iſt, andern Theils aber auch ich nicht im Stande bin zu ſagen, ob die Beſchuldigungen, welche man den nordiſchen Pietiſten zur Laſt legt, wohl oder übel gegründet ſind. Die eine Parthey entdeckte immer die Fehler der andern. Die orthodoxen Lehrer beſchuldigten die Pietiſten des Fanaticismi; die Pietiſten aber nannten die andern Unwiedergebohrne. Alles, was auf

dem Predigtſtuhl geredet ward, ward von einer jeden Parthey genau unterſucht, und man ward über ſolche Ausdrücke unruhig, worauf man vorher gar nicht geachtet hatte. Zum Beweiſe hievon kann ein gewiſſer anſehnlicher Prediger dienen, der eine Zeitlang keine andre Predigten hielt, als die er von Wort zu Wort aus Brochmanns Poſtill auswendig gelernt hatte. Er ward aber doch nicht verſchonet. Alles, was man unpartheyiſch hievon ſagen kann, beſteht hierinn. Es ſcheint, daß Spener und andre, welche den Grund zum Pietismo geleget, nicht von der Orthodoxie abweichen wollen, einige von ihren Schülern aber haben dieſes ſo weit getrieben, daß ſie ſich dem Fanaticismo mehr und mehr genähert. Z. E. Die ſogenannten Collegia Pietatis, welche im Anfange nicht nur unſchuldig, ſondern auch nützlich waren, hatten mit der Zeit die Wirkung, daß viele ſich von dem öffentlichen Gottesdienſt abſonderten, wodurch eine neue Secte, die ſogenannten Separatiſten, entſtanden. Die Mäßigung und Toleranz der andern Secten iſt mit der Zeit ſo weit getrieben worden, daß ſolche ſich auch bis auf die Socinianer und Quäcker erſtrecket. Es iſt nicht zu läugnen, daß Spener ſelbſt dazu Gelegenheit gegeben, indem er von Jacob Böhm und andern fanatiſchen Menſchen gar zu viel Weſens machte. Da man im Anfange von der Eitelkeit der weltlichen Philoſophie geredet, und Spener dazu vielleicht einigen Grund gehabt, ſo iſt dieſes von andern mit der Zeit ſo weit getrieben worden, daß ſie mit Verachtung von allen Arten der Wiſſenſchaften geredet, und ſolche nicht nur über-

überhaupt für unnöthig, ſondern auch einem Kirchenlehrer inſonderheit für ſchädlich gehalten. Aus eben dieſem Grunde haben auch viele alle Vorbereitung zu einer Predigt verworfen, wodurch ſie dem Lehrbegrif der Quäcker beygefallen. Spener ſelbſt iſt doch nicht weiter gegangen, als daß er den Predigern die Freyheit gelaſſen, ſich ſelbſt Texte auszuſuchen, ohne ſich an gewiſſe Texte, oder an die ordentlichen Evangelia und Epiſteln zu binden. Spener verwirft zwar die vorgeſchriebenen und öffentlich angeordneten Formulare von Kirchengebetern nicht. Er wünſcht aber, daß die Prediger Freyheit haben möchten, ihre eignen Gebeter nach Beſchaffenheit der Zeit und Umſtände hinzuzufügen. Viele von ſeinen Schülern aber nahmen daher Gelegenheit alle Kirchengebeter zu verwerfen. Dieſes iſt es, was man unpartheyiſch davon ſagen kann. Man ſieht daraus, daß der Grund zu dem ſogenannten Pietismo aus einem guten Herzen gelegt worden, und daß man dabey nicht die Abſicht gehabt, von der Orthodoxie abzuweichen, oder ſich von der evangeliſchen Kirche abzuſondern. Weil aber alle Schüler von Spener nicht ſo vernünftig und billig wie er geweſen, ſo ſind verſchiedene ſeltſame und unannehmliche Meynungen daher entſtanden, und viele, welche bloß den Namen Pietiſten und Spenerianer führen wolten, haben ſich von dem öffentlichen Gottesdienſt abgeſondert, und ſind, wo nicht ganze, doch halbe Quäckers geworden. Dieſes kann man nicht läugnen, wo man nicht der Erfahrung widerſprechen will. Denn man hat geſehen, daß viele Leute, und zwar in großer Anzahl, ſich des

Kir-

Kirchengehens enthalten, ſich des heiligen Abendmahls nicht bedienet, und ihre Kinder nicht taufen laſſen wollen, daß auch die hohe Obrigkeit gezwungen worden, einen ſolchen Unfug durch ſtrenge Verordnungen zu hemmen. Man muß demnach einen Unterſcheid unter den Pietiſten machen, welche nicht auſſer ihren Gränzen ſchreiten, und welche die Sache gar zu weit treiben. Die erſten erkühne ich mich nicht Ketzer zu nennen. Alles, was man ihnen zur Laſt legen kann, beſteht darinn, daß es ſcheint, daß ſie etwas mit den alten Donatiſten gemein gehabt, indem ſie durch ihr gar zu hitziges Predigen gegen die ordentlichen Lehrer, andern Anlaß gegeben haben, ſich von der Kirche abzuſondern, und die obrigkeitlich eingeführte Lehre für verdächtig zu halten, wodurch die orthodoxen deſto mehr gegen ſie aufgebracht worden, weil ſie bemerkt, daß dieſe ſtrengen Richter ſelbſt einer Reformation in ihrem Leben und in ihrer Aufführung bedurften, und ihre Strafpredigten mehr aus Miſantropie als aus einem chriſtlichen Eyfer herrührten. Die andern Pietiſten aber, welche alle Schranken überſchreiten, und ſich unter dem Namen der erſtern verbergen, ſind, wie die Erfahrung gelehret, von den Fanaticis oder Quäckern faſt gar nicht unterſchieden. Denn viele unter dieſen haben ſich ſo unbändig aufgeführet, daß die andern Pietiſten ſie nicht für ihre Brüder erkennen wollen, ungeachtet dieſelben ſich doch nichts deſtoweniger durch eine gewiſſe Art des Schutzes, den ſie ihnen angedeyen laſſen, verdächtig gemacht haben, daß man ſie daher mit den andern für gleich gut gehalten. Man

kann

kann ſagen, daß es mit den Pietiſten eben dieſelbe Beſchaffenheit hat, wie vormals mit dem engliſchen Parlament zu den Zeiten des Cromwels. Man hielt dafür, daß dieſes Parlament aus lauter Preßbyterianern beſtünde, die keine andre Abſicht hätten, als gewiſſe Dinge zu verbeſſern. Es waren aber ſehr viele Independenten und Republicaner darunter, welche heimlich ſuchten, die Regierung über einen Haufen zu werfen. Inzwiſchen hielt man ſie eine geraume Zeit für bloße Preßbyterianer, bis ſie endlich, nachdem der von ihnen erwartete Augenblick erſchienen, die Maske abnahmen, und ſich für diejenigen ausgaben, die ſie würklich waren. Weil ich meines Theils jederzeit dafür gehalten, daß der Zwang und die Verfolgung mit den Grundſätzen der chriſtlichen Religion nicht beſtehen könne, ſo habe ich bey allen durch den Pietismum veranlaßten Bewegungen zur Gelindigkeit angerathen, weil ich vorher geſehen, daß dieſer Paroxismus bald, und von ſelbſt, ausraſen würde. Mir iſt dabey ſonſt nichts als dieſes einzige anſtößig geweſen, daß die hitzigen und eifrigen Pietiſten ſich nicht mit einer ihnen verſtatteten bloßen Gewiſſensfreyheit begnüget, womit die engliſchen und holländiſchen Fanatici zufrieden ſind, die man daher vielmehr beklaget, als verfolget, ſondern durch allerhand Kunſtgriffe und heimliche Bündniſſe, ſo gar auch die Herrſchaft zu erlangen geſuchet. Ich bin verſichert, daß alle rechtſchaffene Leute dieſes mein Bedenken unpartheyiſch finden werden. Ich vermenge das eine nicht mit dem andern. Die erſten Stifter des ſogenannten Pietismi können eine gute

und

und redliche Abſicht gehabt haben, und der Eifer, den ſie bezeugt, hätte vielleicht auch eine gute Wirkung gehabt, wenn ihre Schüler mit mehrerer Einſicht und Ueberlegung wären begabt geweſen, und ihren Nebenchriſten mit Sanftmuth zur Gottesfurcht und Beſſerung des Lebens ermahnt, nicht aber allerhand Stachelreden und harte Schimpfwörter ausgeſtoßen hätten, welche vielmehr ein Beweis ihres Hochmuths und ihrer Eigenliebe, als Proben eines chriſtlichen Eifers ſind. Der rechte chriſtliche Eifer äuſſert ſich auf eine ganz andere Art. Der Grund deſſelben iſt die Liebe des Nächſten, den man durch gründliche und ſanftmüthige Erinnerungen auf den rechten Weg zu bringen, und durch ein unſchuldiges Leben, als durch eine Richtſchnur zu unterweiſen ſuchen muß. Weil dieſes aber nicht allemal beobachtet worden, ſo haben ihre heftigen Strafpredigten keinen andern Nutzen gehabt, als daß ſie den gemeinen Mann in Feuer und Flamme geſetzt, und einfältige Menſchen in allerhand Thorheiten geſtürzet, wovon man zu verſchiedenenmalen betrübte Folgen geſehen. Weil aber nichts in der Welt ſo böſe iſt, daß nicht etwas Gutes daraus folgen ſollte, ſo haben dieſe Bewegungen Anlaß gegeben, die Gottesgelahrtheit mehr, als vorher, zu treiben, zu geſchweigen, daß die gar zu hitzige Orthodoxie hier in Norden dadurch in etwas gemäßiget worden. Ich bin ꝛc.

Der

Der
ſechs und vierzigſte Brief.

Mein Herr,

In der abgewichenen Woche war ich in einer Geſellſchaft, wo einige, die meine Schriften geleſen hatten, glaubten, daß ich zu verſchiedenenmalen die Orthodoxie nicht ſorgfältig genug beobachtet. Ob man dieſes bloß aus Scherz ſagte, oder würklich im Ernſt alſo meynte, kann ich nicht gewiß ſagen. Ich antwortete ſcherzweiſe darauf, daß ich noch keinen Baron gekannt, der ſich für die Orthodoxie hätte todtſchlagen laſſen, doch fügte ich im Ernſte hinzu, wenn man meine Ketzerey unterſuchen würde, ſo würde man finden, daß ſolche allein darinn beſtünde, daß ich bey aller Gelegenheit GOtt gegen gewiſſe gar zu heftige Orthodoxen vertheidiget, welche lieber die ganze Religion aufopfern, als einen Fußbreit von einen willkührlich angenommenen Nebenartikel in der Religion abgehen wollen. Ich habe in meinen Schriften einen Grundſatz geäuſſert, von dem ich niemals abgehe. Solcher beſteht darinn: **Ich glaube nichts, und nehme auch nichts an, was mit den heiligen Eigenſchaften GOttes ſtreitet,**

und wenn daher eine Redensart in der Schrift vorkommt, woher andre zu einer Lehre Anlaß nehmen, die ſchwer zu vertheidigen iſt, ſo halte ich dafür, daß man von dem buchſtäblichen Verſtande abweichen müſſe, um ſich nicht in ein Labyrinth zu ſtürzen, woraus man nicht anders, als mit großer Mühe wieder entrinnen kann. Wenn alſo von der Erbſünde die Rede iſt, ſo erkläre ich dieſes ſolchergeſtalt, daß man von unſern ſündlichen und verderbten erſten Eltern nichts gutes erwarten können, und daß auſſätzige Kinder von auſſätzigen Eltern erzeuget werden müſſen. Dieſer Satz iſt nicht ſo anſtößig, als wenn andre ſagen, daß GOtt die Kinder wegen der Miſſethaten ihrer Eltern ſtrafe, und daß die Sünden der Voreltern den Kindern zugerechnet würden, gerade, als wenn die Kinder, noch ehe ſie gebohren worden, bereits in ihren Eltern geſündiget hätten. Denn daraus entſtehet ein Einwurf, den die Feinde der Religion gegen die Gerechtigkeit GOttes machen, den man Mühe hat, zu beantworten. Wenn jemand aus dieſem oder jenem Ort der Schrift, oder durch Exempel beweiſen will, daß die guten Handlungen in dieſer Welt belohnt, und die Miſſethaten gleichfalls hieſelbſt beſtraft würden; die Erfahrung aber zeigt, daß dieſes nicht allemal geſchiehet, ſondern daß es den Frommen bisweilen übel, den Gottloſen aber bis an das Ende ihrer Tage wohl gehet: So ſage ich, um die göttliche Vorſicht keiner nachtheiligen Beurtheilung zu unterwerfen, daß die Strafen

und

und Belohnungen bis auf den Tag des Gerichts ausgeſetzt ſind, der nach der Auferſtehung der Todten erfolgen wird. Wenn man den Teufel zum Urheber des meiſten böſen macht, was in der Welt vorgehet, ſo glaube ich, daß man in dieſem Stücke zu weit geht, weil eine ſolche Lehre eine gedoppelte ſchädliche Wirkung haben kann; indem erſtlich die Menſchen daher Gelegenheit nehmen können, ihre eigne Miſſethaten zu entſchuldigen, hiernächſt aber auch ein gewiſſer Manichäismus dadurch eingeführet werden kann, wodurch dem Teufel eine größere Macht beygelegt wird, als er würklich hat. Denn man findet, daß Herr Bayle und andre, welche die Lehre von den beyden Grundweſen vertheidigen wollen, ſich dieſes zu nutz gemacht. Wenn ferner einige Bedenklichkeiten in der Schrift, in der Hiſtorie und Zeitrechnung vorkommen, ſo glaube ich, daß durch die Schrift, welche, wie wir lehren, durch den heiligen Geiſt eingegeben worden, allein Moſes und die Propheten, oder die Lehre an und für ſich ſelbſt, nicht aber die Hiſtorie zu verſtehen ſey, als welche letztere von Menſchen abgefaßt worden, welche irren können. Denn dadurch wird die Einwendung vernichtet, deren ſich die Naturaliſten und Ungläubigen bedienen, um das Anſehen des göttlichen Worts zu ſchwächen, welches nichts dadurch leidet, wenn man dergleichen Abweichungen in der Hiſtorie und Zeitrechnung entweder der Unachtſamkeit des Skribenten, oder einem Schreibfehler beymißt. Endlich halte ich auch aus eben dieſer Urſache für nöthig, wenn eine Hiſtorie vorkommt, woran die Ungläubigen ſich ſtoſſen können, daß

man ſich allegoriſcher Erklärungen bedienen müſſe. Hierinn und in andern dergleichen Puncten beſteht meine Ketzerey. Ob dieſe Lehrſätze den Namen einer Ketzerey verdienen, laſſe ich andern zu beurtheilen über. Dieſes muß man mir indeſſen doch zugeſtehen, daß, wenn ich irre, dieſer Irrthum demnach alſo beſchaffen ſey, daß er GOtt nicht mißfallen könne, weil ich dadurch ſuche, den Ungläubigen zu begegnen, und ihre Einwürfe zu entkräften. Keine Lehre iſt verdammlicher, als die GOtt zum Urheber des Böſen macht. Denn dadurch macht man ihn nicht nur zu einem böſen, ſondern auch ſogar zu dem allerärgſten Weſen. Die Menſchen werden zu dem Böſen durch ihre Affecten und Leidenſchaften getrieben, welches, wenn es ihre Bosheit gleich nicht entſchuldiget, ſolche dennoch begreiflich macht. GOtt aber wird dagegen kein andrer Bewegungsgrund, als ſein bloßer Wille, beygelegt. Ich bin 2c.

Der

Digitized by Google

Der ſieben und vierzigſte Brief.

Mein Herr,

Wie wir jüngſthin von der Erfindung des Pulvers und der Kugeln redeten, ſo hielten ſie dieſe Entdeckung für eine hölliſche Erfindung. Ich urtheile nicht ſo hart davon, weil eines theils in den ehemaligen Feldſchlachten, die vor der Erfindung des Pulvers gehalten wurden, eben ſo viele Menſchen geblieben, als heutiges Tages, andern theils auch, weil es grauſamer iſt, mit einem Schwerdte ermordet zu werden, das man vor Augen ſieht, als durch eine Kugel zu ſterben, die man nicht ſieht, und die einen unvermuthet das Leben raubet. Ueberdem währten die Belagerungen vormals viel länger, und koſteten doppelt ſo viel Volk, als zu unſern Zeiten, da man in der Geſchwindigkeit die Mauren und Wälle durchlöchern, und eine Beſatzung zur Uebergabe zwingen kann. Wenn aber ja eine Erfindung den Namen einer hölliſchen Erfindung verdienet, ſo verdienen die Bomben und die ſogenannten Machinae infernales dieſe Benennung, welche letztern die Engländer im vorigen Jahrhundert gegen

die Franzöſiſchen Seeſtädte gebrauchten. Denn in dieſem Stücke hat man, wie man mit Recht behaupten kann, die Kunſt zu weit getrieben. Wenn man übrigens die Hiſtorie durchſieht, ſo findet man, daß die alten und neuen Kriege gleich blutig geweſen. Der ganze Unterſcheid beſteht darinn, daß die Kriege heute zu Tage mit mehrerer Anſtändigkeit geführet werden. Denn die Gefangenen werden beym Leben erhalten, und die Städte nicht verbrannt, da man im Gegentheil in alten Zeiten alles, was einem vorkam, bis auf die Weiber und Kinder, zu ermorden, und, wenn man in ein feindlich Land kam, ſo gar die offenen Städte und Dörfer anzuzünden pflegte, die doch keinen Widerſtand leiſten konnten. In den alleräelteſten Zeiten, ehe man noch von Stahl und Eiſen etwas wuſte, bediente man ſich der Fäuſte und des Holzes.

Vnguibus et pugnis, dein fuſtibus atque ita porro.

Daher wurden die alten Kriegsheere hier in Norden Knubbe Hær, oder Knude Hær genannt. Ja es iſt wahrſcheinlich, daß lange vorher, ehe Stahl und Eiſen aufgekommen, bloß die Anführer oder die vornehmſten Officier recht ſcharfes Gewehr geführet, die gemeinen Soldaten ſich aber desjenigen bedienet, was ihnen zuerſt in die Hände gefallen. Die Reuterey war in den älteſten Zeiten ganz unbekannt. Die erſten Reuter wurden daher mit dem Namen Centauri belegt, und für Mißgeburten gehalten, weil die Leute damals dergleichen vorher noch nicht geſehen hatten, und Mann und Pferd für

für ein Thier hielten. Die Anführer und vornehmen Officiers bedienten ſich allein der Streitwagen, wie man aus den Schriften des Homers und andrer alten Skribenten abnehmen kann. Aus der Hiſtorie des alten Teſtaments erhellet, daß die Iſraeliten vor den Zeiten der Könige mit keinem rechtſchaffenen Gewehr verſehen geweſen. Zu den Zeiten der Debora war in dem ganzen Kriegsheer, welches das Heer des Siſſera ſchlug, weder Schild noch Spieß anzutreffen, und eben ſo war es mit dem Heer des Sauls beſchaffen, wo niemand einen Spieß führte, als Saul und Jonathan. In dem Buche der Könige aber geſchiehet allerhand Arten von Waffen Erwehnung. Abſalon hat ſich, wie man meynt, bey den Iſraeliten zuerſt der Reuterey bey dem Aufruhr gegen ſeinen Vater bedienet, weil es in der Schrift heiſſet, daß er ſich Wagen und Pferde angeſchaft. Zu Salomons Zeiten aber ward eine große Menge Pferde und Wagen nach Judäa aus Egypten gebracht, in welchem Reiche man demnach ſo wol als in Aſſyrien und Perſien den Zuſtand der alten Miliz aufſuchen muß. Man hatte damals keine geworbene Truppen, und keine ſtehende Miliz, wie heutiges Tages, ſondern die Unterthanen mußten insgeſamt zu Kriegszeiten bewaffnet ſeyn. Dieſes iſt die Urſache, daß ſolche zahlreiche Kriegsheere ins Feld geſtellet werden können, deren die Geſchichte Meldung thut. Es iſt übrigens ſehr ſchwer, den Zuſtand der alten Miliz vor den Zeiten des Cyrus zu beſchreiben, indem man davon keine genaue Nachricht hat. Die Hiſtorie des Cyrus giebt uns davon zuerſt ein rechtes Licht,

weil dieſer König für den erſten Stifter der Miliz gehalten wird. Die groſze Schlacht, welche er dem Cröſus und deſſen Bundesgenoſſen lieferte, und wodurch er den Grund zu der Perſiſchen Monarchie legte, iſt die allererſte, worinn man die Ordnung eines Kriegsheeres wahrnimt. Vor ſeinen Zeiten beſtand ein Kriegsheer hauptſächlich aus leicht bewafneten Leuten, die kein ander Gewehr hatten, als Bogen und Schleuder. Cyrus aber verminderte deren Anzahl, und lieſz die meiſten Soldaten mit allerhand Arten von Waffen verſehen. Er verbeſſerte auch die Kriegswagen; und es ſcheinet, daſz er diejenigen Wagen erfunden, woran zwo Senſen beveſtiget waren, (Currus falcati) welche nachher eine geraume Zeit im Orient im Gebrauch waren, und als die Stärke eines Kriegsheeres angeſehen wurden. Weil aber die Kriegskunſt immer mehr ausgebeſſert ward, und man ein Mittel erfand, dieſe ſchrecklichen Wagen unbrauchbar zu machen, ſo wurden ſie endlich wie die Elephanten abgeſchaft, die auch mit der Zeit im Kriege nicht mehr gebraucht werden konnten. Die Reuterey iſt von alten Zeiten her ſtets in Aegypten und an vielen Orten in Aſien gebräuchlich geweſen. Die alten Perſer bedienten ſich mehrentheils der Cameele, welches aus der obgedachten Schlacht erhellet, da die Perſiſchen Cameele die Lydiſche Reuterey in Unordnung brachten. In Griechenland ward die Reuterey an dem einen Orte ſpäter, als an dem andern eingeführt. Bey den Lacedämoniern ward ſolche zuerſt nachdem mit den Meſzeniern geführten Kriege aufgerichtet. Ihre Reuter wurden Sciriten genannt, weil ſie aus der

klei-

kleinen benachbarten Stadt Sciros genommen wurden. Die Athenienſer bedienten ſich der Pferde nicht ſonderlich, weil ihr Land höckericht und uneben war. Die alten Reuter wuſten übrigens von keinen Steigbügeln, ſondern ſie ſchwungen ſich dem Pferde auf dem Rücken wie Virgilius ſagt:

— — Corpora ſaltu
Subjiciunt in equos.

Aus dieſer Urſache ließ Gracchus auf den allgemeinen Landwegen in Italien von einer gewiſſen Entfernung bis zur andern Steine aufrichten, damit die Reiſenden ſich deſto hurtiger und bequemer aufs Pferd ſchwingen könnten. Man bediente ſich übrigens bloß eines Stallbedienten, der dem Reuter aufs Pferd helfen muſte, und ein ſolcher Stallkerl ward Αναβολευς oder ein ſolcher Menſch genannt, der ſeinen Herrn bey ſolchen Gelegenheiten Dienſte leiſten muſte. Die Römer hatten im Anfange keine Reuterey, ſondern ihre ganze Stärke beſtand in Fußvolk; ja ſie achteten die Reuterey eine Zeitlang ſo geringe, daß ſie in einem Treffen öfters den Reutern befohlen, vom Pferde zu ſteigen und zu Fuße zu fechten; und die Reuter beſchritten auch ihre Pferde nicht eher wieder, als bis die Feinde bereits auf der Flucht begriffen waren, und ſie ſolche wieder einhohlen und niedermachen wollten. In dem Kriege aber, den ſie mit dem Pyrrhus führten, lernten ſie, wie nöthig es ſey, ſich der Pferde zu bedienen, und die Truppen recht in Schlachtordnung zu ſtellen, worinn dieſer König ein vollkommener Meiſter war. Doch kam die Römiſche Reuterey nicht eher in ein

rechtes Anſehen, als nach dem Kriege mit dem Hannibal, deſſen Cavallerie das römiſche Kriegsheer ſo oft in Unordnung gebracht hatte. Die im Anfange bey den Römern Reuter oder Ritter genannt wurden, machten eine beſondere Claſſe zwiſchen dem Rathe und dem Volke aus, und dieſe Claſſe erhielte den Namen des Ritterſtandes. Die Republik verſahe im Anfange einen jeden unter ihnen mit einem Pferde auf gemeine Koſten. Wie man aber nachher den Nutzen der Reuterey immer mehr und mehr einſahe, ſo boten ſich viele an, mit ihren eignen Pferden Dienſte zu thun. Und von dieſer Zeit an machte man einen Unterſcheid unter diejenigen vom Ritterſtande, welche equo publico, und welche equo ſuo Dienſte thaten. Von dem Seeweſen der Alten will ich hier nichts erwehnen, da ich ſolches bereits in einigen beſondern Abhandlungen ausführlich beſchrieben, welche in die Schriften der hieſigen Königl. Akademie der Wiſſenſchaften eingerückt worden. Die Jugenieurkunſt hat man in alten Zeiten mit vielem Eifer getrieben. Denn da man keine Kanonen hatte, wodurch die Mauren befeſtigter Städte gefället werden konnten, ſo war man auf unzählige andre Maſchinen bedacht, um eine Stadt zu beſtürmen und einzunehmen. Man darf nur die Hiſtorie des Demetrii Poliorcetis leſen, um davon überführt zu werden. Dieſes währte bis 1380, da Barthold Schwarz, ein Franciſcaner Mönch, das nun gebräuchliche Pulver erfand, ungeachtet einige dieſe Erfindung den Chineſern beylegen. Hierauf fieng man an, um ſich dieſes Pulvers zu bedienen, Flinten zu verfertigen,

Kano-

Kanonen zu gieſſen, und Bomben zu machen; wodurch die alte Fortificationskunſt unnütz ward, und man auf eine andre Art bedacht ſeyn muſte, die Städte zu befeſtigen. Dieſe Erfindung hat auch in der Einrichtung der Schlachtordnungen eine Veränderung hervorgebracht. Denn, wenn zu dieſen Zeiten ein Kriegsheer, wie vordem eine macedoniſche Phalanx geordnet wäre, deren Stärke darinn beſtand, daß die Soldaten dicht an einander und hinter einander geſtellet wurden, ſo würden die Kanonkugeln eine erſchreckliche Verwüſtung darunter anrichten. Nachdem dieſes erfunden worden, ſind keine Feſtungen mehr unüberwindlich, ſondern ſie müſſen alle der Gewalt des Feuers weichen. In alten Zeiten aber konnte eine Belagerung viele Jahre währen, wiewol dieſes auch zum Theil daher rührte, daß die Soldaten, wenn es gegen den Herbſt gieng, entlaſſen wurden, und ſich erſt den künftigen Frühling wieder verſammleten. Einige Nationen haben ſich ſtets vor allen andern in der Kriegskunſt hervorgethan. Die Perſer waren unter der Regierung des Cyrus in dieſem Stücke allen andern vorzuziehen. Nach ihnen kamen die Griechen, und inſonderheit die Lacedämonier. Die macedoniſchen Könige, Philippus und Alexander, machten ihre Kriegsheere unüberwindlich. Die macedoniſche Phalanx, der keine Macht widerſtehen konnte, war eine Erfindung des Philippus. Die theßaliſche Reuterey ward zu ihrer Zeit für die beſte und ſchönſte gehalten. Wie aber endlich die römiſche Kriegskunſt auf den höchſten Gipfel ſtieg, ſo muſte alles der römiſchen Macht weichen. Dieſes aber währte

auch

auch nur ſeine Zeit. Die Römer und Italiener konnten nachher den nordiſchen Nationen nicht widerſtehen, und wurden mit der Zeit das zaghafteſte und zum Kriege am wenigſten geſchickte Volk. Auf welche Art die Kriege in dem mittlern Alter in Italien geführt worden, ſolches kann man aus des Machiavells florentiniſchen Hiſtorie abnehmen. Denn derſelbe bezeugt, daß die Italiener einander Feldſchlachten geliefert, welche von Morgen bis an den Abend gedauret, ohne daß ein einziger Mann an beyden Theilen dabey geblieben. Einige Zeit vorher, ehe das Pulver nebſt den Kugeln erfunden ward, waren die engliſchen und ſchottiſchen Truppen in Anſehen. Dieſelben bedienten ſich gewiſſer Schwerdter, wodurch ſie unglaubliche Dinge gegen die Franzoſen ausrichteten. Nachher kamen die Schweitzer ſo ſehr empor, daß alle Potentaten die geworbenen Truppen aus der Schweitz für die Stärke ihres Kriegsheers hielten. Unter dem Kayſer Maximilian dem Erſten machten ſich die von ihm errichteten Landsknechte ſehr berühmt, und wurden für die einzigen gehalten, die man den Schweitzern entgegen ſetzen konnte. Unter Guſtav Adolph erlangten die ſchwediſchen Soldaten einen großen Ruhm, welcher bis auf die fatale Schlacht von Pultawa währte. Nun ſind die preußiſchen und rußiſchen Truppen in dem größten Anſehen. Man ſieht daraus, daß die Tapferkeit, die Kriegskunſt und der Ruhm von einer Nation zur andern übergegangen. In dem mittlern Alter war es gewöhnlich, daß die Lehnsmänner, die Biſchöfe und andre große Prälaten angeſagt wurden, bey einem entſtan-

ſtandenen Kriege mit einer gewiſſen Anzahl Truppen zu erſcheinen, die nach der Größe des Landes, das ein jeder beſaß, eingerichtet war, und darinn beſtand die Kriegsmacht eines Landes. Weil dieſes aber mit vielen Beſchwerden an allen Seiten verknüpft war, ſo hat man in den ſouverainen Landen für gut befunden, eine ſtehende Miliz zu unterhalten, in andern Reichen aber Truppen zu werben, und zu dem Ende eine Kriegsſteuer auszuſchreiben, welche Anordnung ſo wol den Regenten, als den Unterthanen zuträglich geweſen, indem auf ſolche Art eine Kriegsmacht deſto leichter und geſchwinder kann zuſammen gebracht werden. Ein andrer Gebrauch, der auch bis auf das vorige Jahrhundert gedauret, ward gleichfalls endlich abgeſchaft. Solcher beſtand darinn, daß ein anſehnlicher Reuter oder Ritter, der im Felde nur für einen Mann gerechnet ward, alle diejenigen, die ihm theils untergeben, theils in ſeiner Folge waren, unter ſich begrif, und daher tauſend ſolche Reuter ein ganzes Kriegsheer vorſtellten. Die Franzoſen nannten ſolche Reuter Hommes d'armes, und es ſcheint alſo nur der Name eines Mannes zu ſeyn. Es iſt aber ein Nomen Collectivum. In dem mittlern Alter ward ein ſolcher ausgerüſteter Reuter eine Lanze genannt. Vormals waren die Soldaten mit Schild und Helm bewafnet. Nachdem aber das Pulver erfunden worden, leiſtet eine ſolche Rüſtung faſt gar keinen Nutzen mehr, und iſt daher abgeſchaft worden. Dagegen wuſten die Alten von keiner beſondern Soldaten- oder Regimentskleidung etwas, ſondern ein jeder Soldat trug ſein

eigen Kleid. Ich kann es nicht gewiß beſtimmen, welche Nation zuerſt auf die ſogenannte Uniforme gefallen, die gegenwärtig bey allen europäiſchen Armeen eingeführt iſt. Die Ingenieurwiſſenſchaft war, wie ich ſchon geſagt habe, in alten Zeiten gröſſer, weil man allerhand Maſchinen nöthig hatte, eine Feſtung zu beſtürmen. Nun aber wird eine gröſſere Kunſt erfordert, einen Ort zu befeſtigen, damit ſolcher den Kanonkugeln widerſtand thun könne. Prinz Moritz von Oranien ſoll, wie man meynt, zuerſt darauf gefallen ſeyn, die Städte durch Auſſenwerke zu befeſtigen. Der Anfang mit einer ſolchen Befeſtigung ward mit der Stadt Bommeln gemacht, welche die Spanier im Jahr 1599 belagerten. Und weil die Stadt dadurch gerettet ward, ſo iſt dieſes von andern nachgeahmet, und die Fortificationskunſt dadurch nicht wenig verbeſſert worden. Denn weil man die Feſtungen durch ſolche Auſſenwerke ſtärker gemacht, ſo hat man auch auf neue Mittel bedacht ſeyn müſſen, dieſelben anzugreifen. Wenn man dieſe Materie aber recht ausführen wollte, ſo würden dazu einige Folianten erfordert werden. Vielleicht habe ich, als ein Mann von meinem Stande, ſchon zu viel davon geſagt. Ich kann aber doch zu meiner Entſchuldigung beybringen, daß mir dieſe Materie nicht ganz unbekannt iſt, da ich in meiner Jugend auf der Kriegsliſte als Unterofficier geſtanden. Ich bin ꝛc.

Der

Der

acht und vierzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir, daß Herr K**, den ich ſtets für meinen Freund gehalten, neulich in einer Geſellſchaft von meinem Glücke und Wohlſtand mit vielem Neide und mit großer Mißgunſt geſprochen habe. Wenn ſie ſich darüber wundern, ſo nehme ich mir die Freyheit, ihnen zu ſagen, daß ihnen die Natur und Eigenſchaft der gewöhnlichen Freundſchaft noch nicht gnug bekannt iſt. Solche kann einigermaßen erhalten werden, ſo lange Stand und Vermögen ſich nicht verändern, ſie wird aber alsbald laulicht und endlich ganz kalt, ſobald eine Veränderung in den Glücksumſtänden vorgehet, inſonderheit, wenn dieſe Veränderung einigermaßen merklich iſt. Ich habe meine Gedanken davon in einer beſondern Abhandlung eröfnet, welche unter meinen moraliſchen Betrachtungen zu finden iſt. Wenn der bekannte Freund ſein Mißvergnügen vor dreyßig Jahren hätte blicken laſſen, ſo hätte man denken können, daß daſſelbe, wenn es gleich nicht wohl gegründet wäre, dennoch ganz natürlich ſey; aber mir nun mein Glück zu beneiden, da ich ein ſolches Alter erreichet,

reichet, und mich alle Augenblick gefaßt halten muß, der Welt gute Nacht zu geben, das iſt ganz unbillig und unnatürlich. Wenn ſie wieder Gelegenheit haben ſollten, mit dem Herrn K * * zu reden, ſo ſagen ſie ihm, weil er von der Mißgunſt ſo ſehr eingenommen ſey, und dieſem Laſter alſo gerne Nahrung zu verſchaffen ſuchen würde, ſo möge er ſeinen Neid an den Herrn A auslaſſen, der das größte Loß in der Lotterey gewonnen, und alſo ſchlafend zu einem großen Vermögen gelanget; ferner, an den Herrn B, dem eine reiche Erbſchaft von ſeinem Mutterbruder zugefallen, und endlich an den Herrn C, der durch ein blindes Glück die bekannte reiche Wittwe geheyrathet, und dadurch auf einmal aus einem Bettler ein reicher Mann geworden. Es wird ihm auſſer denen itztgenannten auch ſonſt nicht an Gelegenheiten fehlen, andre zu beneiden, die ohne die geringſte Mühe und Arbeit bloß durch einen Zufall zu einem großen Wohlſtande gelanget, und wie die Erdſchwämme in einer Nacht aus der Erde hervorgewachſen. Wenn die Mißgunſt auf ſolche Menſchen, und hauptſächlich in deren Jugend, fällt, ſo iſt dieſelbe vielleicht noch einigermaßen zu entſchuldigen. Aber einen alten Mann zu beneiden, der durch eine ſaure Arbeit von vielen Jahren, zu einigem Vermögen gelanget, das iſt närriſch. Denn an meinem Wohlſtande hat das Glück keinen Theil gehabt. Ich bin ꝛc.

Der

Der

neun und vierzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen von mir zu wiſſen, was ich von dem Streite urtheile, der unter den neuern Philoſophen wegen der beſten Welt geführet worden, und ſo viele Bewegungen verurſachet hat. Die Hauptfrage kommt darauf an, ob die gegenwärtige Welt die beſte ſey? Ich werfe mich nicht zum Richter in philoſophiſchen Streitigkeiten auf, am wenigſten erkühne ich mich, ſolche Streitigkeiten zu entſcheiden, wo man keine Parthey erwählen kann, ohne ſich allerhand gefährlichen Einwürfen bloß zu ſtellen. Verſchiedene anſehnliche Philoſophen unter denen Leibnitz und Wolf die vornehmſten ſind, behaupten, daß dieſe Welt unter allen Welten, die GOtt erſchaffen können, die beſte ſey. Leibnitz ſucht ſeine Meynung durch folgende Gründe zu beſtätigen. GOtt bringt das beſte hervor, was nur möglich, oder mit dem Verſtande zu begreifen iſt. Wer anders denket, der zweifelt entweder an

dem Willen, oder an der Weisheit GOttes, das beſte zu erwählen. Hieraus fließt, daß, wenn das geringſte Uebel, welches man in der Welt wahrnimt, nicht vorhanden wäre, ſo würde dieſe Welt nicht mehr dieſelbige Welt ſeyn, welche, in was für einem Zuſtande ſich dieſelbige auch befinden mag, doch für die allerbeſte zu halten, weil der Schöpfer ſie unter allen andern Welten erwählet. Dieſe Lehre behauptet auch der berühmte Wolf, welcher ſich faſt eben derſelben Worte bedienet. Man kann hieraus abnehmen, worauf ſie ihre Meynung gründen, und was für Folgen daraus, ihrem Vorgeben nach, flieſſen würden, wenn man dieſes läugnen wollte. Andre hingegen haben dieſe Lehre aufs äuſſerſte zu beſtreiten geſucht, und noch viel gefährlichere Folgen daraus gezogen. Dieſe ſagen: Wenn GOtt aus Noth gezwungen geweſen, einen ſolchen Plan zur Schöpfung zu erwählen, worinn das Gute mit dem Böſen vermengt iſt, ſo fließt daraus, daß durch die Schöpfung eine Nothwendigkeit zu ſündigen eingeführt worden, wodurch GOtt zum Urheber und zur Urſache des Böſen gemacht wird. Denn, die erſtern behaupten, daß in dem Böſen ſelbſt eine Nothwendigkeit enthalten iſt, indem aus der Vermiſchung des Guten und Böſen die Vollkommenheit der erſchaffenen Welt entſtehet. Wolf ſagt: Die Vollkommenheit einer Uhr

beſteht

beſteht darinn, daß alle Theile, woraus die-
ſelbe zuſammengeſetzt iſt, mit einander über-
einſtimmen, damit der allgemeine Endzweck
erreichet, und die Zeit angezeiget werden möge.
Die andern aber ſagen: Es iſt ſo weit gefehlt,
daß das Böſe mit dem Guten zu Erhaltung
des großen Endzwecks bey der Schöpfung,
nämlich die Ehre GOttes zu befördern, zu-
ſammen etwas, und zwar ein jedes das ſei-
nige beyträgt, daß das Böſe vielmehr offen-
bar dagegen ſtreitet. Wenn Wolf ferner ſagt:
GOtt bedienet ſich des Böſen als eines Mit-
tels, das Gute zu befördern, und die Welt
vollkommen zu machen, ſo antworten ſeine
Gegner darauf, daß es unanſtändig ſey, GOtt
etwas beyzulegen, welches er ſelbſt an den
Menſchen tadelt, und wenn eben dieſer Philo-
ſoph ſich auf die Erfahrung beruft, daß ein vor-
hergegangenes Unglück einen Nutzen und et-
was Gutes nach ſich ziehe, ſo antworten ſie, daß
dieſes nicht allemal eintreffe, und man aus
der Erfahrung wahrgenommen, daß ein
vorhergegangenes Unglück nicht allemal ein
Glück nach ſich gezogen. Man ſieht hieraus,
daß eine jede Parthey aus den Lehrſätzen der an-
dern gefährliche Folgen zu ziehen ſuchet. Die er-
ſten ſagen: Wenn die letztern läugnen, daß
dieſe Welt unter allen möglichen Welten die

beſte ſey, ſo treten ſie ſo wol der Weisheit als Güte GOttes zu nahe. Denn, wenn dieſe Welt nicht unter allen möglichen Welten die beſte iſt, ſo kann ſie nicht von einem weiſen und gütigen Schöpfer erſchaffen ſeyn. Die letzten ziehen aber eine noch weit gefährlichere Meynung aus dem Lehrſatz der erſtern. Sie ſagen: Wenn man behauptet, daß die Welt nicht anders beſchaffen ſeyn könne, als ſie würklich iſt, ſo trit man der Allmacht und dem freyen Willen GOttes zu nahe, man beſtärkt die gefährliche Lehre von der Fatalität, man unterwirft GOtt einem gewiſſen Schickſal, welchem derſelbe unterworfen iſt, und giebt den Menſchen Gelegenheit, ihre Miſſethaten zu beſchönigen, weil ſolche nothwendig geſchehen müſſen, und die Menſchen ſolche nicht zu vermeyden im Stande ſind. Meinem Bedünken nach thut man am beſten, wenn man einen Unterſcheid macht, wie die Welt vor dem Sündenfall beſchaffen geweſen, und wie ſie nach dem Sündenfall verderbt und verändert worden. Denn, wenn man ſagt, daß bey der erſten Schöpfung das Böſe mit dem Guten nicht vermengt, ſondern alles, wie die Schrift ſagt, ſehr gut geweſen, ſo kann der Streit einigermaßen beygelegt werden, und die letzten können ſo wol als die erſten ſagen, daß die erſchaffene Welt die beſte iſt, weil man ſich keine beſſere vorſtellen kann. Wenn aber Leibnitz, Wolf, und diejenigen, welche ihnen folgen, von der Welt

reden,

reden, wie ſie gegenwärtig beſchaffen iſt, und die Nothwendigkeit des Uebels behaupten, daß ſolches abziele, die Vollkommenheit der Schöpfung an den Tag zu legen, ſo müſſen die obenangeführten Folgen daraus flieſſen, und ſie ſind gezwungen, die Lehre von der Ewigkeit der Materie anzunehmen, und zu behaupten, daß, weil in derſelben eine Vermiſchung des Guten und Böſen anzutreffen geweſen, ſo hatte auch keine andre Welt, als mit einer ſolchen Vermengung daraus gebildet werden können. Dieſes iſt in der That ein harter Einwurf, den ſie nicht ſo leicht heben können. Sie ſagen zwar, daß, wenn man auch den Unterſcheid unter der Welt, wie ſie vor und nach dem Sündenfall beſchaffen geweſen, annehmen wollte, ſolcher doch nicht hinlänglich ſeyn würde, die widrigen Folgen zu heben, indem daraus flieſſen würde, daß GOtt eine Welt erſchaffen, von welcher er zum voraus geſehen, daß ſie gleich darauf in den Zuſtand kommen würde, worinn ſie durch den Sündenfall gerathen iſt. Nichts deſtoweniger aber retten ſich doch die letztern beſſer aus dieſem Labyrinth, und unterwerfen ſich wenigern Einwendungen, wenn ſie unter dem erſten und dem darauf gefolgten Zuſtand der Welt einen Unterſcheid machen. Wenn man die Lehre von den ungefähren Zufällen und ſolchen Handlungen annehmen könnte, die aus dem freyen Willen der Menſchen entſtehen, und nicht unter der Vorausſehung GOttes begriffen ſind, ſo konnte dieſe Schwierigkeit nebſt verſchiede-

nen andern einigermaßen gehoben werden. Ich habe aber an einem andern Orte in meinen Schriften gezeiget, daß dieſe Lehre, wie großen Schein dieſelbe auch hat, dennoch nicht angenommen werden könne. Und folglich bleibt immer noch eine Schwierigkeit übrig. Ich halte demnach dafür, daß man am ſicherſten thut, wenn man in dieſer Sache nichts gewiſſes beſtimmet, ſondern dieſe Materie mit zu dem Vorwitz rechnet, den die Menſchen in Unterſuchung ſolcher Geheimniße blicken laſſen, die der menſchlichen Vernunft ſtets werden verborgen bleiben. Es wäre zu wünſchen, daß jemand einen Lehrbegrif abfaſſen wollte, wodurch alle dieſe Schwierigkeiten könnten aufgelöſet werden. Ein ſolcher gelehrter Mann könnte mit weit beſſerm Rechte den Namen eines Beſchützers des Glaubens verdienen, als König Henrich der Achte. Ich entziehe zwar den witzigen Köpfen, welche die Hand an dieſes Werk gelegt haben, ihren verdienten Ruhm nicht, indem ſie dabey die Abſicht gehabt, die Einwürfe zu entkräften, welche die Naturaliſten gegen die Religion zu machen pflegen. Wenn man ſich aber gar zu lange dabey aufhält, und etwas zu entdecken ſucht, woran die größten Männer fruchtloß gearbeitet haben, ſo handelt man wider ſich ſelbſt, und nimt etwas auf ſich, welches menſchlichen Kräften zu ſchwer, und eben ſo wenig durch Nachdenken heraus zu bringen iſt, als die Kunſt, Gold zu machen. Und dieſe Erinnerung gebe ich nicht nur andern, ſondern auch mir ſelbſt. Ich bin ꝛc.

❦ ❦ ❦

Der

Der
funfzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie wundern ſich in ihrem Schreiben, wie ich merke, höchſtens darüber, daß ein ſo wiꞏtziger und beleſener Mann, als der Herr N * * iſt, auf eine ſolche Thorheit, als er begangen, verfallen können. Ich meines Theils habe mich gar nicht darüber gewundert, weil ich aus der Erfahrung bemerket, daß Witz und Verſtand Gelehrſamkeit und Klugheit ſehr weit von einander unterſchieden ſind. Die Welt iſt mit ſo vielen witzigen und gelehrten Narren angefüllet, daß man davon die fünfte Monarchie aufrichten könnte. Und dieſes bezeugen nicht nur einzelne Perſonen, ſondern auch ganze Völker und Städte. Bey welchem Volke hat man wol jemals mehr Witz, mehr Geiſt, und mehr Gelehrſamkeit wahrgenommen, als bey den alten Athenienſern. In welcher Stadt hat aber auch wol jemals mehr Thorheit geherrſchet, als zu Athen. Die Künſte und Wiſſenſchaften waren in dieſer Stadt auf den höchſten Gipfel geſtiegen, und die Artigkeit, der Witz und ein anſtändiges Weſen war auch bey dem gemeinen Manne wahrzunehmen. Aller dieſer Herrlichkeiten aber

ungeachtet ſahe ein grober und ungelehrter Lacedämonier, Athen, und zwar nicht ohne Urſache, für ein Tollhaus an. Denn die größten, die anſehnlichſten, die vernünftigſten und tugendhafteſten Männer muſten ihrer Vaterſtadt den Rücken zukehren. Der thörigſte Pöbel maßte ſich die größte Gewalt an, und daher hielt ein gewiſſer Philoſoph dieſes für etwas auſſerordentlich ſeltſames in Athen, daß kluge Leute allein dazu gebraucht wurden, dasjenige ins Werk zu ſetzen, was die Narren beſchloſſen hatten. Die ſogenannten Demagagi oder Redner konnten den Einwohnern einbilden, was ſie wollten, und es iſt hiebey zu merken, daß die Einwohner ſich nicht ſo ſehr durch die Rede ſelbſt, als durch die Art, womit dieſelbe vorgetragen ward, einnehmen und lenken lieſſen. Denn der beſte Redner ward bisweilen verachtet, deſſen Ausreden und Geberden nicht nach ihrem Geſchmack waren; und die gründlichſte Rede hatte keine Wirkung, wenn die Zierlichkeit im Vortrage nicht beobachtet worden. Demoſthenes konnte daher mit aller ſeiner Fähigkeit nichts ausrichten, bis er ſich von einem Comödianten in allen Geberden, die damals von den Rednern auf ihren Rednerſtühlen gebraucht wurden, unterrichten ließ. Die Athenienſer faßten keine andre Entſchlieſſungen, als in der Eile und ohne Ueberlegung, und kaum war dieſes geſchehen, ſo reuete es ſie ſchon wieder. Das kleinſte Glück machte ſie unerträglich, das kleinſte Unglück aber machte ſie ſogleich niedergeſchlagen, und ſetzte ſie in Verzweifelung. Sie lieſſen z. E. einmal ihre Generals in der erſten Hitze hinrichten. Kaum aber war

war die Execution vollzogen, ſo gereuete ſie dieſe That aufs äuſſerſte. Der große Socrates ward von ihnen zum Tode verurtheilet, ſeine Ankläger aber wurden ſogleich darauf auch wieder verdammt, und man richtete dem Socrates eine Ehrenſäule auf. Man kann daraus abnehmen, wie beſchwerlich es geweſen, ein ſo ſeltſames Volk zu regieren, und man darf nichts mehr anführen, um die Fähigkeit des Pericles in der Regierungskunſt zu beweiſen, als daß derſelbe ſich ſo viele Jahre, und ſo lange er lebte, in ſeinen Poſten erhalten. Man hat niemals in einer Stadt mehr Geiſt, Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft, und zugleich weniger Vernunft bemerket. Die Zärtlichkeit der Athenienſer in der Sprache und Beredſamkeit verleitete ſie zu der lächerlichſten Pedanterie, und die Hochachtung, welche ſie gegen Gelehrte und Künſtler hegten, gieng ſo weit, daß ſie ſolche beynahe anbeteten. Man hat eben dieſe Art der Pedanterie bey verſchiedenen andern großen Geiſtern und überklugen Leuten gleichfalls bemerket. Alexander der Groſſe war ſelbſt nicht davon befreyet. Denn die Hochachtung, welche er für die Schriften des Homers hatte, war ſo übertrieben, daß, wenn nur ein Exemplar von dieſem Poeten in der Welt geweſen wäre, er die Perſiſche Monarchie mit dem Darius würde getheilet haben, um nur daſſelbe zu erhalten. Zum wenigſten würde er, wenn er in des Lucii Sullä Stelle geweſen wäre, weit lieber die Belagerung von Athen aufgehoben, als die philoſophiſchen Bäume abgehauen haben, welche zu Maſchienen gebraucht wurden. Mit eben einer ſolchen Pedanterey war

der geiſtreiche Demetrius Poliocretus behaftet. Denn derſelbe verließ einen Ort auf Rhodus, zu deſſen Eroberung er bereits große Anſtalten vorgekehret, aus keiner andern Urſache, als weil ein berühmter Mahler, Protagenes, daſelbſt ſeine Wohnung aufgeſchlagen hatte. Man könnte noch weit mehrere Beyſpiele von einer ſolchen Pedanterie anführen, womit die anſehnlichſten Männer in der Hiſtorie behaftet geweſen. Ich habe in einem von meinen vorigen Briefen verſchiedene Arten der Pedanterie in allen Ständen nahmhaft gemacht. Ich habe aber noch eine Art der Pedanterie anzuführen vergeßen, welche man bey denen meiſt geſitteten Menſchen und Nationen ſtets angetroffen hat, und noch heutiges Tages antrift. Solche beſteht zum Theil darinn, daß man ſich in gewiſſe Schriften und Kunſtſtücke verliebt, und alles andre verachtet, was nicht nach dieſem Modell ausgearbeitet worden; theils aber äuſſert ſich dieſe Pedanterie auch darinn, daß man ein leeres Gewäſche, wenn ſolches nur zierlich klinget, einer ungeſchminkten, obgleich gründlich ausgeführten Rede, vorzieht. Die Athenienſer verwurfen alles, was nicht zu einer gewiſſen Zeit, und an einem gewiſſen Orte zum Vorſchein gekommen war. Die Römer wurden nachher in einem hohen Grad mit eben derſelben Pedanterey behaftet, daß ſie bey allen Schriften gähnten, die nicht zu den Zeiten des Cicero und des Auguſtus geſchrieben worden, welche Zeit man insgemein das goldne Alter zu nennen pflegt. Darauf gründet ſich das Urtheil des Quintilians, welches die meiſten zu unſern Zeiten als ein

ein Orakel annehmen. Dieſer Cenſor, den man den römiſchen Ariſtarch nennen kann, ſcheint bey ſeinen Urtheilen mehr auf die Zeit, als auf die Skribenten, an und für ſich ſelbſt geſehen zu haben. Ein Demetrius Phaleräus heißt bey ihm ein Sprachverderber, weil er in ſeinen Reden nicht dem Pericles und Demoſthenes nachzuahmen geſuchet. Von dem Seneca, von Plinius dem jüngern, wird auf eine gleiche Art geurtheilet, weil ſie nicht in dem ſogenannten güldnen Alter geſchrieben, dadoch, wenn man alles mit eignen und nicht mit fremden Augen anſiehet, der ganze Unterſcheid darinn beſtehet, daß Seneca, Plinius und andre aus dem ſilbernen Alter, ihre Schriften mit mehrerm Fleiße ausgearbeitet, als die Skribenten der vorigen Zeiten. Die Zierlichkeit, welche man bey ihnen antrift, muß ein gezwungenes Weſen und eine verderbte Sprache heiſſen, die Rapſodie des erſten Alters aber iſt eine natürliche Schönheit. Quintilian iſt demnach, ſo viel ich urtheilen kann, von dieſer Pedanterey keinesweges frey geweſen, und dieſen Character kann man ſicher allen denjenigen geben, die alles verachten, was nicht in dem erſten Alter geſchrieben worden. Die größten Philologi, welche vor einigen hundert Jahren lebten, waren eben ſolche Pedanten. Man nannte ſie Ciceronianer, weil ſie keine Schreibart für ächt und zierlich hielten, wo ſolche nicht ciceronianiſch war. Sie werden zwar von einigen heutigen Sprachhelden deswegen verlacht, von einigen aber auch noch bewundert. Denn verſchiedene haben annoch ſolche Schulmeiſtergrillen, daß ſie an keinen andern Schrif-

ten

ten einen rechten Geſchmack finden, als die von dem Quintilian und andern gelehrten Schulmeiſtern canoniſirt worden, deren Fehler, Unordnungen und Tavtologien ſie erheben, und nicht bedenken, daß, da die freyen Künſte in Athen und Rom noch lange nach den Zeiten des Pericles und Auguſtus geblühet, die Sprache allem Vermuthen nach eher verbeſſert als verſchlimmert worden. Wenn ein Skribent ſeine Schreibart nach dem Geſchmack der Zeiten einrichtet, worinn er lebt, ſo kann man deswegen nicht von ihm ſagen, daß er die Sprache verdirbt. Denn ehe man dieſes ſagen kann, ſo muß man vorher die Frage ausmachen, welches Zeitalter den beſten Geſchmack gehabt? Daß Menander nicht wie Ariſtophanes, und Demetrius Phaleräus nicht wie Demoſthenes geſchrieben, ſolches iſt mehr den Umſtänden der Zeiten als dem Verderben derſelben zuzuſchreiben. Denn die erſten richteten ſich nach dem gemeinen Manne, der damals die Regierung in Händen hatte, und grobe Anzüglichkeiten und unzüchtige Redensarten über alles liebte. Die letzten aber richteten ſich nach ihren Zeiten, da die Macht des Pöbels eingeſchränkt und die Regierung vornehmen und geſitteten Männern anvertrauet war. Eben dieſes kann man auch von dem ſogenannten goldenen und ſilbernen Alter zu Rom ſagen, da es, wie ich eben erwehnet, noch nicht ausgemacht iſt, welches Alter den beſten Geſchmack gehabt. Seneca, Plinius, und andere richteten ſich nach den Zeiten, darinn ſie lebten, und liebten eine wohleingerichtete Schreibart mehr als die Anzüglichkeiten und Rapſodien des vorigen Alters

ters, die man zwar noch heutiges Tages an dem Cicero, wegen des groſſen Anſehens, worinn dieſer Mann geſtanden, bewundert, ſonſt aber kaum einem andern neuern Skribenten zu gute halten würde. Wie man demnach dieſes an den meiſten geſitteten Völkern und an vielen Gelehrten tadeln kann, daß ſie alles verachten, was nicht in einer gewiſſen Sprache von gewiſſen Perſonen, und zu einer gewiſſen Zeit geſchrieben worden, ſo bemerkt man auch noch überdem dieſe Pedanterey an ihnen, daß ſie mehr auf die Schreibart als auf die Materie ſehen, und es alſo mit ihnen, wie mit den Dichtern beſchaffen iſt, deren Geiſt durch die Regeln von der Proſodie erſtickt wird. Die römiſchen und griechiſchen Skribenten haben in dieſem Stücke viele Ausſchweifungen begangen, und unſre heutigen Schriftſteller haben ihnen in dieſem Stücke nichts vorzuwerfen. Denn es iſt faſt nicht möglich, daß man in irgend einer Sprache es unſern heutigen ſogenannten Kunſtrichtern zu Danke machen kann. Wenn die Schreibart nicht nach ihren einmal feſtgeſetzten Regeln eingerichtet, und man ſo unglücklich iſt, daß man ein Wort gebrauchet, dem ſie das Bürgerrecht noch nicht verliehen, ſo wird auch der beſte Skribent nicht verſchonet. Wenn man daher die Barbarey des mittlern Alters mit der Scharfſichtigkeit unſrer Zeiten vergleichet, ſo ſtehet es dahin, welches Alter am meiſten zu beklagen iſt. Denn damals ſchrieb ein gelehrter Mann, wie heutiges Tages ein Reuter, und bekümmerte ſich wenig um die Schreibart, wenn er nur ſeine Meynung an den Tag legen konte. Nun aber gehet man mit den

Wor-

Worten und Redensarten eben ſo ernſthaft und majeſtätiſch um, als wenn es die größten Staatshändel wären. Ich habe dieſes alles zu dem Ende angeführt, um zu zeigen, daß auch die meiſt geſitteten Völker und die klügſten Männer auf die größte Eitelkeit und Thorheit verfallen können, und daß die Gelehrſamkeit und die Pedanterie insgemein genau mit einander verbunden ſind. Die alte Hiſtorie zeiget, daß das ungelehrte Lacedämon weit mehr geſunde Vernunft beſeſſen, als das hochgelehrte Athen, und die Erfahrung unſerer Zeiten lehret, daß man die geſunde Vernunft eher in der Schweitz, als in Paris finden kann, wo man eine Vermiſchung von Lebhaftigkeit, Gelehrſamkeit, Pedanterie und Thorheit antrift. Die Franzoſen nennen nicht ohne Urſache ihre Hauptſtadt das Athen unſerer Zeiten. Denn beyde Städte ſind ſo wol in Abſicht auf die Gelehrſamkeit, als auch was die Thorheit und Eitelkeit betrift, einander vollkommen ähnlich. Ich bin rc.

Der

Digitized by Google

Der
ein und funfzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir, daß ſie, wie ſie neulich die Scriptores Hiſtoriae Auguſtae durchgeleſen, in dem Vopiſcus gefunden, daß der Kayſer Aurelianus, wie ſeine Gemahlin ein ſeidenes Kleid von ihm verlanget, ihr ſolches mit dieſen Worten abgeſchlagen: Abſit, ut auro fila penſentur; woraus erhellet, daß damals ein Pfund Seide mit einem Pfund Gold bezahlet worden. Es ſcheint ihnen aber unbegreiflich zu ſeyn, wie die Seide damals ſo rar, und in einem ſo hohen Preiſe ſeyn können, da dieſelbe doch eine lange Zeit vorher ſchon im Gebrauch geweſen, indem die chineſiſche Hiſtorie zeigt, daß man in China ſchon 2080 Jahr vor Chriſti Geburt die Seide verarbeitet; weil aber die Chineſer und andere orientaliſche Völker in alten Zeiten wenig oder gar keinen Umgang mit andern Nationen, und am wenigſten mit den Europäern gehabt, ſo iſt es kein Wunder, daß der Gebrauch der Seide ſo lange in Europa unbekannt geblieben. Die Europäer hatten zwar ſchon lange davon reden hören, doch ohne eigentlich zu wiſſen, worauf

die

die Sache ankam, und wie die Seide verarbeitet werden müßte. Die Alten glaubten, daß man die Seide einer gewiſſen Art von Spinnen zu danken hätte, aus deren Eingeweyde die ſeidenen Faden genommen, und um kleine Zweige und dürre Reiſer gewickelt würden, andere aber, die auf ihren Reiſen nach dem Orient die Seidenwürmer in ihren Schalen oder Häuſern auf dem Maulbeerbäumen geſehen hatten, bildeten ſich ein, daß es Knoſpen wären, welche auf dieſen Bäumen wüchſen. Dieſes iſt ohne Zweifel eine ſolche Meynung, deren Virgilius in dieſem Verſe erwehnet:

> Velleraque ut foliis deſpectant tenuia ſeres.

Pauſanias hat zuerſt gezeigt, daß es indianiſche Würmer wären, welche die Griechen Ser genannt, woher das Wort Seres kommt, welches die Chineſer, oder das Volk, angezeiget, bey dem dieſe Würmer gezeugt werden. Ich übergehe hier, wie man dieſe Seide gegenwärtig verarbeitet, indem dieſes ihnen ſo wol, als allen andern, zur Gnüge bekannt iſt. Dieſes einzige will ich nur noch berühren, bey welcher Gelegenheit die Seide in Europa im Gebrauch gekommen, welches erſtlich ſehr ſpät geſchehen. Prokopius ſagt, daß es im fünften Jahrhundert, zu den Zeiten des Kayſers Juſtinianus geſchehen. Die Erfindung wird zwenen Mönchen beygelegt. Wie dieſelben bey ihrer Zurückkunft aus Indien nach Conſtantinopel hörten, daß der Kayſer bemühet war, einen unmittelbaren Seidenhandel aufzurichten, daß man nicht nöthig haben möchte,

möchte, die Seide aus Perſien zu holen, ſo ſtelleten ſie dem Kayſer vor, daß er die Eyer von den Seidenwürmern aus Orient bringen laſſen möchte, weil ſie glaubten, daß die Seidenwürmer ſelbſt nicht lebendig würden können nach Griechenland gebracht werden. Ihr Vorſchlag fand Beyfall, und die Eyer wurden im Miſte ausgebracht, welchem Exempel mit der Zeit andre gefolgt, ſo daß ganz Europa mit der Zeit mit dieſen Würmern verſehen worden, wodurch der Preis der Seide um ein großes gefallen. Theophanes ſagt, daß ein Perſianer zuerſt die Eyer von den Seidenwürmern nach Conſtantinopel gebracht, und die Griechen unterwieſen, wie ſie damit umgehen müßten. Beyde Skribenten kommen indeſſen doch darinn mit einander überein, daß es zu den Zeiten des Juſtinianus geſchehen. Man legte hierauf ſogleich Seidenmanufacturen in Athen, Theben und Corinth an. Rogerius, der König von Sicilien, ſtiftete eine Seidenmanufactur zu Palermo im Jahr 1130, von welchem Orte die Fabriken nachher nach Neapolis, und ſo ferner nach andern italieniſchen Städten verlegt wurden. König Ludwig der II. legte im Jahr 1470 eine Seidenmanufactur zu Tours an, und bediente ſich dabey der italieniſchen Fabriqueurs. Nichts deſtoweniger war doch die Seide eine lange Zeit nachher noch ſehr rar in Frankreich. Denn die franzöſiſche Hiſtorie bezeugt, daß König Henrich der II. der erſte geweſen, der ſeidene Strümpfe an dem Tage getragen, da ſeine Schweſter Beylager hielte. Und dieſes muß alſo die Urſache ſeyn, wesfalls der Perſiſche König

 Abbas

Abbas der I. ſich einen ſo großen Vortheil von der rohen Seide verſprach, die er in großer Menge nach Europa bringen ließ, und wovon man eine artige Hiſtorie in des Chardins perſianiſchen Reiſebeſchreibung findet. Nun ſind die von Seide verfertigten Waaren ſo gemein geworden, daß auch ſogar die Handwerksburſche ſich derſelben bedienen. Sie ſehen hieraus, mein Herr, wesfalls die Seide, die bereits vor einigen tauſend Jahren im Orient bekannt geweſen, in Europa ſo ſpät bekannt geworden, und wesfalls ſie ihrer Seltenheit wegen zu den Zeiten des Aurelians ſo koſtbar geweſen, daß man ſie mit Gold aufwiegen mußte. Ich habe geſagt, daß die Seide zuerſt aus China gekommen. Die älteſten Chineſiſchen Skribenten ſchreiben dieſe Erfindung einer Kayſerin, Namens Si Ling, zu. Sie ſchreiben, daß ſich die Chineſer vor den Zeiten dieſer Kayſerin der Felle von Thieren zu ihren Kleidern bedienet, weil aber dieſe Häute und Felle nicht zureichten, die große Menge der Einwohner damit zu verſorgen, ſo mußten ſie aus Noth auf andre Mittel bedacht ſeyn, und erfunden daher die Kunſt, Lein zu machen, bis endlich die oben angeführte Kayſerin die Erfindung mit der Seide zu Stande brachte. Die nachfolgenden Kayſerinnen haben großen Fleiß angewandt, die Anzahl der Seidenwürmer zu vermehren, und die Seide brauchbar zu machen. Sie legten zu dem Ende auf dem Schloſſe beſondere Gärten zu Maulbeerbäumen an, und die Kayſerin begab ſich öfters, in Begleitung einiger Königinnen, mit großem Gepränge in dem Garten, und pflückte mit eigner

Hand

Hand einige Maulbeerblätter ab, worinn ihr die andern vom Hofe folgten. Nach dem Exempel des Hofes legten zuerſt die Prinzeßinnen und die vornehmen Dames, nachher aber das ganze Volk Seidenfabriken an, und endlich, wie die Arbeit allgemein ward, ſo hörte die Kayſerin auf, und ließ es andern allein über. China iſt alſo eigentlich das rechte Land, wo die Seide, ſo zu reden, zu Hauſe gehöret, und ſie iſt auch dorten in einer ſolchen Menge vorhanden, daß alle und jede Einwohner, den geringſten Pöbel und die Bauren allein ausgenommen, ſeidene Kleider tragen. Die letzten behelfen ſich mit Cattun. Man hat noch alte Bücher in China, worinn die Art und Weiſe gezeigt wird, wie man die Seidenwürmer am beſten fortbringen, und die Seide am beſten verarbeiten kann. Unter dem vorigen Kayſer Cang Hi machte man einen Verſuch, die Würmer mit Eichenblättern zu futtern, und die Probe ward von dem Kayſer ſelbſt in der Tartarey angeſtellet. Ob andere Nationen ſich dieſer Erfindung auch bedienet, kann ich nicht ſagen. Man könnte auch wol bey dieſer Gelegenheit die Frage aufwerfen, wie es zugegangen, daß das Gold vor allen andern Metallen zu einen ſolchen Werthe bey allen Nationen in der Welt geſtiegen. Die Urſache, welche am meiſten in die Augen fällt, ſcheint dieſe zu ſeyn, weil es ſelten iſt, dahingegen andre Metallen in einer weit größern Menge gefunden werden. Weil aber doch das Gold für das herrlichſte und reichſte Metall auch ſelbſt in America gehalten worden, wo es

in großer Menge vorhanden geweſen, ſo muß man daraus ſchlieſſen, daß verſchiedene beſondere und ſeltſame Eigenſchaften, die man bey dieſem Metall bemerket, demſelben dieſen Vorzug zuwege gebracht. Einige einfältige Nationen haben ſich durch die Farbe deſſelben, welche der Sonne gleichet, einnehmen laſſen, und haben das Gold als einen GOtt angebetet. Die Chymiſten haben aus dieſer Urſache dem Golde den Namen der Sonne beygelegt, weil ſie meynen, daß das Gold durch den Einfluß der Sonne erzeugt wird. Andre, welche die Eigenſchaft des Goldes genauer unterſuchet, haben befunden, daß es unter allen andern Metallen das ſchwerſte iſt, und daher von allen Körpern am dichteſten ſeyn muß. Plinius führt in ſeiner Hiſtoria Naturali folgende Urſachen an, wesfalls man dem Golde einen ſolchen vorzüglichen Preis beygelegt. Er ſagt: Das Gold iſt das einzige unter allen Metallen, welches durch das Feuer wenig oder nichts verlieret, und daher wird es immer durchs Feuer geprüfet, ob es auch lauter iſt. Das Gold verliert, wenn man daſſelbe gebraucht, weniger als ein ander Metall. Kein Metall kann ſich weiter ausdehnen, und ſich in mehrere Theile theilen. Denn man kann mit ganz wenigem Golde große Körper ſo vergolden, daß es faſt unglaublich zu ſeyn ſcheinet. Das Gold iſt nicht wie die andern Metalle dem Roſte unterworfen. Denn man findet, daß die goldenen Münzen, welche vor tauſend Jahren geſchlagen worden, annoch nichts von ihrer natürlichen Schönheit verlohren.

lohren. Die Chymiſten haben niemals bisher ein Mittel ausfündig machen können, das Gold zu zernichten, d. i. das Gold dergeſtallt zu verändern, daß es nicht mehr Gold bleibt. Man hat es ganze Monate im Fluſſe erhalten, und ganze Stunden unter das Brennglaß geleget, welches das ſtärkſte Feuer giebt, aber man hat nichts dadurch ausgerichtet. Dieſe und einige andre Eigenſchaften des Goldes haben verurſachet, daß es für das ſchönſte und herrlichſte unter allen Metallen gehalten worden. Ich bin ꝛc.

Der
zwey und funfzigſte Brief.

Mein Herr,

Es iſt etwas ſeltſames, wie ich ſo wol in Klims Unterirdiſchen Reiſe, als in meinen moraliſchen Gedanken gezeiget, daß die unverzagteſten und tapferſten Männer ſich jederzeit geduldig unter die Herrſchaft ihrer Frauen gedemüthiget. Und dieſes beſtätiget nicht nur das Beyſpiel einzelner Perſonen, ſondern auch das Exempel ganzer Nationen und Völker. Welches Volk kann weniger Zwang leiden, als das Engliſche? Und welches Volk iſt doch ſeinen Weibern mehr unterthänig? Die Italiener hingegen, welche ſich von allen beherrſchen und unterdrücken laſſen, ſind wie Löwen in der Küche und in den Stuben ihrer Weiber. Man hat eben dieſes bey den alten Römern wahrgenommen. Dieſe liebten ihre Freyheit in einem ſolchen Grad, daß ſie lieber ihr Leben aufopferten, als zugaben, daß ſolche im allergeringſten

gekränkt ward, gegen ihre Weiber aber konnten dieſe ſtreitbaren Helden ſich nicht vertheidigen. Man findet davon verſchiedene Exempel in der Hiſtorie, wovon ich nur eines anführen will, welches ſehr lächerlich iſt. Es ward ein gewiſſes Geſetz von C. Oppio (Lex Oppia) gegeben, und darinn verordnet, daß die Matronen nicht mehr als eine halbe Unze Gold haben, keine Kleider von verſchiedenen Farben tragen, und nicht anders als bey heiligen Verrichtungen in einen Wagen fahren ſollten. (Ne qua mulier plus ſemiuncia auri haberet, non veſtimento verſicolori uteretur, neu juncto vehiculo in urbe oppidoque niſi ſacrorum publicorum cauſa veheretur.) Dieſes Geſetz war aus Noth gegeben, weil Hannibal eben damals in Italien die Oberhand hatte, und Rom mit einer Belagerung drohete, die Schatzkammer auch ſo ſehr ausgeleeret war, daß man ſogar die heiligen Gefäße angreifen muſte. Die römiſchen Herren lieſſen ſich dieſes Geſetz gefallen, und giengen dem Volke nicht nur mit einem guten Exempel vor, ſondern brachten auch alles ihr Gold und Silber in die allgemeine Schatzkammer. Die Weiber aber ſetzten ſich aus allen Kräften dagegen, und wollten ſich ihrer Zierrathe durchaus nicht berauben laſſen, ſondern verdoppelten dieſelben vielmehr den Männern zum Trotze. Sie konnten aber durch dieſe Hartnäckigkeit ſo wenig ausrichten, daß ſie vielmehr verurſachten, daß das Geſetz noch mehr geſchärft ward, wodurch ſie endlich gezwungen wurden, ſich eine Zeitlang nach demſelben zu richten.

Wie aber die Römer ſich den Hannibal vom Halſe geſchaft hatten, und die Stadt wieder in einen beſſern Zuſtand gekommen war, ſo fiengen die Weiber wieder an, mit großem Eifer auf die Abſchaffung dieſes Geſetzes zu dringen. Die beyden Tribuni plebis unterſtützten ihr Begehren, und die ganze Stadt gerieth darüber in Bewegung. M. Portius Cato, der alle Wohlluſt und Eitelkeit aufs äuſſerſte haßte, ſetzte ſich, ſeiner alten Gewohnheit nach, dieſem Strome entgegen. Das Begehren der Weiber ward alſo öffentlich in Rom vor Gericht geführet, niemand aber könnte ſagen, wie die Sache eigentlich ausfallen würde. Endlich griffen die römiſchen Matronen zu einem Mittel, wodurch ſie zuletzt ihr Begehren erhielten. Sie verſchworen ſich nämlich, daß ſie nicht eher wieder bey ihren Männern ſchlafen wollten, bis dieſelben in ihr Verlangen gewilliget hätten. Dieſes hatte die Wirkung, daß das Geſetz, alles Widerſtandes, den Cato that, ungeachtet, abgeſchaft ward. Die Pracht und Eitelkeit des Frauenzimmers aber nahm dadurch immer mehr und mehr zu, bis ſolche endlich auf die höchſte Spitze kam. Dieſe Erfindung, wodurch die römiſchen Frauen damals über ihre Männer triumphirten, bitte ich vor ihrer Frau, ſo viel möglich, aufs ſorgfältigſte zu verhehlen. Denn ſie könnte es andern Weibern erzählen, und dadurch verurſachen, daß unſre Matronen im Nothfall, und wenn ihnen etwas abgeſchlagen würde, ſich eines gleichen Mittels bedienten. Der Ausfall könnte zu unſern Zeiten vielleicht einerley ſeyn. Ich

ſage

ſage mit Bedacht: Vielleicht, weil ich nicht gewiß verſichert bin, ob die Männer ſich heutiges Tages ſo bald auf Discretion ergeben würden. Es kann auch ſeyn, daß, wenn die römiſchen Rathsherren ſich ein wenig Zeit gelaſſen, und ſich gegen ihre Weiber auch kaltſinnig bezeugt hätten, daß ihre Weiber ſich gleichfalls bedacht, und den erſten Schritt zu einen Friedenstractat gethan hätten. Aber es iſt doch ſicherer, daß ſie dieſe Hiſtorie geheim halten. Ich bin ꝛc.

Digitized by Google

Der

drey und funfzigſte Brief.

Mein Herr,

Das abgeſchmackte Gemählde, das wir neulich ſahen, hat mir Anlaß gegeben noch mehrere dergleichen aufzuſuchen. Ich habe auch wirklich einige gefunden, die noch lächerlicher ſind als dasjenige, was wir jüngſt geſehen. Ich will ihnen bey Gelegenheit eine Schrift zuſenden, worinn eine Sammlung von ſeltſamen Gemählden enthalten iſt, die der Verfaſſer, wie er ſagt, ſelbſt geſehen. Unter andern iſt an einem Orte in Weſtphalen die Hochzeit zu Cana in Galiläa abgemahlet, wobey man unter andern Speiſen auch einen weſtphäliſchen Schinken auf dem Tiſche erblicket. Eben daſelbſt iſt noch ein andres Gemählde, wo Pilatus mit einem Cardinalshut abgemahlt iſt, die aber bey dem Creutze Chriſti ſtehen, ein Paternoſter in der Hand haben. In einer holländiſchen Schilderey iſt Scipio Africanus mit einer Tobackspfeiffe im Munde abgemahlet, wie er ſich eben zu der bevorſtehenden Schlacht mit dem Hannibal zubereitet. Ich will davon nichts mehr anführen, weil ſie alles in der Schrift, die ich ihnen zuſchicken

will,

will, ausführlicher finden werden. Ich habe bey dieſer Gelegenheit nachgedacht, ob man nicht auch einige von den Gemählden ausmuſtern könnte, die insgemein für heilig und wohlgegründet angeſehen werden. In Wahrheit mich dünkt, daß ein vernünftiger Mann ſich mit Recht daran ſtoßen kann, wenn er Moſen mit zwey kleinen Hörnern an der Stirne in allen bibliſchen Kupferſtichen auf eben dieſelbe Art abgezeichnet findet, wie die Heyden ihren Jupiter Hammon abzubilden pflegten. Es ſcheint mir auch unanſtändig zu ſeyn, unſern Erlöſer als ein Lamm abzumahlen, und dem Sohne GOttes die Geſtalt eines unvernünftigen Thieres zu geben, welches auch von verſchiedenen Conciliis bereits gemißbilliget worden. Am alleranſtößigſten aber iſt es, daß Chriſtus bisweilen als ein Mann abgemahlet wird, der ein Schaf auf der Schulter trägt. Dadurch ſoll nun zwar der gute Hirte abgebildet werden, wie Chriſtus ſich ſelbſt nennet, aber das Gemählde ſiehet eher einen Schlachter ähnlich. Die Taube, wodurch der heilige Geiſt insgemein abgebildet wird, könnte man gleichfalls wol weglaſſen. Dieſer Irrthum iſt dadurch veranlaſſet worden, daß Johannes ſagt: Ich ſahe den heiligen Geiſt wie eine Taube herab fahren, (ὡσεὶ περιστερὰν) obgleich dadurch nichts anders als der ſchnelle Flug angezeigt wird, den man insgemein den Tauben beylegt.

Deſcendunt atra ceu tempeſtate columbae.

nicht,

nicht aber, daß Johannes wirklich eine ſolche Taube geſehen. Man könnte auch meiner Einſicht nach, das Gemählde verbeſſern, da GOtt der Vater als ein alter Mann mit einem langen Barte abgemahlt wird. Es iſt bekannt, was für einen Aberglauben dieſes in Rußland verurſachet, woſelbſt niemand ſich deswegen ſeinen Bart wollte abnehmen laſſen. Vielleicht fallen ihnen auch noch einige Gemählde ein, welche gleichfalls einer Muſterung und Verbeſſerung bedürfen. Ich bin ꝛc.

Der

* * * * * * * * * * * * * * * *

Der vier und funfzigſte Brief.

Mein Herr,

Wie ich von ihnen vernehme, ſo hat man in der abgewichenen Woche in einer Geſellſchaft von meinem Grundſatze geredet, daß man nichts glauben oder annehmen müßte, was mit den heiligen Eigenſchaften GOttes ſtreitet, und daß, ſo oft etwas in der Schrift vorkommt, welches damit nicht ſcheint überein zu ſtimmen, man von dem Buchſtaben abweichen, und durch Vergleichung eines Spruchs mit den andern, die ſicherſte und beſte Meynung heraus zu bringen ſuchen müſſe. Einer von der Geſellſchaft hat ſich, wie ich höre, folgendergeſtalt darüber herausgelaſſen. Es iſt gefährlich, ſo oft von dem Buchſtaben der Schrift abzuweichen, und man thut beſſer, wenn etwas vorkommet, daß man ſchwer mit andern Stellen der Schrift vergleichen kann, daß man ſodann, dem ungeachtet die Worte nach dem Buchſtaben nimt, und die ſchweren Stellen zu den Geheimniſſen rechnet, welche mit unſrer ſchwachen Vernunft nicht können begriffen werden. Weil aber alle Religionen durch eine ſolche Ausflucht können vertheydiget werden, und die Heyden ſich eines

gleichen

gleichen Vorwandes bedienen, und dadurch die gründlichſten Einwürfe zernichten können, die man wider ihre ſeltſame Lehre macht, ſo bleibe ich bey meinen einmal angenommenen Grundſatz. Man findet, daß die Heyden ihren Göttern die heßlichſten Laſter beylegen. Unſre alten Kirchenväter haben ihnen dieſes vorgeworfen, und dadurch viele bekehret, welches aber nicht hätte geſchehen können, wenn dergleichen Entſchuldigungen annehmlich geweſen wären. Die Heyden ſelbſt haben ſich nicht erkühnet, dergleichen Ausflüchte zu gebrauchen, ſondern frey bekannt, daß alles, was die Alten, und inſonderheit die Poeten, von ihren Göttern geſchrieben, nichts anders, als eine Fabel ſey. Wie Alexander die Scyten ohne Urſach angrif, und dieſes eben zu der Zeit geſchahe, wie er ſich für einen Gott ausgab, ſo ſagten die ſcythiſchen Geſandten: **Wenn du ein Gott biſt, ſo mußt du dich auch aufführen als einen Gott, deſſen Haupteigenſchaft die Güte iſt, die ihn nicht erlaubt, ſich eines fremden Eigenthums zu bemächtigen.** Wenn die obenangeführte Ausflucht annehmlich geweſen wäre, ſo hätte Alexander hierauf nur bloß antworten können. **Dieſes iſt ein Geheimniß, welches ihr dummen Scythen nicht begreifet.** Man findet aber nicht, daß Alexander ſich dieſer Antwort bedienet; ſondern daß er vielmehr bey ſich ſelbſt geſtehen müſſen, daß er ein böſer, oder ein ſolcher Gott ſey, den die Römer Vejovis, oder den böſen Jupiter, und die Manichäere das böſe Grundweſen nannten. Ich bin ꝛc.

Der
fünf und funfzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie haben, wie ich höre, einige Tage vorher, ehe ſie Copenhagen verlaſſen, mit ihrer Frau einmal der däniſchen Comödie beygewohnet, und ſolche mit ihrem Beyfall beehret. Ihre Frau aber hat, dem Vernehmen nach, ganz anders davon geurtheilet, indem ſie verſchiedene Ausdrücke, als Canaille, Jungfrauſchaft und dergleichen hören müſſen, welches ihr dem Wohlſtande nicht gemäß zu ſeyn geſchienen, worüber ſie ſich auch ſo viel geärgert, daß ſie davon krank geworden. Es geht mir herzlich nahe, daß dieſe Comödie bey ihrer lieben Frau eine ſolche Wirkung gehabt, und wünſche derſelben von Herzen gute Beſſerung. Weil ſie aber ſo zärtlich iſt, ſo rathe ich ihr, als ein redlicher Freund, nicht öfterer dahin zu gehen, weil die Geſundheit das edelſte Kleinod iſt, das ein Menſch haben kann. Dieſes iſt gewiß der beſte Rath, den ich ihr geben kann, da die Comödien unmöglich nach ihrem Geſchmack eingerichtet werden können. Denn, wenn man dieſes thun wollte, ſo müßte man die Schauſpiele dergeſtalt verändern, daß ſie dieſen

Namen

Namen nicht ferner führen könnten. So urtheilte Moliere ehedem davon, und in dieſer Abſicht ſchrieb er die Comödie, welche den Titel führet: Les Precieuſes Ridicules. Die Schauſpiele, welche man bis hieher auf unſerm Schauplatze vorgeſtellt, ſind entweder bekannte und überſetzt franzöſiſche, oder alte däniſche Originalſtücke, die vormals ohne Aergerniß geleſen, und ſo wol auf unſern eignen als auf fremden Schauplätzen vorgeſtellet worden. Man hat unſre Schauſpiele in verſchiedene fremde Sprachen überſetzt, und zugleich nach aller Schärfe beurtheilet. Niemand aber hat, ſo viel mir wiſſend iſt, ein ſolches Urtheil darüber gefället, als ihre Frau. Die Ueberſetzer haben vielmehr noch einige freye Ausdrücke und einige Schwüre hinzugethan, die man nicht in dem däniſchen Original findet. Die freyen Ausdrücke, die man auf der Schaubühne höret, und insgemein ruchloſen Bedienten in den Mund gelegt werden, um zu zeigen, wie ſchändlich das Fluchen ſey, ſind eigentlich keine Schwüre. Aber das ſind würkliche Eydſchwüre, die man täglich, mein Herr, in ihrem eignen Hauſe, in der Geſindeſtube, und vielleicht auch in dem Cabinet ihrer Frau Gemahlin höret. Indeſſen thut man doch am beſten, wenn man ſo wenige freye Ausdrücke, als nur möglich iſt, auf den Schauplatz bringt, damit unſre Schauſpiele, welche faſt alle moraliſch ſind, mit Nutzen, und ohne jemand zu ärgern, können vorgeſtellet werden. Dieſes wird auch nun ſo genau beobachtet, daß wol zu keiner Zeit, und an keinem Orte, reiner und keuſchere Schauſpiele auf irgend einem Schauplatze, als

als bey uns, vorgeſtellet worden. Die Fehler, die man denſelben beylegt, ſind nichts anders, als ein bloßer Vorwand, die eigentliche Urſache aber beſteht darinn, daß viele von unſern Landesleuten einen rechten Abſcheu vor der Sprache und den Sitten ihres Vaterlandes haben, worüber ehrliche Patrioten ſich innerlich grämen. Ich bin ꝛc.

* * * * * * * * * * * * * * * *

Der ſechs und funfzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir, daß die Frau meines Pächters mit einem jungen Sohne entbunden worden, und meine ſchwarze Kuh ein Kalb zur Welt gebracht. Die erſte Zeitung geht mir nicht ſonderlich an, die letzte aber iſt mir ganz angenehm. Es iſt eine ſolche Nachricht zu dieſen Zeiten die erfreulichſte vor einem Landmann, indem durch eine ſolche Fruchtbarkeit die durch die Viehſeuche verwüſteten Höfe wieder in einen guten Stand gebracht werden müſſen. Ehedem ſagte man: **Beſſer ein Kind, als ein Kalb.** Heutiges Tages aber iſt es umgekehrt, und man muß nun ſagen: **Beſſer ein Kalb, als ein Kind.** Man muß daher wohl Acht geben, daß die jungen Kälber groß werden, weil durch deren Erhaltung das Land innerhalb wenig Jahren zu ſeiner vorigen Stärke gelangen kann. In dieſer Hofnung und gewiſſen Erwartung kaufe ich ſelbſt keine Kühe, und rathe auch meinen Freunden nicht, daß ſie welche anſchaffen mögen. Wenn GOtt die Viehſeu-

che in Gnaden wieder aufhören läſſet, ſo kann man innerhalb einer kurzen Zeit, um einen billigen Preis, das Vieh wieder kaufen, welches man jetzt nicht mit Geld aufwiegen kann. Denn, wenn man bedenkt, daß alle Kälber, welche ehedem entweder ſogleich verkauft, oder nach Verlauf einiger Monate geſchlachtet wurden, nun zugezogen werden, ſo darf man den Mangel an Hornvieh nicht weiter beſorgen. Herr S * * machte ſich neulich gegen mich damit groß, daß er in den zwey Jahren, da die Viehſeuche ihren Anfang genommen, alle Tage Kalbfleiſch gegeſſen. Ich aber erzählte ihm, daß ich in dieſen zwey Jahren kein Kalbfleiſch gekoſtet, und daß er, wenn ich ſein Beichtvater wäre, deswegen öffentliche Kirchenbuße thun ſollte. Ich bin ꝛc.

Der
ſieben und funfzigſte Brief.

Mein Herr,

Ich beſuchte in der abgewichenen Woche den Herrn K * *, um ſeine Bibliothek zu beſehen, und fand, daß ſolche in allen Stücken mit der Beſchreibung übereinſtimmte, die man mir davon gemacht hatte, und ich konnte daher von der großen Sorgfalt dieſes Mannes, welche er auf ſeine Bücher wandte, nicht anders, als einen ſehr erhabenen Begrif faſſen. Die Bibliothek iſt nicht ſo wol zahlreich, als prächtig, und wohl eingerichtet. Die Bände der Bücher ſind nach den Wiſſenſchaften eingerichtet, von denen ſie handeln, und haben verſchiedene Farben. Der erſte und vornehmſte Platz in dieſer Bibliothek war mit Leichpredigten beſetzt, die durchgehends in ſchwarzen Sammt eingebunden waren. Ich ſchloß daraus, daß der Beſitzer dieſe Predigten als den Kern ſeiner ganzen Sammlung anſehen müſſe, und meinem Bedünken nach, hat er in dieſem Stücke auch vollkommen recht. Denn die Leichpredigten ſind es, denen man ſeine Canoniſation und ſein Schickſal nach dem Tode zu danken hat. Hierauf folgte in

einer

einer zierlichen Ordnung eine Menge andrer geiſtlicher Bücher, jedoch in einem etwas ſchlechtern Bande, nämlich in ſchwarzen Corduan. In dieſer Sammlung fehlte ſonſt nichts, als die Bibel, und wie ich meine Befremdung darüber an den Tag legte, ſo antwortete mir der Beſitzer, daß er damit deswegen nicht eben ſonderlich eilen wollen, weil ſolche noch allemal zu haben wäre. Hierauf erſchienen in einer eben ſo ſchönen Ordnung die juriſtiſchen Bücher, welche alle roth eingebunden waren, durch welche Farbe das Blutgericht, welches die Juriſten hegen, angezeigt wurde. Ich bemerkte aus der Menge der juriſtiſchen Schriften offenbar den Irrthum derjenigen, welche den Beſitzer dieſer Bibliothek für einen mäßigen Richter halten, und für einen Mann ausſchreyen, der es in der Rechtsgelahrtheit nicht ſonderlich weit gebracht, indem allein über 300 Folianten vorhanden waren. Ich zweifle, ob der geſchickteſte Richter im ganzen römiſchen Reiche einen größern juriſtiſchen Schatz beſitzet. Die hiſtoriſchen Bücher waren alle in geflammten oder bunten Bänden gebunden, um die Mannigfaltigkeit der Hiſtorie anzuzeigen. Die größte Sammlung aber beſtand in auserleſenen Romanen, welche der Beſitzer ſeit vielen Jahren mit einer unglaublichen Mühe zuſammengebracht. Man findet ſie faſt alle hieſelbſt auf einem Haufen, und von den Beſten, als dem Hercules und Herculiscus, von der Aſträa, von Doctor Fauſt u. ſ. f. ſind verſchiedene Ausgaben vorhanden. Die Schriften, welche von der Haushaltung und dem Ackerbau handeln, wie auch die Kochbücher, ſind alle

grün eingebunden, um ſich des Ackers und der Fluren zu erinnern, wovon in dieſen Büchern geredet wird. Dieſe Einrichtung allein legt von dem Witze und der Gelehrſamkeit dieſes Mannes ein unwiderſprechliches Zeugniß ab. Die übrigen Bücher ſind alle in rothen Saffian eingebunden, durch deſſen angenehmen Geruch ein Kranker erquickt werden kann, und weil ſie alle auf dem Rücken vergoldet ſind, ſo hat der Beſitzer auf ſolche Art ſowol für die Naſe, als für die Augen, geſorget. Dieſe Einrichtung ziehet alle Fremde in großer Menge hin, um die Bibliothek zu ſehen, wobey das ſeltſamſte iſt, daß kein Menſch den Beſitzer zu ſehen oder zu ſprechen verlanget. Sie werden ſich, mein Herr, des Lachens nicht enthalten können, wenn ich ihnen ſage, daß der Bibliothekarius, der die Aufſicht über dieſe Bücher hat, ein alter Mann iſt, der weder leſen noch ſchreiben kann. Der Eigenthümer aber gab auf mein Befragen eine gründliche Urſache davon an, daß er dieſen Alten deswegen vor allen andern erwählet, damit die Bücher durch fleißiges Leſen nicht möchten beſudelt werden. Der Bibliothekarius hat indeſſen genug zu thun, die Bücher ſauber und rein zu halten, und muß beſtändig acht geben, daß ſie nicht vom Staube beſchmutzt werden mögen. Nichts kann vernünftiger ſeyn; indem die Bibliothekarii ja hauptſächlich um der Erhaltung der Bücher wegen angenommen werden. Der Beſitzer ſelbſt getrauet ſich nicht, ein Buch anzurühren, und daher ſehen ſie alle ſo ſchön und neu aus, als wenn ſie erſtlich eben itzo vom Buchbinder gekommen wären. Wie ich ein Buch her-

herausnehmen wollte, ſo bat er mich, ein wenig zu verziehen, bis er ſeine Handſchu hohlen könnte, weil er kein Buch mit bloßen Händen anzufaſſen gewohnt wäre, und bey dieſer Gelegenheit ſchwor er es mir mit einem Eyde zu, daß er in drey Jahren nicht ein einziges Buch in der ganzen Bibliothek angefaßt hätte. Ohne Zweifel werden ſie hierüber lachen, und den Beſitzer für wahnwitzig halten, der eine ſo ſchöne Bibliothek hat, und ſich derſelben doch nicht bedienet. Wenn ſie aber die Einrichtung, die Ordnung und die Zierlichkeit dieſes Bücherſchatzes ſehen ſolten, ſo würden ſie geſtehen, daß man allein durch das bloße Anſchauen gelehrt werden könne. Wenn der Beſitzer dieſer Bibliothek nicht ſelbſt gelehrt iſt, wie einige behaupten wollen, ſo muß man doch geſtehen, daß er ein Liebhaber der Gelehrſamkeit iſt; wovon man keinen größern Beweis beybringen kann, als die große Sorgfalt, womit er ſeine Bibliothek im Stande hält. Denn durch eine ſolche Aufmerkſamkeit kann man recht die Liebe, die man zu den Wiſſenſchaften trägt, an den Tag legen. Viele Dinge ſcheinen lächerlich, welche doch bey einer genaueren Unterſuchung ganz anders ausfallen. Vor einigen Jahren ſpottete man öffentlich über einen gewiſſen Herrn, welcher insgemein, wenn eine Rechtsſache im Gerichte vorgetragen ward, darüber einſchlief; wie man aber erfuhr, aus welcher edlen Abſicht dieſes geſchahe, nämlich um ſich nicht durch die geſchminkten Reden der Advocaten verführen zu laſſen, ſo mußte man dieſen Mann hochachten, und ihn als einen rechtſchaffenen Richter, und als ein lebendiges Bild der Ge-

rechtigkeit anſehen, die man insgemein mit geſchloſſenen Augen abmahlet. Es wäre zu wünſchen, daß andere auch ſo öconomiſch und vorſichtig mit ihren Büchern verfahren möchten; allein die meiſten beſudeln ihre Bücher durch den beſtändigen Gebrauch, und durch das ewige Herumwerfen dergeſtalt, daß ſolche nach dem Tode ihrer Beſitzer unter der Hälfte des Einkaufs müſſen losgeſchlagen werden. Einige ſchätzen dieſe Bibliothek auf zehn tauſend Reichsthaler, und ſo viel iſt ſie auch werth, ungeachtet ſie nicht auſſerordentlich groß iſt: denn die Bände haben mehr gekoſtet, als die Materie. Einige tadeln dieſes zwar an dem Beſitzer, als eine Verſchwendung; aber er ſpart dagegen in vielen andern Stücken. Er hält keinen Hofmeiſter bey ſeinen Kindern, und ſeine jüngſten Söhne werden ſo genau erzogen, daß zweene von ihnen nur ein Paar Schuhſpangen haben, welche ſie wechſelsweiſe gebrauchen, und der jüngſte bekommt niemals ein anderes Kleid, als was der älteſte abgelegt. Iſt dieſes nicht ein offenbarer Beweis von der vernünftigen Oeconomie dieſes Mannes, welcher in dem einen Stücke wieder erſparet, was er in dem andern verthut. Ihnen iſt ohne Zweifel die Bibliothek unſers gemeinſchaftlichen Freundes, des Herrn Theodor, bekannt, und daher wiſſen ſie auch, wie dieſelbe beſchaffen iſt, und wie unſer Freund mit derſelben umgeht. Ich habe ſie vor kurzer Zeit beſehen, und darinn eben ſo viele Unordnung und Unachtſamkeit, als in der obberegten Bibliothek Zierlichkeit und Ordnung wahrgenommen. Man ſiehet hier Bücher in weiſſen, ſchwarzen und fran-

franzöſiſchen Bänden in einem Haufen über einander liegen, welches einen ſehr widrigen Anblick macht. Dieſes iſt es aber noch nicht alles. Ich habe auch Bücher von ganz verſchiedenem Inhalt, und unter andern die däniſchen Comödien bey Doctor Speners theologiſchen Bedenken liegen ſehen. Eine ſo ſtreitige Vermiſchung könnte leicht einen innerlichen Krieg unter den Büchern zuwege bringen. Die Bücher, welche in einen weiſſen Band gebunden worden, ſind durch den beſtändigen Gebrauch dergeſtalt beſudelt, daß der ehrliche Mann, der ſolche dermaleinſt kaufet, ſolche erſtlich wird müſſen bleichen laſſen. Ich konnte mich nicht enthalten, dem Herrn Theodor meine Befremdung über dieſen Anblick zu entdecken. Er aber gab mir ganz kaltſinnig zur Antwort: Ich brauche meine Bücher beſtändig, und dazu habe ich ſie gekauft; gerade, als wenn man Bibliotheken deswegen aufrichtete, und Bücher bloß zu dem Ende anſchaffte, um ſolche zu gebrauchen. Die Erfahrung zeigt vielmehr, daß die vernünftigſten Männer ſich eine Bibliothek zu einem ganz andern Endzweck zulegen, und ſolche bloß als einen Zierrath in ihren Sählen und Cabinettern anſehen; ſo wie das Frauenzimmer ſich eine große Menge Porcellain nicht zum Gebrauch, ſondern zum Zierrath auf ihren Schränken anſchaft. Was mich am meiſten ärgerte, war dieſes, daß Lutheri Bibel in einem Franzbande gebunden war. Ein abſcheulicher Anblick in meinen Augen; und es kam mir dieſes eben ſo ſeltſam für, als wenn ein Kirchenprobſt in einem roth ſcharlakenen Kleide einhertreten wollte. Ich fand in eben

dieſer Bibliothek eine große Menge von den alten lateiniſchen Scribenten; allein es waren alle nur ſchlechte Ausgaben. Mein Freund aber ſtand in den Gedanken, daß es ſchon hinlänglich ſey, wenn nur der Text ſorgfältig und genau abgedruckt worden. Dieſes Urtheil aber verrieth ſeinen ſchlechten Geſchmack, da ihm nicht unbekannt ſeyn konnte, wie faſt alle Gelehrte heutiges Tages am meiſten auf das äuſſerliche eines Buchs, nämlich auf den Druck, auf das Papier, und auf die Kupfer Acht zu geben pflegen. Ich ſchäme mich, mehr hievon zu erzählen. Sie mögen, mein Herr, aus der Gegeneinanderhaltung beyder Bibliotheken urtheilen, ob mein Bedenken, welches ich darüber gefället, wohl oder übel gegründet ſey. So viel iſt gewiß, daß Fremde nicht gar zu vortheilhaft davon urtheilen. Denn wie ſehr viele das Haus des Herrn K * * beſuchen, um die Bibliothek zu ſehen, ohne ſich um den Beſitzer im geringſten zu bekümmern, ſo ſiehet man auch viele in dem Hauſe des Herrn Theodors, um denſelben zu ſprechen, ohne nach der Bibliothek zu fragen, welche in keinem Anſehen iſt. Ich bin ꝛc.

Der

acht und funfzigſte Brief.

Mein Herr,

Ich bin ihnen für die Mittheilung der mir zugeſandten Schrift verpflichtet, worinn der Verfaſſer ſein Bedenken über die engliſche und franzöſiſche Nation eröfnet. Es giebt derſelbe nicht ohne Grund den Engländern in den meiſten Stücken den Vorzug. Nur ihre Schauſpiele wollen ihm nicht gefallen, und ich pflichte dem Urtheil, welches er darüber fället, aus völliger Ueberzeugung bey. Ich habe bey der Gelegenheit, daß der däniſche Sauplatz bey uns wieder eröfnet worden, verſchiedene engliſche Comödien durchgeleſen, um zu unterſuchen, ob nicht einige von ihnen bey uns aufgeführet werden könnten: ich bin aber bisher noch nicht ſo glücklich geweſen, eine einzige anzutreffen, die mit guten Erfolg auf unſerm Schauplatze vorgeſtellet werden könute, und zwar aus verſchiedenen Urſachen. Zuförderſt trift man in den meiſten engliſchen Schauſpielen verſchiedene Freyereyen an, wodurch man bey der Vorſtellung irre gemacht wird, und ſeine Gedanken nicht zuſammen faſſen kann. Hiernächſt ſind ſie mit vielen ſonderbaren

und hochtrabenden Redensarten angefüllet, die man nicht gleich im Anfange verſtehet. Endlich ſind andern Nationen auch ihre Gleichniſſe fremd. Anſtatt zu ſagen: Er haßt ihn aufs äuſſerſte; ſo heißt es im Engliſchen: Er haßt ihn mehr, als ein Quäcker einen Papagey, oder: als ein Fiſcher einen harten Froſt. Anſtatt, daß andere ſagen: Sie ſcholten ſich und ſpien ſich einander an, ſagt ein Engeländer, ſie ſpien gegen einander, als zwey Aepfel, die auf dem Ofen gebraten werden, (Sputtring at one another like two roaſting apples.) Mit ſolchen Gleichniſſen ſind die engliſchen Schauſpiele allenthalben angefüllt. Ich mache der engliſchen Nation ihren Geſchmack nicht ſtreitig, andern Nationen aber iſt derſelbe zuwider. Ich übergehe die Unfläterеyen, die man in den engliſchen Schauſpielen antrift. Viele von ſolchen Stellen würden den Mannsperſonen ſchon unerträglich ſeyn, geſchweige denn, daß das keuſche Frauenzimmer dergleichen ſollte anhören können, als welches ſchon ihr Schnürleib löſen muß, wenn nur das Wort Jungferſchaft oder dergleichen auf dem Schauplatz genannt wird. Ich bin ꝛc.

Der

Der neun und funfzigſte Brief.

Mein Herr,

Man hat bisher noch nicht ausfündig machen, noch mit Gewißheit beſtimmen können, was es mit den Ruderſchiffen der Alten eigentlich für eine Bewandniß gehabt. Man kann ſich heutiges Tages nicht überreden, zu glauben, daß die Schiffe der Alten ſo groß geweſen, als man ſie insgemein beſchreibet, weil ſie durch Ruder und Ruderknechte regiert und fortgebracht worden; und wie es ein lächerlicher Verſuch ſeyn würde, wenn man die großen Kriegesſchiffe, welche man nun bauet, auf eine ſolche Art regieren wollte; ſo machet man daraus den Schluß, daß man in alten Zeiten eben ſo wenig im Stande geweſen, dieſes auf die beſchriebene Art zu bewerkſtelligen. Weil man aber nichts deſto weniger viele zuverläßige Zeugniſſe von der Erbauung großer Schiffe in alten Zeiten antrift; ſo iſt und bleibt uns dieſes ein Geheimniß. Unter den großen und prächtigen Schiffen, deren die alte Hiſtorie erwehnet, iſt dasjenige vor andern merkwürdig, welches Hiero, der König zu Syracus, durch den großen Archimedes bauen laſſen. Die

Dieſes Schiff wird von Athenäo folgendergeſtalt beſchrieben: Das Schiff hatte zwanzig Reihen von Rudern, und war an allen Seiten mit großen kupfernen Nageln befeſtiget, von denen ein jeder zwey Pfund wog. Das Schiff hatte drey Galerien, welche durch Treppen an einander gehängt waren. In der mittelſten Gallerie waren an beyden Seiten dreyßig Zimmer oder Säle, und in einem jeden Zimmer waren vier Betten. In der Gallerie des Schiffhauptmanns waren funfzehn Betten und drey Speiſeſähle, und der Boden war aus Stücken Holz von verſchiedenen Farben zuſammen geſetzt. Auf der oberſten Gallerie war ein großer Muſterplatz und verſchiedene Spaziergänge. Ja es waren daſelbſt auch Gärten mit allerhand Arten von Pflanzen angelegt. Unter andern prächtigen Zimmern war der Sahl der Venus merkwürdig, deſſen Fußboden aus Agath und andern köſtlichen Steinen beſtand. Die Fenſter waren mit allerhand Bildern von Ebenholz und mit kleinen Statuen geſchmücket. In einem andern Zimmer war eine Bibliothek, und noch in einem andern ein Bad befindlich. Das Schiff war überall mit Mahlereyen gezieret. Es waren überdem annoch hin und wieder acht Thürme angebracht, welche nach der Größe des Schiffs eingerichtet waren. Ein jeder von dieſen Thürmen ward von vier bewaffneten Männern und zweenen Bogenſchützen bewachet. Das ganze Schiff war auswärts allenthalben mit Eiſen belegt, um diejenigen abzuhalten, die ſolches erſteigen wollten. So hatte man auch große eiſerne Hacken im Vorrathe, welche durch gewiſſe Maſchinen

nen regiert wurden, und wodurch man die feindlichen Schiffe an ſich ziehen, und ſolche erſteigen konnte. Andrer Umſtände und Seltenheiten zu geſchweigen, die von dem Athenäus erzählt werden. Eben derſelbe ſagt, daß auf dem großen Schiffe, welches Ptolomäus Philopator bauen laſſen, vier tauſend Ruderknechte, und drey tauſend Soldaten, auſſer andern erforderlichen Perſonen, befindlich geweſen, ſo, daß das Schiff ein ganzes Kriegsheer getragen habe. Aus allem dieſen erhellet aufs deutlichſte, von welcher Wichtigkeit dieſe Schiffe geweſen. Vielleicht könnte man denken, daß dieſelben allein zur Pracht gedienet. Aber die darauf befindliche Rüſtung, der Proviant, die Menge der Soldaten und andre Umſtände, geben genugſam zu erkennen, daß ſie zu dem Ende gebauet worden, um bey einem Seetreffen gebraucht zu werden. Ich bin ꝛc.

* * * * * * * * * * * * * * * *

Der ſechszigſte Brief.

An das Collegium Politicum auf dem Lande.

Da ich bereits ſeit vielen Jahren die Ehre habe, denenſelben alles zu berichten, was hieſelbſt in Staats- und Kirchenſachen vorfällt, ſo habe ich um ſo viel weniger unterlaſſen können, meinen Herren auch dasjenige mitzutheilen, was ich vor kurzer Zeit vernommen, um mir dero Meynung und Gutachten darüber gehorſamſt auszubitten. Ein vornehmer Mann, welcher ſowol Wein als Bier ſchenket, weil er mit beyden handelt, wandte ſich in der abgewichenen Woche an mich, und beſchwerte ſich aufs äuſſerſte, ſowol über den Zuſtand der Stadt überhaupt, als über ſein und ſeiner Mitbrüder Schickſal inſonderheit. Hauptſächlich aber beſchwerete er ſich über die vor kurzer Zeit eingeführten muſikaliſchen Concerte, und über die wieder hergeſtellten Schauſpiele, und behauptete, mit einem ganz beſondern Eifer, daß beyde Arten von Zeitvertreib nicht allein ſündlich, ſondern auch der bürgerlichen Nahrung ſchädlich wären. Den Punct wegen der Sündlichkeit bewies er durch die täglichen Klagen der Geiſtlichen und der frömmſten Cate-

Catecheten. Wegen des letzten Puncts aber führte er ſeine eigene und aller ſeiner Mitbürger ſchlechte und täglich abnehmende Nahrung zu einem unumſtößlichen Beweiſe an. Er hatte deswegen, um weiterm Unheil vorzubeugen, ein Memorial entworfen, um ſolches der Stadtobrigkeit zu übergeben, und bat mich, daſſelbe vorher ein wenig durchzuſehen. Es war folgendergeſtalt abgefaßt:

Wir unterſchriebene Handelsleute und ſchatzpflichtige Bürger werden genüßiget, unſrer hochgebietenden Obrigkeit den elenden und betrübten Zuſtand vorzutragen, worinn ſo wol die Stadt überhaupt, als unſre Zunft inſonderheit, durch die Einführung der muſikaliſchen Concerte und Schauſpiele gerathen iſt. Denn ſeitdem dieſe Eitelkeiten bey uns im Schwange gegangen, ſo wird das Geld nicht nur auf eine ſündliche und wohllüſtige Art verſchwendet, ſondern auch ſo wol die allgemeine Nahrung des Landes, und unſer eigener Verdienſt täglich verringert und heruntergebracht. Wir können es mit unſern Hauptbüchern und Kellerrechnungen beweiſen, daß unſre Einnahme in dieſem Jahre faſt um zweydrittel ſchlechter, als in den vorigen Zeiten iſt. Unſre Gaſtſtuben, welche ehedem mit einer zahlreichen und vornehmen Geſellſchaft ganz angefüllet waren, und wobey öfters an einem Abend

ganze Tonnen Bier pflegten ausgetrunken zu werden, ſind nunmehro des Abends ganz ledig. Die Wohlfahrt dieſes Reichs beruhet hauptſächlich auf den Vertrieb von Bier und Branntewein, indem dieſe Waaren, welche die vornehmſten Producten des Landes ſind, nicht mit Vortheil an Fremde können verkauft, und daher nothwendig bey und von uns ſelbſt müſſen verzehret werden. Wenn dieſer Vertrieb nicht befördert wird, ſo kann man die Producten des Landes nicht abſetzen. Die Bauren ſind genöthiget, viel Korn wieder vom Markte unverkauft zurück zu fahren, welches ſie nicht an die Brauer und Brantweinbrenner verkauffen können, weil ſolche wegen Mangel der Nahrung kein Korn nöthig haben. Wir hegen aber zu unſrer hohen Obrigkeit das gerechte Vertrauen, daß dieſelbe alles wieder in vorigen Stand ſetzen wird. Und dieſes könnte, unſerm Bedünken nach, auf keine beſſere und nachdrücklichere Art bewerkſtelliget werden, als wenn alle muſikaliſche Concerte und alle Schauſpiele ſchlechterdings verboten würden, welche unſre Sähle und Gaſtſtuben leer machen, und Handel und Wandel bis auf den Grund verderben. So bald dieſes geſchehen wird, ſo wird die Handlung wieder

eben

ben ſo herrlich, als vormals, blühen, das Blut, welches nun gleichſam ſtocket, wird wieder durch die Adern der Stadt flieſſen, und Bauren, Brauer, Brantweinbrenner und Gaſtwirthe werden gleichſam von neuen belebt werden. Wir getröſten uns einer geneigten Erhörung, und verharren ꝛc.

Ich bat den Verfaſſer dieſer Bittſchrift, nachdem ich dieſelbe durchgeleſen, daß er mir ſolche einige Wochen laſſen möchte, denn ich faßte gleich den Entſchluß, mein Bedenken darüber aufzuſetzen, und ſolches dem Urtheil meiner hochgeehrten Herren zu unterwerfen. Meine Gedanken aber gehen dahin: Was den Punct wegen der Sünde anlangt, ſo iſt nicht zu läugnen, daß verſchiedene Geiſtliche, und inſonderheit unſre beſten Catecheten, mit großem Eifer dagegen predigen, und aus Speners, Gottfried Arnolds und andrer vortreflichen Männer Schriften beweiſen, daß alle Arten von Schauſpielen, Tanzen, u. d. g. ſündlich ſind. Was den zweyten Punct betrift, ſo haben die Weinhändler, die Krüger, und Brantweinbremner die größte Urſache, ſich zu beſchweren. Denn ich habe ſelbſt bemerkt, daß die Stuben und Sähle in den Wirthshäuſern des Abends ganz leer und öde ſind, da doch dieſelben ehedem von allerhand Leuten, und inſonderheit von alten Bürgern, pflegten beſucht zu werden, von denen ein jeder, um ſeinen patriotiſchen Eifer und ſeinen guten Willen, die Krugnahrung zu befördern, ſehen zu laſſen, nicht anders als mit einer ziemlichen Ladung zu Bette gieng. Nun

aber läuft alles in die Concerte und Comödien, wo man nichts lernet, anſtatt daß man ſich vordem in den Wirtshäuſern von den wichtigſten Dingen ſowohl in Staats- als Kirchenſachen zu unterreden pflegte; und ein jedes Krughaus als eine hohe Schule angeſehen werden konnte, worinn man die Aufführung der Obrigkeit, der Kriegsbedienten und der Miniſter unterſuchte, und viele nützliche Vorſchläge auf die Bahn brachte. Denn die ſtarken Getränke machen, wie die Erfahrung lehret, einen ſowohl zum Staatsmanne als zum Dichter. Ich entſcheide indeſſen in dieſem Stücke nichts, ſondern überlaſſe alles der reifen Einſicht meiner hochzuehrenden Herren. Ich bin ꝛc.

Digitized by Google

Der
ein und ſechszigſte Brief.

Mein Herr,

Sie wundern ſich darüber, daß ich unſern däniſchen Schauſpielen ſo ſelten beywohne. Die Urſache aber beſteht darinn, weil ich des Winters nicht viel ausgehe, indem mir nichts ſo ſchädlich iſt, als die Kälte. Ueberdem liebe ich dergleichen Zeitvertreib nicht ſo ſehr, als man insgemein von mir glaubt. Ich befördere die Schauſpiele ſo viel ich kann, weil ich einen ſolchen Zeitvertreib nicht allein für unſchuldig, ſondern auch für nützlich halte; und mich nicht durch den Eifer gewiſſer Geiſtlichen abſchrecken laſſe, inſonderheit da die Gottesgelehrten ſelbſt in ihren Urtheilen, in Abſicht auf die Schauſpiele, nicht mit einander einig ſind. Verſchiedene von den heiligſten und älteſten Kirchenvätern haben kein Bedenken getragen, die Comödien des Plautus und Terenz zu leſen, ungeachtet ſolche nicht einmal ſo keuſch und unſchuldig, als diejenigen ſind, welche zu unſern Zeiten auf der Bühne vorgeſtellet werden, und weit größere Koſten, als die heutigen Schauſpiele, erforderten. An den römiſchen Schauſpielen war dieſes hauptſächlich auszuſetzen, daß ſie ſo große Koſten erforderten,

welche bisweilen ſo weit giengen, daß es faſt allen Glauben überſteiget, indem unter andern die Vorſtellung der drey Trauerſpiele des Sophocles den Athenienſern mehr als der peloponneſiſche Krieg gekoſtet. Dieſes ſcheint zwar ein wenig viel geſagt zu ſeyn. Doch iſt es ausgemacht, daß die Alten unmäßige Geldſummen auf die Schauſpiele verwandt haben. Ihre Bühnen waren groß und prächtig, und ein einziger guter Acteur koſtete mehr zu unterhalten, als viele Comödiantengeſellſchaften zuſammen zu unſern Zeiten. Aeſopus, ein geſchickter Acteur in Trauerſpielen, hinterließ beynahe neun Tonnen Goldes, die er bloß der Bühne zu danken hatte. Roſcius, der zu den Zeiten des Cicero lebte, genoß beynahe 25000 Rthlr. nach unſrer Münze, als ein jährliches Gehalt, und Julius Cäſar gab Laberio 20000 Rthlr. um ein Stück zu ſpielen, welches er ſelbſt gemacht hatte. Wenn mit den Schauſpielen dergleichen Unkoſten verbunden ſind, ſo verdienen diejenigen, welche dagegen eifern, nicht nur entſchuldiget, ſondern auch gerühmt zu werden. Weil aber die heutigen Schauſpiele mit wenigen Koſten aufgeführt werden, und die meiſten von unſern Comödien nichts anders als einen unſchuldigen und mit einer nützlichen Moral vermengten Scherz in ſich halten, ſo muß man Mitleiden mit ſolchen Leuten haben, die mit einer ſolchen Bitterkeit dagegen donnern, indem ihr Zorn mehr eine Wirkung der Galle, als eines rechtſchaffenen Eifers iſt. Man darf nur zum Beweis daß erſte Originalſtück unter unſern däniſchen Comödien anſehen. Der Innhalt beſteht darinn: Einige Handwerksleute

leute urtheilen über Staats- und Kirchenſachen, hecheln die Obrigkeit durch, und ein jeder unter ihnen bildet ſich ein, daß er geſchickt ſey, die Republik in eine andere Verfaſſung zu bringen. Man macht, um dieſes zu verſuchen, einen Kanngießer zum Bürgermeiſter, und verwickelt ihn in allerhand Geſchäfte, wodurch er ſeine Schwäche kennen lernet, und gezwungen wird, ſeine Thorheit zu geſtehen. In eben demſelben Stücke wird der Projectmacher gedacht, welche unter dem Vorwande, das gemeine Beſte zu befördern, nichts anders, als ihren eigenen Nutzen zur Abſicht haben. Man findet hier auch die Aufführung dererjenigen abgebildet, die in der Geſchwindigkeit zu großen Ehrenſtellen erhoben werden. Endlich findet man auch einen ſchlauen Diener abgemahlet, der ſich die Hände vergolden läßt, um den Sollicitanten Gehör zu verſchaffen. Die meiſten von unſern andern däniſchen Originalſtücken ſind von eben derſelben Beſchaffenheit, und daher urtheilet man überaus gelinde von ſolchen hitzigen Rednern, wenn man ſie für ſchwache Glieder einer bürgerlichen Geſellſchaft hält, und ihnen anräth, die bittern Pillen ſelbſt zu gebrauchen, welche ſie für ihre Mitbürger zubereiten.

Ich habe an einem andern Orte der Einrichtung der alten griechiſchen Schauſpiele Erwehnung gethan, und gezeigt, worinn ihre Chöre zwiſchen den Aufzügen beſtanden. Die Frau von Dacier iſt nicht damit zufrieden, daß man die alten Chöre, inſonderheit in den Trauerſpielen, abgeſchaft, und hält es für ungereimt, ein Trauerſtück durch den Klang

der Violinen zwiſchen den Aufzügen zu unterbrechen, welche Veränderung keine Verwandſchaft mit demjenigen hat, was die Zuſchauer in der Handlung geſehen haben. Andere aber pflichten dieſem Urtheil nicht bey. Wie man meynt, ſo ſind die alten Chöre folgender Urſachen halber abgeſchaft worden. Ein Chor, welches zwiſchen den Aufzügen aufgeführt ward, beſtand aus verſchiedenen Perſonen, welche von einem gewiſſen Director, der den Namen Coryphäus hatte, angeführt wurden. Weil nun dieſe Perſonen ſtets auf dem Schauplatze blieben, ſo ſchien es anſtößig zu ſeyn, wenn zwey oder drey Acteurs etwas geheimes in Gegenwart des ganzen Chors überlegten, denn auf dieſe Art konnte ein ſolcher Anſchlag unmöglich ferner als ein Geheimniß angeſehen werden. Wie weit dieſe Urſache hinreichend ſey, ſolches will ich andern zu beurtheilen überlaſſen. Allem Vermuthen nach hat man die Chöre und die Pantomimen aus einerley Urſache abgeſchaft, weil beydes unſern heutigen Acteurs gar zu ſchwer fällt. Ich kann bey dieſer Gelegenheit nicht umhin, einer ſeltſamen Erfindung Erwehnung zu thun, die damals bey den Schauſpielen eingeführt war, zu unſern Zeiten aber ſehr ungereimt, ja gar unglaublich zu ſeyn ſcheinet. Die Vorſtellung näherte ſich den nun gebräuchlichen Recitativen in einer Opera, ſie kam aber doch nicht völlig damit überein. Denn ob ſie gleich Cantus, oder ein Geſang, genannt wird, ſo redeten ſie dennoch, aber ſolchergeſtalt, daß ſie bey dieſer Rede ein gewiſſes Steigen und Fallen beobachteten, und dieſelbe mit einem beſtändigen Baß begleiteten.

Das

Das Seltſamſte aber beſtand darinn, daß die Rede und die Geberden auf dem Schauplatze unter zweenen Acteurs getheilt waren, von denen der eine die Worte ausſprach, der andre aber die dabey nöthigen Geberden machte. Und weil ſie beyde vermummt waren, ſo ſchien es den Zuſchauern, daß derjenige, welcher die Geberden machte, eben derſelbe ſey, der die Rede führte. Daß dieſes auf dem römiſchen Schauplatze gebräuchlich geweſen, ſolches wird durch unverwerfliche Zeugniſſe beſtätiget, ungeachtet es ſchwer zu begreifen iſt, und man nicht einſehen kann, warum man es nicht bey einer Perſon allein bewenden laſſen; wo ſie nicht dafür gehalten, daß die Vorſtellung deſto richtiger und ordentlicher geſchehen könnte, wenn ein jeder von dieſen beyden allein auf dasjenige Acht gäbe, was ihn aufgetragen worden. Die alten Comödianten ſind ſonſt jederzeit in einem großen Anſehen geweſen; denn man findet, daß Roſcius mit dem Cicero in einer vertrauten Freundſchaft geſtanden. Heute zu Tage hat ſich dieſes geändert, ungeachtet man keine Urſache hat, einen Acteur zu verachten, ſo lange auf ſein Leben und Wandel ſonſt nichts zu ſagen iſt. Zwar können dergleichen Beſchäftigungen leicht zu einem unordentlichen Leben Gelegenheit geben; und die verſtellte Liebe zwiſchen den Acteurs und den Actricen wird oft in eine wirkliche verwandelt. Aber eben dieſer ſchlüpfrige Zuſtand bewegt mich, einen Comödianten deſto höher zu ſchätzen, der, aller ſolcher Verſuchungen ungeachtet, dennoch ein ehrbares Leben führet. Denn derjenige, welcher beſtändig auf dem Eiſe läuft, ohne

zu fallen, legt eine weit ſtärkere Probe ab, daß er ein ſicherer Fußgänger ſey, als derjenige, der auf einem hölzernen Fußboden läuft. Ich würde daher kein Bedenken tragen, ein Amt, es möchte ein geiſtliches oder weltliches Amt ſeyn, viel lieber einem Moliere anzuvertrauen, der ſeine meiſte Lebenszeit auf der Bühne zugebracht, ſich aber zugleich durch ein ordentliches und philoſophiſches Leben hervorgethan, als einem franzöſiſchen Abbe oder einem Catecheten, der ein Leben führet, welches mit ſeinem Stande und Amte nicht übereinſtimmet. Ich bin ꝛc.

Der
zwey und ſechszigſte Brief.

Mein Herr,

Sie werden es mir verzeihen, daß ich mich an dem letztverſtrichenen Neujahrstage nicht wie die andern mit meinem Glückwunſch eingefunden. Ein jeder, der meine ſchwache Leibesbeſchaffenheit kennet, hält mir dieſes zu gut, indem ich mich in den kälteſten Wintermonaten meiner Geſundheit halber faſt ja nicht aus meinem Zimmer wagen darf. Wenn es möglich wäre, das Neujahr auf Oſtern zu verlegen, ſo wollte ich an meinem Theil gern den Strom folgen, und den gewöhnlichen Gebrauch gleichfalls beobachten, welchen ich, ungeachtet ich denſelben nicht völlig billige, doch auch nicht gänzlich verwerfe. Die vielen Beſuche und Gegenbeſuche ſind freylich einigen, und inſonderheit alten Leuten, beſchwerlich; indeſſen iſt die Beſchwerlichkeit doch ſo gar groß nicht, und dieſe Mode hat doch wenigſtens den Nutzen, daß man dadurch Gelegenheit erhält, mit verſchiedenen Perſonen zu ſprechen, die man ſonſt niemals zu Hauſe antrift. Die Gewohnheit mit den Neujahrswünſchen kann demnach, meinem Bedünken nach, wol beybehalten werden, inſonderheit hier in Norden,

wo den Leuten nichts zuträglicher iſt, als die Bewegung des Leibes. Es wäre aber zu wünſchen, daß ein andrer Neujahrsgebrauch abgeſchaft werden möchte, der eine große Beſchwerde mit ſich führet, und in der Austheilung gewiſſer Geſchenke beſtehet, die als eine ordentliche Schuld abgefordert werden. Ich möchte wol wiſſen, zu welcher Zeit dieſer ſeltſame Gebrauch eingeführt worden. Ich bediene mich mit Bedacht des Wortes ſeltſam, weil dieſe Gewohnheit ſo weit gehet, daß die Bekanntſchaft, welche ein geringer Mann an einem vornehmern erlanget, denſelben gleichſam berechtiget, einen ſolchen Tribut zu fordern, ohne daß der vornehmere dadurch ein Recht erhält, ſeine Schadloshaltung wieder bey einem noch vornehmern zu ſuchen, welches doch nöthig zu ſeyn ſcheinet, um dieſe Gewohnheit einigermaßen vernünftig zu machen. Alſo ſollte, wenn es recht wäre, ein vornehmer Bürger, der einem Handwerksmann ein Neujahrsgeſchenke geben muß, ſich ſeines Schadens bey einer characteriſirten Perſon wieder erholen können, eine characteriſirte Perſon von der ſechſten Claſſe in der Rangordnung müßte von einer andern aus der fünften Claſſe frey gehalten, und dieſes von einer Claſſe zur andern bis zur erſten beobachtet werden. Dadurch würde das Geld circuliren, und die Geſchenke kämen nicht einigen Perſonen allein zur Laſt, oder man ſollte es auch bey dem uralten Gebrauch bewenden laſſen, der darinn beſtand, daß Freunde und andre Perſonen, die einander an Stand und Anſehen gleich waren, einander beſchenkten. Dieſes iſt einigermaßen zu entſchuldigen, und darinn haben

aben die Neujahrsgeſchenke in alten Zeiten beſtan-
en. Man meynt, daß Tatius, der König der Sa-
iner, der zugleich mit dem Romulo in Rom regier-
e, dieſen Gebrauch zu allererſt eingeführt. Die
Geſchenke, welche die alten Römer austheilten, be-
ſtunden in Feigen und andern ſüßen Früchten, wo-
durch ſie an den Tag legen wollten, daß ſie ihren
Freunden ein ſüßes und angenehmes Leben wünſch-
ten. Die koſtbareren Neujahrsgeſchenke, welche
in Gold und Silber beſtunden, und nachher aufka-
men, wurden der Obrigkeit von ihren Unterthanen
und den Beförderern von ihren Clienten gebracht,
und dieſes hat mehrern Grund, als die nun einge-
führte Gewohnheit, Neujahrsgeſchenke an ſolche
Perſonen die dem Stande nach niedriger ſind, aus-
zutheilen. Denn das erſte geſchähe zum Zeichen
der Danbarkeit für empfangene Wohlthaten und
verliehenen Schutz. Zu denen Geſchenken aber,
die man heutiges Tages austheilet, iſt man nicht
im Stande eine Urſachen anzugeben, ſondern es
iſt vielmehr ungereimt, daß die Handwerksleute ei-
nem eine Belohnung abzwingen, dafür, daß man
bey ihnen arbeiten läßt, und ihnen ihre Arbeit be-
zahlet. Der Kayſer Tiberius ſchafte dieſe Gewohn-
heit ab, und verbot alle Geſchenke, die am erſten
Tage des Jahres pflegten gegeben zu werden. Der
Kayſer Caligula erneuerte dieſe Gewohnheit wieder,
und Claudius hob dieſelbe durch ein neues Verbot
abermals auf. Hiedurch wurden indeſſen doch al-
lein diejenigen Geſchenke verſtanden, welche den
Kayſern von den Unterthanen pflegten gegeben zu
werden. Denn die Unterhanen unter ſich behiel-
ten

ten die alte Gewohnheit bey, und gute Freunde beſchenkten ſich jederzeit zum Zeichen der Freundſchaft untereinander nach dem gemeinen Sprichworte: Geſchenke und Gegengeſchenke unterhalten die Freundſchaft. Es erhellet demnach aus dem, was ich angeführet, aufs deutlichſte, daß die Neujahrsgeſchenke in alten Zeiten, entweder Zeichen der Unterthänigkeit oder der Freundſchaft geweſen, und nicht die geringſte Uebereinſtimmung mit den zu unſern Zeiten gewöhnlichen Geſchenken gehabt, wodurch freywillige Gaben in einen jährlichen Tribut verwandelt worden, der von den Gevollmächtigten, von den Bedienten und von den Handwerksleuten als eine Schuldigkeit eingefordert wird. Von dieſem Gebrauche möchte ich gerne den Urſprung wiſſen, ich habe aber die eigentliche Zeit, wenn ein ſo ſeltſamer Gebrauch ſeinen Anfang genommen, noch nicht in der Hiſtorie auffinden können. Daß die alten Griechen von ſolchen Neujahrsgeſchenken nichts gewußt, ſondern dieſen Gebrauch von den Römern entlehnet, ſolches erhellet daraus, daß ſie kein andres Wort in ihrer Sprache gehabt, dieſelben anzuzeigen, als das lateiniſche Wort ſtrenae, denn das griechiſche Wort ενιον hat eine andre Bedeutung. Von dem Urſprung des Worts ſtrena oder ſtrenae hat man verſchiedene Muthmaßungen. Ich bin ꝛc.

Der

Der
drey und ſechszigſte Brief.

Mein Herr,

Ich habe ihnen bereits bey einer andern Gelegenheit meine Gedanken, die ich von dem Ackerbau hege, mitgetheilet, und gezeigt, wie hoch derſelbe von den Alten, inſonderheit von den Römern, geachtet worden. Kein Volk aber hat denſelben jemals ſo hoch geſchätzt, als die Chineſer; und in keinem Lande hat man die Wichtigkeit des Ackerbaues beſſer eingeſehen, als in China. Daher irret man, wenn man glaubt, daß ich die Sache zu weit getrieben, wenn ich in meiner unterirdiſchen Reiſe der ganz auſſerordentlichen Hochachtung Erwehnung gethan, worinn die Ackersleute bey den Potuanern ſtehen. Unter allen Chineſiſchen Kayſern aber hat dennoch niemand den Ackerbau höher geſchätzt, als Ven-Ti, welcher 179 Jahr vor Chriſti Geburt ſoll regieret haben. Dieſer Kayſer gieng ſeinen Unterthanen, um ſie zur Bebauung des Landes aufzumuntern, mit ſeinem eignen Exempel vor, und arbeitete mit eigner Hand in dem Schloßgarten. Noch heutiges Tages wird alle Jahr ein großes Feſt in allen Städten in China ge-

gehalten, wobey folgende Ceremonien beobachtet werden. Der Statthalter oder der vornehmſte Mandarin wird unter dem Schall der Inſtrumenten aus ſeinen Pallaſt getragen. Er iſt mit Blumen gecrönet, und der Zug geht gerade der Schloßpforte zu, welche gegen Morgen liegt, um gleichſam dem Frühling entgegen zu gehen. Der Statthalter wird durch verſchiedene Tragſeſſel begleitet, worauf die Bilder ſolcher Perſonen geſetzt ſind, die ſich durch ihren Fleiß in dem Ackerbau hervorgethan haben. Die Gaſſen, durch welche der Zug gehet, ſind allenthalben mit Tapeten behängt, und hin und wieder erblickt man prächtige, und auf eine ſinnreiche Art gezierte Ehrenpforten. Unter andern Figuren und Bildern, welche bey dieſer Gelegenheit in Proceßion getragen werden, erblickt man auch eine Kuh von Thon. Selbige iſt von einer ſo übermäßigen Größe, daß ſie kaum von vierzig Männern getragen werden kann. Die Kuh hat vergoldete Hörner, und hinter derſelben geht ein Kind, welches den einen Fuß bedeckt, den andern aber entblößt hat. Dieſes Kind, welches den Fleiß und die Arbeitſamkeit vorſtellen ſoll, ſchlägt die Kuh beſtändig mit einer Ruthe, welche es in der Hand trägt, als ob es dieſelbige dadurch forttreiben wollte. Hierauf folgen alle Ackersleute mit ihren Geräthſchaften. Wenn man bey dem Schloſſe anlangt, ſo beraubt man die Kuh aller ihrer Zierrathen, und nimmt aus ihrem Bauche eine große Menge kleiner, gleichfalls aus Thon gemachten kleinen Kühe heraus, die man unter die Anweſenden aus-

austheilet. Hierauf hält der Statthalter eine Rede, worinn er alle und jede zum Ackerbau aufmuntert, und ſolchen, als das wichtigſte, und dem Staate nützlichſte Geſchäfte vorſtellet. Wie hoch die Chineſer den Ackerbau ſchätzen, ſolches erhellet auch daraus, daß der Kayſer, ſo oft ein Mandarin oder ein Statthalter einen Bothen nach Hofe abfertiget, ſich unverzüglich bey demſelben nach dem Zuſtande des Ackerbaues und des Landweſens erkundiget. Und noch itzo bauen die Kayſer, nach dem Beyſpiel ihrer Vorfahren, alle Frühjahr ein klein Stück Land in eigener Perſon, um die Ackersleute zur Arbeit aufzumuntern. Dieſes thun auch die Mandarins in einer jeden Stadt. Der itzt regierende Kayſer, Youg Tchin, erklärte ſich gleich bey dem Antritte ſeiner Regierung, daß er in dieſem Stücke in die Fußſtapfen ſeiner Vorfahren treten wollte. Er ließ auch ſogleich eine Schrift öffentlich bekannt machen, worinn eine Aufmunterung zum Ackerbau enthalten war. Am 24 Februar, an welchem Tage das Frühjahr der Chineſer einfällt, fand er ſich perſönlich an einem gewiſſen Orte ein, und war mit einer zahlreichen Menge Ackersleute umgeben, welche alle ihr Ackergeräthſchaft, und fünferley Korn bey ſich hatten, welches der Kayſer mit eignen Händen ausſäen wollte. Nachdem das gewöhnliche Opfer verrichtet war, begab er ſich an den beſtimmten Platz mit ſeinen drey Prinzen und neun Statthaltern, welche alle nebſt ihm, den Acker bauen ſollten. Hierauf grif der Kayſer, in Gegenwart des ganzen Hofes, den Pflug an, und trieb denſelben einige mal hin und her. Wie er aufhiel-

te, ſo folgte ihm ein Prinz nach dem andern in dieſer Arbeit, und endlich machten die neun Statthalter den Beſchluß. Nachdem die Erde ſolchergeſtalt gepflüget war, ſo ſäete der Kayſer verſchiedene Arten von Korn mit eigener Hand aus. Weiter ward an dieſem Tage nichts vorgenommen. An den folgenden Tagen aber ward der Acker von den ordentlichen Ackersleuten bearbeitet. Unter andern nützlichen Verfügungen, welche der itztregierende Kayſer veranſtaltet, iſt auch dieſe befindlich, daß alle Statthalter ſich jährlich erkundigen müſſen, welche Landleute ſich am meiſten in dem Ackerbau hervorgethan, worauf denn diejenigen, die ſich hierinn am fleißigſten bewieſen, von der Regierung beſonders hervorgezogen und belohnt werden. Solche Aufmunterungen verurſachen, daß in keinem Lande in der Welt der Ackerbau mehr als in China blühet. Und ein ſolcher Fleiß iſt auch in einem ſo volkreichen Lande unumgänglich nöthig. Denn, wenn das Land dorten nicht mit mehrerem Fleiſſe, als in den meiſten europäiſchen Landen gebauet würde, ſo würde China nicht hinreichen, den dritten Theil ſeiner Einwohner zu ernähren. Die Chineſer bedienen ſich verſchiedener Arten von Düngungen, welche uns unbekannt ſind. Unter andern graben ſie Schweinsbürſten und Menſchenhaar in die Erde, welche ſie zu dem Ende ſammlen und ſackweiſe verkaufen, in der Meynung, daß das Land dadurch fruchtbar gemacht werde. Ich bin ꝛc.

Der

Der vier und ſechszigſte Brief.

An das Collegium Politicum auf dem Lande.

Meine Herren,

Da dieſelben es nicht allein dabey bewenden laſſen, ſolche Dinge zu unterſuchen und ausfündig zu machen, welche zur Verbeſſerung des Staats gehören, ſondern auch ihre Gedanken auf die Ausbreitung der freyen Künſte und Wiſſenſchaften wenden, ſo kann ich nicht umhin, ihnen von einer Arbeit Nachricht zu geben, die ich nun unter Händen habe, und von welcher ich glaube, daß ſie von großem Nutzen ſeyn wird. Man ſieht, daß die gelehrteſten, und in der Naturkunde am meiſten erfahrne Männer gegenwärtig allen ihren Fleiß und ihre Kräfte auf die Unterſuchung und Beſchreibung verſchiedener geringen Thiere, Vögel und ſchlechter Inſekten wenden, niemand aber hat ſich bisher die Mühe gegeben, uns eine genaue Beſchreibung von dem Vogel Phönix mitzutheilen, und uns die Eigenſchaft, die Bildung, den Geburtsort und die Lebenslänge dieſes Vogels bekannt zu machen, da doch dieſer Vogel der merkwürdigſte

und edelſte unter allen unvernünftigen Creaturen iſt, und unſern Rednern und Prieſtern die herrlichſten Gleichniſſe giebt, um die Auferſtehung und andre wichtige Religionsartikel zu beweiſen, zu geſchweigen, daß die Ankunft und Gegenwart deſſelben allerhand merkwürdige Begebenheiten anzeigt, und demjenigen Lande, worinn er ſich ſehen läßt, unfehlbar, und zwar um ſo viel gewiſſer, allerhand Glückſeligkeiten verſpricht, als ſchon eine einzige Feder von demſelben lauter Segen mit ſich führet. Dieſes wiſſen die römiſchen Päbſte auch recht gut, und daher haben einige von ihnen die Federn von dieſem Vogel als einen unſchätzbaren Schatz angeſehen. Man ſieht, aus der engliſchen Hiſtorie, daß ein Pabſt einem gewiſſen Grafen eine ſolche Feder zugeſchickt, um Irrland gegen die Königin Eliſabeth zu beſchützen, und daß dieſer Graf gleich darauf in allem ſeinen Vornehmen überaus glücklich geweſen. Aus dieſen Urſachen habe ich alles zuſammen geſammlet, was ich von dieſem herrlichen Vogel bey verſchiedenen Scribenten aufgezeichnet gefunden, und mich bemühet, ſowol die ſtreitigen Meynungen mit einander zu vereinigen, als die wahrſcheinlichſte unter allen herauszubringen. Ein ſolches critiſches und tiefſinniges Werk erfordert alle Kräfte des Verſtandes, und koſtet nicht wenig Arbeit und Mühe. Ich ſchmeichele mir aber, daß meine Herren von dieſem meinen Vorhaben das Urtheil fällen werden, daß ſolches der Mühe werth ſey, und dem Publico dadurch ein nicht geringer Dienſt geleiſtet werde. Das Werk wird ungefehr dritthalb Alphabeth ſtark werden. Ich habe auch

auch bereits eine große Kupferplatte zur Hand, worauf der Vogel Phönix in ſeiner wahren Größe und Geſtalt abgebildet worden. In dem Werke ſelbſt zeige ich zuerſt, daß nur ein einziger ſolcher Vogel zur Zeit in der Welt vorhanden iſt. Darüber iſt ſonſt auch kein Streit, ſondern alle Scribenten kommen in dieſem Stücke mit einander überein. Wegen der Geſtalt deſſelben aber ſind die Gelehrten nicht einig. Ich pflichte in dieſem Stücke der Meynung des Herodotus bey, weil dieſes ein Schriftſteller iſt, der nichts ohne Grund annimt. Denn ungeachtet derſelbe geſtehet, daß er dieſen Vogel niemals ſelbſt geſehen, ſo bezeugt er doch, daß er denſelben oft auf einer Tafel abgemahlt erblicket. Plinius hat die Beſchreibung des Herodotus gleichfalls für die wahrſcheinlichſte gehalten. Und da demnach zweene ſo berühmte Männer dieſes bezeugen, ſo hat man nicht Urſache, ſich bey andern hievon abweichenden Meynungen lange aufzuhalten. Ich trage daher kein Bedenken, dem Vogel Phönix zuverläßig folgende Geſtalt beyzulegen: Er iſt ſo groß wie ein Adler, ſein Hals iſt mit einer Goldfarbe, der übrige Leib mit einer Purpurfarbe, das Hintertheil aber mit einer Roſenfarbe bezeichnet. Einige meynen, daß er gar keine Speiſe zu ſich nimt; welcher Meynung ich aber deswegen nicht beypflichte, weil keine Creatur ohne Speiſe leben kann. So viel iſt indeſſen gewiß, daß niemand ihn jemals eſſen ſehen; denn davon hat man das Zeugniß des Manilius, welcher um ſo viel mehr Glauben verdienet, weil er ein römiſcher Rathsherr geweſen, und ein vornehmes Mit-

glied des Raths bekanntermaßen keine ſchlechte Creatur iſt. Dieſes hat vielleicht zu der Meynung Anlaß gegeben, daß dieſer Vogel ohne Speiſe leben könne. Was ſeine Lebenslänge betrift, ſo führe ich in meiner Schrift alle Meynungen an, die man davon hat, und ſuche die wahrſcheinlichſte durch Hülfe critiſcher Reguln herauszubringen. Einige ſagen, daß er 340, andre, daß er 600, und noch andre, daß er 1460 Jahre leben könne. Diejenigen ſcheinen am wenigſten zu irren, die ihm eine Lebenszeit von 500 Jahren beylegen. Unter denen iſt Ovidius befindlich, der in ſeinen Verwandlungen folgendergeſtalt davon redet::

Vna eſt, quæ reparet, ſeque ipſa reſeminet Ales
Aſſyrii Phœnica vocant. — — —
Hæc ubi quinque ſuæ complevit ſecula vitæ. &c.

Jedoch, ſo hoch ich auch ſonſt den ehrlichen Ovidius, als einen zuverläßigen Scribenten, ſchätze; ſo denke ich doch zu behaupten, daß ſeine Rechnung falſch iſt. Ich bleibe bey dem bereits angezogenen Bericht des Manilius, als welcher auf eine unumſtößliche Art dargethan, daß der Vogel Phönix ein Sonnenvogel ſey, und alsdenn kommen, nach einer genauen aſtronomiſchen Rechnung, 532 Jahre heraus. Dieſer Meynung pflichtet der große Jeſuit, P. Harduin, welcher eine Sache immer weit tiefer, als andere Menſchen, einſiehet, in ſeinen Anmerkungen über den Plinius gleichfalls bey; und daher iſt es, wenigſtens meinem Bedünken nach, eine ausgemachte Sache, daß das Alter dieſes Vogels

gels ſich genau auf 532 Jahr erſtrecket, wovon ich mir nicht einen einzigen Tag abkürzen laſſe. Indeſſen verwerfe ich ſo wenig die Meynung des Ovidius, als des Seneca ſchlechterdings, welcher Letztere ſagt, daß der Vogel Phönix alle 500 Jahr gebohren werde, (Phœnix ſemel anno quovis quingenteſimo naſcitur,) denn allem Vermuthen nach haben dieſe ehrlichen Leute nur eine ebene Zahl angeben wollen, und daher die zwey und dreyſſig Jahre ausgelaſſen. Was das Land und den Tempel betrift, worinn der Vogel Phönix ſich ſehen läßt, und ſein Neſt zubereitet, ſo iſt deswegen ein Streit zwiſchen den Arabern und Chineſern entſtanden, indem eine jede von dieſen beyden Nationen ſich dieſe Ehre zueignet. Beyde Völker führen ſehr wichtige, und faſt gleich ſtarke Gründe an, und ich erkühne mich daher nicht, den Ausſpruch in dieſer kützlichen Sache zu thun, indem es meine Sache nicht iſt, ſo mächtige Völker zu erzürnen; da man ohnedem ſchon Feinde genug in der Welt hat. Wie aber dieſer Vogel erzeugt wird, und von der Welt wieder Abſchied nimt, darüber iſt niemals Streit geweſen. Denn es iſt längſtens bekannt und ausgemacht, daß dieſer Vogel ſich ſelbſt einen Scheiterhauſen von den köſtlichſten und am meiſten wohlriechenden Kräutern errichtet, und mit ſeinen Flügeln ſo lange wehet, bis er das Feuer anzündet, und ſich ſelbſt verbrennet. Aus dieſer Aſche kriecht ein Wurm hervor, woraus ein neuer Phönix entſtehet, welcher, nachdem er das Leichbegängniß ſeiner Mutter vollzogen, die Aſche, nebſt denen annoch nicht verbrannten Kräutern aufhebt, und

ſolche in dem Tempel der Sonnen auf den Altar niederſetzt. Dieſes alles werde ich in der verſprochenen Schrift umſtändlicher ausführen, und damit man mir deſto eher Glauben geben möge, ſo habe ich mir vorgenommen, die eignen Worte der Schriftſteller, ſowol in lateiniſcher als griechiſcher Sprache anzuführen. Auf dieſe Art wird niemand an der Richtigkeit meiner Erzählung zweifeln können, und meine hochgeehrteſten Herren werden, wie ich hoffe, ſelbſt geſtehen, daß ich dem Publico dadurch einen nicht geringen Dienſt erwieſen, daß ich in einer ſo kitzlichen Sache, unter ſo vielen mit einander ſtreitigen Meynungen, die wahrſcheinlichſte herauszubringen bemühet geweſen. Sollte das Publicum meine Arbeit nach Würden ſchätzen, ſo ſoll es mich nicht gereuen, daß ich meine Zeit und Kräfte darauf angewandt; ſondern ich werde mich dadurch aufmuntern laſſen, noch mehrere dergleichen nützliche Materien ins Licht zu ſetzen. Ich habe bereits würklich in dieſer Hofnung die Hand an ein gelehrtes Werk gelegt, welches eine Beſchreibung von dem wundervollen Thier, dem Salamander, in ſich hält. Ich habe darinn die Natur und Eigenſchaft deſſelben unterſucht, und gezeigt, daß dieſes Thier nicht anders, als im Feuer, leben könne, bey welcher Gelegenheit ich auch diejenigen widerlegt, welche ſagen, daß es keine Einwohner in der Sonne gebe. Ich bitte indeſſen, daß meine höchſtgeehrteſte Herren meine gelehrten Arbeiten, ſo viel möglich, geheim halten mögen, damit nicht ein anderer mir zuvorkommen, mit meinem Kalbe pflügen, und mich der Ehre berauben möge, die mir doch allein gebühret. Ich bin ꝛc.

Der

Der
fünf und ſechszigſte Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir in ihrem letzten Schreiben, daß ſie einen Brief von mir bey einem guten Freund geſehen, worinn ich verſprochen, eine Beſchreibung von dem Vogel Phönix herauszugeben. Ich merke hieraus, daß die Mitglieder des Collegii Politici auf dem Lande ſich nicht als wahre Staatsmänner aufgeführt, als welche auch das geringſte, was ihnen unter der Bedingung, es nicht zu offenbaren, anvertrauet wird, aufs äuſſerſte geheim zu halten pflegen. Indeſſen iſt es mir doch der Erinnerung wegen, welche ſie mir in ihrem Schreiben ertheilen, angenehm, daß ſie meinen Brief geleſen, indem ſie ſchreiben, es ſey eine Thorheit, ſeinen Kopf mit Beſchreibungen und Erklärungen ſolcher Dinge zu zerbrechen, ehe man weiß, ob ſie wirklich vorhanden ſind. Ich geſtehe, daß ich dieſes billig vorher hätte thun ſollen, und will daher auch das gelehrte Werk liegen laſſen. Es dünkt mich nunmehro auch, nachdem ich die Sache etwas genauer überlegt, daß der gute Vogel Phönix niemals wirklich in der Welt geweſen, ſondern bloß in dem Gehirne gewißer Skribenten und Poeten gelebet;

lebet; indem man zwar viel davon reden hören, niemand aber ſich erkühnet zu behaupten, daß er dieſen Vogel jemals geſehen. Ich kann indeſſen doch zu meiner Entſchuldigung anführen, daß viele gelehrte Männer weitläuftige Erklärungen und Schriften herausgegeben, ehe ſie unterſucht, ob die Sache, welche ſie beſchrieben, auch wirklich vorhanden ſey. Wenn demnach mein Vorhaben thöricht iſt, ſo habe ich doch viele gelehrte Männer in dieſem Stücke zu Collegen. Gottesgelehrte, Aerzte, Geſchichtſchreiber und Naturkündiger ſind auf dieſe Thorheiten verfallen, und thun es noch täglich. Man hat mit großem Fleiße die Lebensbeſchreibungen verſchiedener Heiligen ausgearbeitet, nachher aber befunden, daß es erdichtete Perſonen geweſen. Man hat unterſuchet, wie es möglich ſey, daß gewiße Thiere bloß durch das Anſchauen die Menſchen tödten können, wie ein Salamander im Feuer zu leben vermögend ſey, warum ein Löwe für eine Maus lauſe, und dergleichen, ohne daß man vorher verſichert geweſen, daß ſich die Sache wirklich alſo verhalte. Es iſt ein großer Unterſcheid unter der der Gelehrſamkeit und Klugheit. Ein kluger Mann bemühet ſich zuförderſt, zu erfahren, ob eine Sache wirklich vorhanden ſey, ehe er ſich bemühet, die Folgen und Wirkungen derſelben zu unterſuchen. Ich bin ꝛc.

Der

Der

ſechs und ſechszigſte Brief.

Mein Herr,

Man kann die ſtreitigen Urtheile, welche man in dieſer Königl. Reſidenz über unſre däniſche Schauſpiele fället, nicht ohne Verwunderung anhören. Einige ziehen die aus dem franzöſiſchen überſetzten Schauſpiele unſern Originalſtücken vor, andre aber räumen den letzten vor den erſten den Vorzug ein. Einige verwerfen beyde wegen der freyen Ausdrücke die darinn vorkommen, andre aber glauben, daß man in dieſem Urtheil zu weit gehe, und ein Schauſpiel verderbe, wenn man ſolches nach dem Geſchmacke und Eigenſinn einiger wenigen mit einer übertriebenen Zärtlichkeit begabten Perſonen gar zu ſehr muſtern wollte. Einige, welche allein die Ohren und den Geiſt vergnügen wollen, beſuchen den Schauplatz am liebſten, wenn moraliſche Stücke geſpielet werden, und kehren ſich nicht daran, daß die Acteurs geringe Perſonen ſind, und in täglichen Kleidern erſcheinen, weil ſie dafür halten, es ſey genug, wenn ein jeder nur die Perſon gut vorſtellet, welche er vorſtellen ſoll. Andern aber gefallen einzig und allein

allein diejenigen Schauſpiele, wo das Auge eine Beluſtigung findet, und dieſe ſehen lieber allerhand übel zuſammenhängende Markſchreyerſtücke, als den politiſchen Kannegieſſer, den deutſchen Franzoſen und dergleichen vorſtellen. Sie dürfen ſich nicht hierüber wundern, mein Herr, indem nichts veränderlicher iſt, als der Geſchmack der Menſchen, und daher muß man ſich auf alle Arten von Schauſpielen gefaßt machen; ungeachtet es zu wünſchen wäre, daß alle Zuſchauer mehr die Ohren und den Geiſt, als das Geſicht, zu vergnügen, und regelmäßige Stücke mehr beſuchen möchten, als ſolche Schauſpiele, die zwar ins Auge fallen, aber übel zuſammenhängen. Wenn ich mein Bedenken über dieſe ſtreitigen Urtheile eröfnen ſoll, ſo beſtehet ſolches darinn. Ich geſtehe, daß die Schauſpiele des Moliere, in Abſicht auf dasjenige, was man Jeu du Theatre nennet, einen großen Vorzug vor andern Schauſpielen haben, und daher kann es nicht anders ſeyn, ſie müſſen am meiſten ins Auge fallen. Weil Moliere ſelbſt, ſo wol ein Skribent als ein Acteur war, ſo hatte er alles aufs genaueſte inne, was erfordert wird, einen Schauplatz, ſo zu reden, lebendig zu machen; andre haben dieſes nachher noch weiter getrieben, ſo daß gegenwärtig faſt ein jeder Schritt abgezirkelt iſt. Verſchiedene Charactere ſind in den Schauſpielen des Moliere wohl ausgeführt, und die Urtheile, welche andre Nationen darüber fällen, daß die meiſten Schauſpiele des Moliere für Meiſterſtücke zu achten, ſind daher vollkommen gegründet. Nichts deſtoweniger ...en doch einige auswärtige Kunſtrichter unſre

ſre däniſchen Originalſtücke den Schauſpielen des Moliere an die Seite geſetzt, ungeachtet dieſelben gewiſſe darinn vorkommende Stellen nicht ſo gut, als die Einwohner dieſer Reiche einzuſehen vermögend ſind, als welche am liebſten die Fehler und Laſter ihrer eignen Nation vorgeſtellet und abgemahlt ſehen, die andern Völkern zum Theil fremd und unbekannt ſind. Das Stück der Weihnachts Abend iſt unter allen hier verfertigten Stücken das angenehmſte und luſtigte auf dem däniſchen Schauplatz. Auf einem fremden Theater aber nimt es ſich ſo ſehr nicht heraus, indem alles, was darinn vorgeſtellet wird, Nationalthorheiten ſind, in deren natürlichen und lebhaften Abbildung der Hauptvorzug dieſes Stückes beſtehet. Einige von unſern Originalſtücken gefallen den Fremden, und inſonderheit den Franzoſen deswegen nicht, weil ſie nicht leiden können, daß Handwerks- oder andre geringe Leute auf dem Theater vorgeſtellet werden, ungeachtet ſie keine Urſache davon anzugeben im Stande ſind, ſondern dieſes einem ungegründeten Eigenſinn zuſchreiben müſſen. Denn der Vorzug und die Haupteigenſchaft einer Comödie beſteht darinn, daß die Perſonen, eine jede nach ihrem Stande, natürlich und eigentlich vorgeſtellet werden; und wenn man alle Vorurtheile beyſeite ſetzt, ſo iſt die Rolle eines Kanngieſſers eben ſo angenehm anzuſehen, als wenn ein groſſer Herr auf der Bühne erſcheinet. Wenn ein Handwerksmann auf die Bühne kommt, ſo muß die Tracht nach ſeinem Stande eingerichtet ſeyn. Denn es kann nichts ungereimters erdacht werden, als einen gemeinen

meinen Handwerksmann in beſetzten Kleidern vorzuſtellen. Die vernünftigſten Zuſchauer ſo wol hier, als an fremden Orten, haben dieſes auch ſehr wol eingeſehen, und ſolches daher unſern Originalſtücken nicht als einen Fehler angerechnet. Wenn unſre Stücke zum Theil beſſer überſetzt wären, als ſie wirklich ſind, ſo würden ſie den Fremden noch weit beſſer in die Augen fallen. Einige Stücke aber ſind durch die Ueberſetzung gänzlich verdorben worden. Ein ſolches Schickſal hat inſonderheit die Tragi Comödie, Melampe genannt, erfahren, welches eines von unſern beſten Stücken iſt. Dieſes Stück iſt eine Parodie über die Tragödien; und die Haupteigenſchaft deſſelben beſteht darinn, daß eine lächerliche Materie in erhabenen und beweglichen Verſen ausgeführt worden, und die Zuſchauer, wenn ſie ſolches vorſtellen ſehen, ſowol zum Lachen als zum Weinen gereizt werden können. Weil man aber bey der Ueberſetzung dieſes Stücks die Verſe weggelaſſen, und es ungebunden überſetzt, ſo hat es ſein Anſehen und ſeine ganze Abſicht verlohren. Die Comödie, welche den Titel führet: Ohne Kopf und Schwanz; beſteht zwar nur aus vier Aufzügen, anſtatt des fünften Aufzugs aber befindet ſich ein Vorſpiel dabey, wodurch dieſes Stück eben ſo regelmäßig wird, als andre Comödien. Dieſes Vorſpiel aber iſt in der Ueberſetzung weggelaſſen, und man hat nicht vor gut gefunden, anzuzeigen, daß ſolches in dem Original anzutreffen, ſondern es heißt bloß: Ein Schauſpiel in vier Aufzügen; wodurch das Schauſpiel gänzlich verdorben, und allerhand Urtheilen unter-

wor-

worfen worden. Dem allen ungeachtet haben unſre Schauſpiele auſſerhalb Landes doch eben denſelben Beyfall erlangt, den ſie ſich bey uns erworben haben, und werden von niemanden verachtet, als von unſern Petit Maitres, die erſt vor kurzer Zeit aus Paris zu Hauſe gekommen, und von unſern Damen, die von franzöſiſchen Hofmeiſterinnen erzogen worden. Dieſe können ſolche Stücke, als der politiſche Kanngieſſer, Meiſter Geert Weſtphaler, Rasmus Berg, und dergleichen ſind, nicht ausſtehen, an denen doch einige von unſern vernünftigſten Landsleuten den meiſten Geſchmack finden. Und ich geſtehe aufrichtig, daß ich meines Theils mit weit mehrerm Vergnügen den Rasmus Berg, als die Maſkerade aufführen ſehe, welches Stück am meiſten in die Augen fällt, und am meiſten vorgeſtellt wird. Wie auf unſerm erneuerten Schauplatz zum erſtenmal eines von unſern däniſchen Schauſpielen aufgeführt werden ſollte, ſo erwählte ich, ungeachtet viele nicht meiner Meynung waren, den politiſchen Kanngieſſer, und der Ausfall bezeugte, daß ich mich in meiner Wahl nicht geirret. Denn das ganze Stück iſt nicht nur geſchickt, die Zuſchauer zu vergnügen, ſondern es enthält auch eine nützliche Moral und Materie zu vier andern vollkommenen Schauſpielen. Und in dieſer Abſicht kann man es ſchon entſchuldigen, wenn ein Kanngieſſer in ſeiner ordentlichen Tracht auf dem Theater erſcheinet. Was die freyen Ausdrücke betrift, welche einigen zärtlichen Leuten Anlaß gegeben haben, unſre däniſchen Comödien zu tadeln, ſo hat man, um ſolchen, obgleich ungegründeten

deten, Urtheilen abzuhelſen, alle Stücke gemuſtert, dadurch aber denenſelben das rechte Leben, welches vorher darinn herrſchte, entzogen. Man hat aber für nöthig erachtet, ſich nach dem herrſchendem Geſchmacke der Zeiten zu richten, welcher ſich in dieſem Stücke eben ſo oft, wie bey der Kleidertracht verändert. Eben dieſelben Schauſpiele, welche vor zwanzig Jahren, ohne daß jemand ſich daran geärgert, und zwar ſowol bey Hofe als in der Stadt vorgeſtellet worden, ſind gewiſſen Leuten heutiges Tages ſo ſehr zuwider, daß ſie dieſelben weder vorſtellen ſehen, noch auch nur davon hören mögen. Vielleicht ändert ſich dieſes nach zwanzig Jahren wieder, daß man es wieder vertragen kann. Zu den Zeiten des Herrn Axel Thorſens war es Mode, daß eine Frau oder Jungfrau in Ohnmacht fallen mußte, wenn man nur den Namen einer jungen Mannsperſon in ihrer Gegenwart nannte. Man ſagte damals: Mit Erlaubniß, mein Schnürleib, vor ehrbaren Ohren zu reden, meine Strümpfe. Was man aber damals für wohlanſtändig hielt, das wird heutiges Tages als eine Thorhait verlacht. Es ſcheint, daß dieſe alten Zeiten wieder hergeſtellt werden; denn die übertriebene Zärtlichkeit geht ſo weit, daß man kein Ding mehr bey ſeinem rechten Namen nennen darf. Eine ſolche Aufführung iſt aber eben ſo wenig ein Beweis von der Keuſchheit, als man aus den gefalteten Händen und einem niedergeſchlagenen Geſichte die Gottesfurcht erkennen kann. Kein Frauenzimmer ärgert ſich weniger an freyen und natürlichen Redensarten, als das holländiſche und weſtfrieſiſche, und kein Frauenzim-

mer iſt in der That keuſcher als dieſes. Verſchiedene Moraliſten haben die Anmerkung gemacht, daß die Empfindung, welche gewiſſe Leute bey einem freyen und unſchuldigen Ausdruck äuſſern, mehr aus einem Hochmuthe, als aus einer natürlichen Schamhaftigkeit herrühre. Glauben ſie nicht, mein Herr, daß ich den unzüchtigen und unanſtändigen Ausdrücken das Wort rede. Ich haſſe ſolche vielmehr ſelbſt. Ich vertheidige bloß unſre Schauſpiele, und behaupte nur, daß ſolche Ausdrücke in denſelben nicht enthalten ſind, und daß ſie vormals nicht alſo angeſehen worden. In Wahrheit, man kann durch eine gar zu ſcharfe Muſterung auch die beſten Schauſpiele verderben, und ihnen eine ſolche Geſtalt geben, wie die itzt gebräuchlichen und in der Mode ſeyenden pariſiſchen Schauſpiele haben, die einzig und allein in trocknen und ſeltſamen Unterredungen beſtehen, und zu nichts anders dienen, als um die Zuhörer einzuſchläfern. Was die Schauſpiele betrift, die mehr die Augen als die Ohren vergnügen, ſo habe ich bemerkt, daß der Geſchmack der däniſchen Nation ſich auch in dieſem Stücke ſeit zwanzig Jahren geändert. Denn damals gefielen den Zuſchauern auf unſerm Schauplatze keine andre Stücke als die Schauſpiele des Moliere, welche mit unſern Originalſtücken wechſelsweiſe geſpielet wurden. Nun aber finden die unſinnigſten Stücke, als der Stab des Vulcans, der Herzog von Luxenburg, und dergleichen, den meiſten Beyfall; und ich zweifle daher, daß der Miſanthrop des Moliere gegenwärtig

Digitized by Google

gefallen dürfte, weil darinn nichts, was die Augen reitzen kann, enthalten iſt. Dieſes iſt mein Bedenken über unſre Schauſpiele. Ich habe gezeigt, daß der Geſchmack der Nation ſeit zwanzig Jahren merklich verändert worden, und ich habe faſt Urſache, die Critik zu wiederrufen, die ich ehedem dieſer Sache wegen in meinen Schriften gemacht habe. Indeſſen muß ich doch auch zu Steuer der Wahrheit ſagen, daß noch viele unter uns übrig ſind, welche weit mehr Geſchmack an einem deutſchen Franzoſen, und an dem politiſchen Kanngieſſer, als an Orakeln und verliebten Mahlern finden, worinn man nichts nützliches höret, ſondern allein ſolche Dinge ſiehet, die ins Auge fallen, als Bilder, Säulen, und dergleichen. Ich führe dieſes alles bloß zu dem Ende an, um meinen Landsleuten einen guten Geſchmack beyzubringen, wohin alle meine Bemühungen abzielen, und welches der Hauptendzweck bey allen meinen Schriften geweſen. Ich verwerfe indeſſen doch diejenigen Schauſpiele nicht ganz und gar, welche bloß das Auge vergnügen, wenn ſie nur zuſammenhängend ſind. Denn wer ein Schauſpiel verfertigen will, der muß eine gedoppelte Abſicht haben, und die Zuſchauer ſowol vergnügen, als unterrichten. Aus dieſem Grunde habe ich öfters gewünſcht, daß man auf meine Comödien eben die Mühe und eben die Koſten wenden möchte, die man auf die überſetzten franzöſiſchen Stücke wendet. Aber das geſchieht nicht. Denn man wendet oft mehr Unkoſten auf ein einziges franzöſiſches Stück, als auf alle meine Comödien. Aber eben

eben dieſes verurſachet, daß viele unſre Original-ſtücke deſto höher ſchätzen, weil ſie ohne Koſten, ohne Zierrathen, und ohne abgezirkelte Schritte, gegen die franzöſiſchen Stücke die Wage gehalten, und ſolches ihrem innerlichen Werthe zu danken haben. Ich bin ꝛc.

Der
ſieben und ſechszigſte Brief.

Mein Herr,

Ich habe die Ehre, ihnen diejenige kleine Schrift zuzuſenden, welche ich ihnen neulich verſprach, da ſie hier in der Stadt waren. Sie iſt folgenden Inhalts:

Klage, welche der uralte Buchſtab C bey der Reichsverſammlung zu Regenſpurg eingegeben.

Ich armes bedrängtes Mitglied, und uralter Bürger in der alphabetiſchen Geſellſchaft finde mich gemüßiget, denen höchſtanſehnlichen Geſandſchaften die Gewalt und das Unrecht kund zu machen, welches mir an verſchiedenen Orten, inſonderheit in dem Heiligen römiſchen Reich zugefügt wird, wo man ohne den geringſten Grund und hinlängliche Urſache mich meines Bürgerrechts zu berauben ſucht, welches ich ohne jemands Einrede ſeit undenklichen Zeiten beſeßen habe. Der

Digitized by Google

Buchſtab K, welcher mein geſchworner Feind iſt, hat durch allerhand giftige Verläumdungen meinen ehrlichen Namen dergeſtalt gekränket, daß mich eine Stadt nach der andern ins Elend getrieben, und ich faſt keinen Ort mehr in ganz Deutſchland weiß, wo ich mich ſicher aufhalten kann. Ich habe daher meine Zuflucht zu den Feinden des Reichs, nämlich zu den Franzoſen, nehmen müſſen, bey denen ich mich nun gegenwärtig in der Stadt Metz aufhalte, wo ich bey meinen kümmerlichen Umſtänden von der Obrigkeit des Orts beſchützt werde. Ich habe bey dieſer Verfolgung meine Zuflucht zu keinen andern Nachbaren des Reichs nehmen können, indem mein Feind, der Buchſtab K, auch an dieſen Orten, inſonderheit in Holſtein, Dännemark und Schweden, die meiſten Schriftſteller gegen mich aufgebracht, ſo daß es faſt das Anſehen hat, daß ganze Nationen auf meinen Untergang bedacht ſind. Ich habe zwar hin und wieder meine Klagen angebracht, aber vergebens. Denn es heißt allenthalben: Der Buchſtab C iſt ein unnützes Mitglied und ein unächter Bürger in der alphabetiſchen Societät. Ich habe alle ungegründete Beſchuldigungen, womit man mich belegt, gründlich abgelehnt, und aus den älteſten

teſten deutſchen Büchern, als aus dem Sachſenſpiegel, Weichbild, und andern noch ältern Schriften, meine rechtmäßige Abkunft, und mein bisher unbeſtrittenes uraltes Bürgerrecht unwiderſprechlich dargethan. Der Buchſtab K aber hat durch ſeine Patronen ausgewirkt, daß man allenthalben die Ohren vor meinen Klagen verſtopfet, und ungeſcheut vorgiebt, daß meine Beweiſe keinen Grund hätten. Jch werde daher genöthiget, meine letzte Zuflucht zu dem allgemeinen und höchſten Richterſtuhl des Reichs zu nehmen, und unterthänigſt zu bitten, durch eine Commißion die älteſten deutſchen Geſetzbücher, und andre Schriften unterſuchen zu laſſen, um überzeugt zu werden, daß ich das Bürgerrecht ſchon von der Zeit an beſeſſen, da die Buchſtaben im Reiche eingeführt worden, und nach ſattſam eingezogener Kundſchaft und vorhergegangener gewöhnlichen Re- und Correlation, ein ſolches Decretum abzufaſſen, welches ſich mit gutem Gewiſſen verantworten läßt. Jch bitte zu gleicher Zeit zu erwegen, welche Verwirrung dieſe angefangene Neurung bereits in Kirchen- Staats- und Gelehrtenſachen angerichtet, und noch ferner anrichten wird, indem die deutlichſten Wörter dadurch unkennbar und unverſtändlich gemacht worden.

Jn

In Staats- und Oeconomieſachen verſtunden z. E. ehedem alle und jede, was Commerz, Comes, Acciſe, Centner, Contract und dergleichen war. Seitdem man aber nach meiner Vertreibung zu ſchreiben anfängt, Kommerz, Komes, Akſiſe, Sentner, Kontrakt, ſo werden die Staatsleute und andre in Dienſten ſtehende Männer darüber verwirrt, und genöthiget, nach der Bedeutung zu fragen. Was die Kirchenſachen betrift, ſo ſind ſolche durch dieſe Neurung in eine eben ſo große Verwirrung gerathen. Denn es iſt bereits ſo weit gekommen, daß einige Kriſtus und Kriſtenthum zu ſchreiben anfangen, an Statt Chriſtus und Chriſtenthum, woran ein jeder ehrlicher Mann und rechtſchaffener Chriſt nicht gedenken kann, daß ihm nicht die Haare zu Berge ſtehen ſollten. Die Gelehrſamkeit an und für ſich iſt in einen eben ſo bedaurenswürdigen Zuſtand gerathen. Man ſchreibt nicht mehr Academie, ſondern Akedemie, nicht Conſiſtorium, ſondern Konſiſtorium, nicht Doctor, ſondern Dokter; wenn aber die Academien fallen, ſo iſt es um die gelehrte Welt geſchehen. Von einer ſolchen Wichtigkeit iſt dieſe Neurung. Und weil das ganze römiſche Reich dadurch in Verwirrung geſetzt wird, ſo ſtelle ich es einer

hocherleuchteten Reichsverſammlung und deren Einſicht ſelbſt anheim, mit was für einer Strafe dieſe Neulinge zu belegen, welche, ohne dazu die nöthige Vollmacht erhalten zu haben, dergleichen vornehmen, und ein ſo anſehnliches Glied der alphabetiſchen Societät in die Acht erklären; welches gegen die Grundgeſetze des Reichs, gegen die kayſerlichen Capitulationes, und vornämlich gegen den weſtphäliſchen Frieden ſtreitet, worauf die Freyheit und Sicherheit der Stände beruhet. In der Wahlcapitulation Carl des Fünften heißt es ausdrücklich, daß kein Stand des Reichs, ohne vorhergegangene Unterſuchung aus dem Reich vertrieben werden ſoll, und in der Wahlcapitulation Ferdinand des Dritten iſt verſehen, wie ein ſolches Urtheil geſetzmäßig abgefaßt werden ſoll, nämlich mit Vorwiſſen Rath und Verwilligung des heiligen römiſchen Reichs Churfürſten. Endlich fand man zu den Zeiten des Kayſers Joſephi für gut, zu verordnen, daß dieſes nicht anders als mit Vorwiſſen und Einwilligung aller Stände auf dem Reichstag geſchehen ſollte. Alles dieſes aber haben meine Neider und Verfolger aus den Augen geſetzt, und mich mit der äuſſerſten Verwegenheit aus eigener Gewalt aus allen

allen Reichsſtädten vertrieben, recht, als wenn ſie unter keiner Regierung ſtünden, ſondern in einer vollkommen Anarchie lebten. Es iſt alſo nicht meine Sache allein, ſondern ganz Deutſchland iſt verbunden, hieran Theil zu nehmen, als deſſen heilſamlich verordneten Geſetze hiedurch unter die Füße getreten werden. Ich zweifle alſo nicht im geringſten, meine Herren werden dieſes geneigt in Erwegung ziehen, und eine ſolche Unordnung inskünftige abſtellen. Ich laſſe mich jedoch dieſer Sache wegen mit niemanden in einen Streit ein, und verlange auch keine Genugthuung, auſſer, was meine eigne Perſon betrift. Ich begehre bloß in den Beſitz meiner alten Gerechtſame wieder geſetzt zu werden, und daß mein Gegner, den Bubſtab K, nicht nur in die mir ſo vorſetzlich verurſachten Proceßkoſten verurtheilet, ſondern auch zur wohlverdienten Strafe fürs künftige dergeſtalt eingeſchränkt werden möge, daß derſelbe mitten in einem Worte niemals anders als unter meiner Anführung erſcheinen dürfe, und an ſtatt eines gedoppelten k, deſſen ſich verſchiedene Skribenten zu bedienen anfangen, ſtets ein ck gebrauchet werden müſſe. Was die andern 22 Buchſtaben, meine höchſtgeehrteſte Collegen, anbelanget, ſo bitte

 ich,

ich, daß ſolche durch das Urthel, welches meine Herren fällen werden, nichts leiden mögen, indem ich mit dieſen nicht den geringſten Streit jemals gehabt, ſondern jederzeit in vertraulicher Freundſchaft mit ihnen allen gelebt habe. Sollte ich bey ihnen, meine Herren, keine Erhörung finden, ſo werde ich genöthiget werden, Ihro Päbſtlichen Heiligkeit meine Noth vorzuſtellen. Denn ich habe bemerkt, daß man ſich weit geringerer Urſachen halber an dieſelben gewandt, und daß das ganze römiſche Reich weit ſchlechterer Vorfälle halber im Bann geſetzt worden. Der Himmel gebe, daß es nicht dazu kommen möge, und ich geſtehe aufrichtig, daß ich zu dieſem äuſſerſten Mittel ungerne greifen möchte. Ich bin ꝛc.

C.

Der

...icht und ſechszigſte Brief.

Mein Herr,

Ich habe in meiner Kirchenhiſtorie einige Muthmaßungen von dem Urſprung der Sprachen beygebracht, und erwehnt, daß einige ...ie chineſiſche Sprache für die älteſte halten, und ...lauben, daß dieſes diejenige Sprache ſey, welche ...ian ſo wol vor, als auch gleich nach der Sündfluth ...eredet. Diejenigen, welche dieſes behaupten, ...ründen ihre Meynung darauf, weil dieſe Sprache ...anz ungekünſtelt iſt. Sie hat kaum 330 Wör...·r, welche alle nur eine Sylbe haben, keine Ver...nderung leiden, und ſich alle, entweder auf einen ...utbuchſtaben, oder auch mit n, oder ng, endigen. ...Man muß ſich billig wundern, wie die Chineſer ...it einer ſo geringen Anzahl Wörter alle Sachen ...usdrücken können. Aber dieſe kleine Anzahl von ...Börtern iſt hinlänglich, alles an den Tag zu legen, ...idem, ohne die Wörter zu vervielfältigen, die Ver...ſchiedenheit der Rede und Gedanken durch den Ac...nt, durch den Thon, und durch die Veränderung ...r Stimme an den Tag gelegt wird. Durch ſol...e Hülfsmittel wiſſen ſich die Chineſer bey allerhand

hand Materien und Gelegenheiten mit vieler Beredſamkeit auszudrücken, ungeachtet die Fremden, welche einer Sprache nicht gewohnt ſind, wobey die Ausrede alle Augenblicke verändert wird, dadurch verwirret werden, und ein Wort mit dem andern verwechſeln. Dieſe unaufhörliche Veränderung der Stimme und der Ausrede verurſachet, daß viele Skribenten vorgegeben, die chineſiſche Sprache endige ſich mit einem ſingenden Thon. Aber dieſes iſt irrig, und man kann auf ſolche Art ein gleiches von verſchiedenen Wörtern in den europäiſchen Sprachen behaupten, welche, ungeachtet die Wörter eben dieſelben ſind, dennoch durch die Veränderung der Ausrede eine andre Bedeutung bekommen. Solchergeſtalt zeigt das Wort Ja, wenn es geſchwinde ausgeſprochen wird, eine Bekräftigung an; wenn es aber gedehnt wird, ſo giebt man dadurch zu erkennen, daß man an einer Sache zweifele. Weil nun die Chineſer nicht mehr als 330 Wörter haben, ſo müſſen ſie ſich einer großen Menge Charactere bedienen, um den wenigen Wörtern verſchiedene Bedeutungen zu geben. Man meynt, daß ſolche Charactere bis auf 80000 hinanſteigen, woraus man ſieht, wie mühſam es ſeyn müſſe, eine ſolche Sprache zu lernen. Alle dieſe Charactere ſind in einem großen Wörterbuche zuſammengetragen, welches den Titel Hai Pien führet. Doch iſt hierbey zu merken, daß, wenn einer nur ungefehr 10000 Charactere weiß, ſo kann er ſich ziemlichermaßen in dieſer Sprache ausdrücken, und viele Bücher verſtehen. Die meiſten Gelehrten wiſſen nicht mehr als 15000 bis 20000 Charactere,

und

und wenige haben es ſo weit gebracht, daß ſie 40000 Charactere gelernet. Die Chineſiſche Sprache iſt übrigens dreyerley Art. Einer andern bedient ſich der Pöbel, einer andern die Vornehmern, und noch einer andern bedienet man ſich in Schriften und Büchern. Die letzte wird nicht im täglichen Umgange gebraucht, ſondern bloß in Büchern und Schriften gefunden, und iſt nicht leicht zu verſtehen, wo man nicht ein Wörterbuch zu Hülfe nimt. Man meynt, daß die chineſiſche Sprache keine Veränderung gelitten, und annoch eben dieſelbe ſey, welche vor drey bis vier tauſend Jahren in China geredet worden, welches man von keiner andern Sprache ſagen kann. Die Urſache aber iſt leicht zu errathen, weil die Chineſer keinen Umgang mit Fremden gehabt, und daher ihre Sprache und Sitten unverändert behalten haben. Dieſes ſo wol als verſchiedene andre hieher gehörige Umſtände ſind den Europäern unbegreiflich. Einige Umſtände zeugen von dem Alter dieſer Nation, und beſtärken die Meynung derjenigen, welche dafür halten, daß dieſes mächtige Land eines von den erſten geweſen, die gleich nach der Sündfluth bewohnet worden. Die Chineſer haben auch die älteſten Chronicken, von denen man etwas weiß, und die chineſiſchen Könige, welche von dem erſten Monarchen Fohi bis auf die gegenwärtigen Zeiten regieret haben, folgen in einer ununterbrochenen Ordnung auf einander. Aus denjenigen, was in der Geſchichte des Fohi angeführet wird, muß man ſchlieſſen, daß derſelbe in China, gleich nach der Sündfluth, regieret, weil es heißt, daß die Unwiſ-

ſenheit der damaligen Einwohner ſo groß geweſen, daß man ſie von den unvernünftigen Creaturen faſt nicht unterſcheiden können. Die erſten Berichte, welche die erſten Reiſenden davon nach Europa brachten, wurden als Fabeln angeſehen, weil man die vielen Seltenheiten, welche von dem Alter dieſes Reichs, von dem geſitteten Weſen und den Wiſſenſchaften des Volks, und von der Menge der Einwohner erzählt wurden, nicht glauben konnte. Gegenwärtig aber hat man ſo umſtändliche Nachrichten davon, daß kein Reich in Europa genauer beſchrieben worden; und man iſt zu dieſen Zeiten überzeugt, daß das Land mit Einwohnern angefüllet iſt, von denen ſich eben ſo viele auf dem Waſſer und auf den Canälen, als auf dem feſten Lande, aufhalten, und daß es Städte in China giebt, als Nanking, welche mehrere Einwohner in ſich faſſen, als ein ganzes anſehnliches Reich in Europa. Ich bin ꝛc.

Der

Der
neun und ſechszigſte Brief.

Mein Herr,

Man hat zu unſern Zeiten heftig über den Satz geſtritten, ob die gegenwärtigen oder die bereits abgewichenen Zeiten, in Abſicht auf die Künſte und Wiſſenſchaften den Vorzug verdienen? Diejenigen irren am wenigſten, welche unter den Künſten und Wiſſenſchaften einen Unterſcheid machen, und in gewiſſen Stücken den alten Griechen und Römern, in gewiſſen Stücken aber unſern Zeiten den Preis und Vorzug zuerkennen. Ich habe an verſchiedenen Orten in meinen Schriften gezeiget, daß unſre heutigen Geſchichtſchreiber denen Alten, weder in Abſicht auf die Zierlichkeit der Schreibart, noch auch was die Aufrichtigkeit der Hiſtorie betrift, gleich kommen. Eben dieſes kann man auch von der Beredſamkeit ſagen, worinn die alten Redner die heutigen weit übertroffen. Griechenland iſt das erſte Land, welches die größten Redner hervorgebracht, und in Griechenland die Stadt Athen, ungeachtet ziemlich ſpäte. Denn verſchiedene Wiſſenſchaften blüheten bereits herrlich in dieſer Stadt, ehe man ſich auf die Beredſamkeit zu legen anfieng. Pericles war der er-

ſte,

ſte, welcher den Grund hiezu legte, er war es aber auch, der dieſelbe an dieſem Orte auch gleich zu einem großen Grad der Vollkommenheit brachte. Er war der erſte und zugleich auch der größte Redner. Denn verſchiedene von ſeinen Nachfolgen, als Antiphon, Andocides, Lyſias, Iſäus, Lycurgus ꝛc. können mit dieſem bewundernswürdigen Mann nicht in Vergleichung geſtellet werden, bey dem man nichts mittelmäßiges, ſondern alles im höchſten Grad vollkommenes wahrnahm. Zu den Zeiten des Eſchines und Demoſthenes erreichte die Beredſamkeit den höchſten Gipfel in Griechenland, und Demoſthenes war der größte Redner unter den Griechen, ſo wie Cicero es nachher unter den Römern war. Die Urſache, wesfalls es unſre Zeiten nicht zu einem ſo hohen Grad der Vollkommenheit in dieſem Stücke bringen können, beſteht einzig und allein darinn, daß die Gelehrten unſrer Zeiten nicht den Bewegungsgrund haben, ſich auf die Beredſamkeit zu legen, als die Alten, indem man ſich in vorigen Zeiten dadurch hauptſächlich den Weg zu allerhand Aemtern und Ehrenſtellen bahnte, da alle den Staat betreffende Angelegenheiten durch dergleichen Redner in den großen Verſammlungen des Volks öffentlich vorgetragen wurden; wodurch denn ein ſolcher Redner von dem Volke, welches die Regierung in Händen hatte, hervorgezogen, und zu anſehnlichen Aemtern befördert ward. Man muß aber auch zu gleicher Zeit geſtehen, daß die Gabe zu reden dem Staate nicht allemal nützlich geweſen. Denn die Hiſtorie zeigt, daß ſich das Volk durch ſolche geſchminkte Reden oft zu den thörichſten und

ſchäd-

ſchädlichſten Unternehmungen verleiten laſſen. Denn derjenige, welcher ſeine Rede am künſtlichſten und ſchmeichelhafteſten einrichtete, erhielt oft die meiſten Stimmen. So konnte Demoſthenes in Athen, und Cicero in Rom faſt alles ausrichten, was ſie wollten, und alle Sachen durchtreiben, welche ſie zu vertheidigen übernahmen. Ja der bekannte Redner Antonius machte ſich groß damit, daß er die Sache, welche er gegen einen andern, Namens Sulpitius, führte, durch Kunſt gewonnen. Denn dieſes ſind ſeine eignen Worte: Ita magis affectis judicum animis, quam doctis, tua, Sulpiti, eſt a nobis accuſatio victa, cum tibi ego non judicium, ſed incendium tradiſſem. Bey ſo geſtalten Umſtänden, und da die Beredſamkeit von einer ſolchen ſchädlichen Wirkung war, ſo kann man dieſe großen Redner nicht anders als für die ſchädlichſten Bürger in einer Stadt anſehen, und es konnte damals keiner Republik ein größeres Unglück begegnen, als wenn viele begabte, zugleich aber auch übelgeſinnte, Redner in derſelben zu gleicher Zeit vorhanden waren. Ich bin demnach mit dem Quintilian und andern nicht einerley Meynung, welche es für ein großes Unglück halten, daß die Redekunſt nach dieſen Zeiten in Verfall gerathen, und nicht mehr ſo ſtark getrieben worden. Ich halte vielmehr die Zeiten des Demetrius Phalereus und des Seneca für glücklicher, da die ſonſt ſo mächtige Redekunſt etwas von ihrer Kraft verlohr, und eine andere Geſtalt erhielte. Ich fälle hievon eben daſſelbe Urtheil, wie von den alten Schauſpielen, welche in den neuern Zeiten

zwar nicht mehr ſo ſcharfſinnig, aber doch nützlicher und weniger gefährlich waren. Ich rede indeſſen einzig und allein von dem Mißbrauch der Redekunſt, ohne den rechten und eigentlichen Gebrauch derſelben zu tadeln, und geſtehe gerne, daß die großen Redner in dem damals blühenden Alter der Redekunſt billig ſonſt als eine Zierde ihrer Zeiten anzuſehen. Es iſt nicht zu läugnen, man trift verſchiedenes in den alten Reden an, welches man nothwendig bewundern muß, ja man bemerkt in denſelben ſolche Stellen, die von einem ganz beſondern Eifer, ja faſt von einer Begeiſterung zeugen. Ich will davon nur ein einziges Exempel anführen. Der berühmte Redner Croſſus vertheidigte einmal eine Sache gegen den Brutus. Wie er mitten im Reden war, ſo ward die Leiche einer römiſchen Dame hergetragen, welche von dem großen Junius Brutus abſtammte. Durch dieſen unvermutheten Anblick gerieth Craſſus in eine Art von Begeiſterung, und redete ſeinen Gegner, der mit der Verſtorbenen verwandt war, folgendergeſtalt an: Brute, quid ſedes. Quid illam anum patri tuo nunciare vis? Quid illis omnibus quorum imagines duci vides. Quid Lucio Bruto, qui hunc populum dominatu regio liberavit? &c. und ferner: Tu lucem adſpicere audes, Tu hos intueri. Tu in foro, tu in urbe, tu in civium eſſe conſpectu, Tu illam mortuam, tu imagines ipſas non perhorreſcis, quibus non modo imitandis, ſed ne collocandis quidem tibi ullum locum reliquiſti. Man muß geſtehen, daß die Worte

aus-

ausgeſucht ſind, und daß dieſe Stelle von der Beredſamkeit der damaligen Zeiten ein vortrefliches Zeugniß ablegt. Aber die Richter, welche ſich nicht durch das Gewäſche eines Sachwalters blenden laſſen, finden nicht das geringſte darinn, worauf ſie ihr Urtheil gründen können, vielmehr, wenn ein Advocat in den Ländern, wo ſolche prächtige Redensarten keine dergleichen Wirkung haben, ſich ſolcher Ausdrücke, die zur Sache nicht gehören, vor Gericht bediente, ſo würde der Gegentheil deswegen Zeugen rufen, und ihm eine Injurienklage an den Hals werfen. Mit ſolchen Stellen ſind indeſſen doch die Reden des Cicero und des Demoſthenes angefüllet, und ich kann daher, welches mir Quintilian verzeihen wird, es nicht für ein ſo groſſes Unglück halten, daß dieſe Art der Beredſamkeit in Abnahme gerathen. Daß gegenwärtig dergleichen Reden nicht mehr gehalten werden, ſolches rührt nicht daher, daß die Geiſter heutiges Tages ſchwächer, ſondern, daß die oratoriſche Freyheit eingeſchränkt worden. Denn in England hört man annoch Reden im Parlament, welche ſich den alten Reden nähern, ungeachtet ſie nicht eine ſolche Wirkung haben. Denn die engliſchen Richter laſſen ſich nicht ſo leicht dadurch hinreiſſen, als die griechiſchen und römiſchen, welche man ſo wenig als die Advocaten, alles Ruhms, den man ihnen beylegt, ungeachtet, doch nicht von der Pedanterey gänzlich frey ſprechen kann. Ich bin ꝛc.

Der ſiebenzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir, daß ſie neulich einen von unſern Chinafahrern beſucht, um von demſelben Nachricht von dem gegenwärtigen Zuſtand in China, ſo wol in Abſicht auf die Regierung, als auf die Religion, einzuziehen. Sie berichten mir aber auch zu gleicher Zeit, daß er ihnen nichts Zuverläßiges ſagen können. Sie haben aber nicht Urſache, ſich über eine ſolche Unwiſſenheit zu wundern, denn unſre Seefahrende bekümmern ſich bloß um die Handlung, und es iſt ihnen überdem nicht erlaubt, tief ins Land zu kommen, ſondern ſie müſſen ſich bloß in der Vorſtadt von Canton aufhalten. Sie können aber eine hinlängliche Nachricht davon aus den gedruckten Berichten der Jeſuitiſchen Mißionarien erlangen, welche ſo ausführlich ſind, daß kein Reich in Europa mit größerem Fleiſſe beſchrieben worden. Ja; man kann ſagen, daß von China mehr aufgezeichnet worden, als wir Europäer zu wiſſen verlangen; inſonderheit in dem großen Werke des du Halde, welches an vielen Orten deswegen verdrießlich zu leſen iſt, weil der Verfaſſer

faſſer manches anbringt, welches niemand zu wiſſen begehret. Hingegen viele merkwürdige Dinge übergangen, die man bey dem Louis de Comte, Maghellan und andern, ungeachtet nicht ſo weitläuftig, antrift. Aus dieſen Schriften habe ich mir einen ziemlich vollſtändigen Begrif von China gemacht, und kann die Ehre haben, ihnen zu berichten, daß die chriſtliche Religion in dieſem Reiche niemals auf einem ſchlechtern Fuße, als gegenwärtig, geweſen. Der itztregierende Kayſer, Yong Tchin, iſt eben ſo kaltſinnig gegen die Chriſten, als ſein Vorfahr, der große Chang Hi, denenſelben gewogen war. Er hat ſcharfe Befehle wider die fernere Ausbreitung der chriſtlichen Religion herausgehen laſſen. Er hat die römiſchen Mißionarien aus dem Reiche gejagt, und die vielen chriſtlichen Kirchen in Schulen, Gerichtshäuſer und Palläſte verwandelt, ſo daß mehr als 300000 bekehrte Chineſer von ihren Seelſorgern verlaſſen worden, und unter einer harten Verfolgung leben. Was die eigne Religion der Chineſer anbelanget, ſo erhält man, wenn man unſre Kaufleute fragt, die Antwort, daß ſie Götzendiener ſind, weil man in der Vorſtadt von Canton Pagoden erblicket, und Bilder ſiehet, welche verehret werden, nebſt Bonzen, oder Götzenprieſtern, welche ſolchen Dienſt verrichten. Man kann aber daher keinen Schluß auf den Gottesdienſt des ganzen Landes machen. Denn die Hauptreligion der Chineſer, welche von uralten Zeiten her im Lande geblühet, und annoch bey den meiſten und vernünftigſten angetroffen wird, iſt von einer ganz andern Beſchaffenheit.

Man kann den Grund ihrer Religion aus ihren alten canoniſchen Büchern abnehmen, worinn nur von einem Gott, unter dem Namen Cang Ti, oder Tien, geredet wird. Von demſelben heißt es: Er iſt der Urſprung und Anfang aller Dinge, ein allmächtiges und allwiſſendes Weſen, er regieret alles in der Welt, ohne deſſen Regierung geſchiehet nichts, er iſt heilig, gerecht und barmherzig ꝛc. Aus dieſer Beſchreibung erhellet, daß die chineſiſche Religion nicht nur von der heidniſchen Religion des Pöbels, ſondern auch von den Meynungen der alten Weltweiſen unterſchieden iſt. Denn ungeachtet die alten Philoſophen die Einheit GOttes glaubten, ſo unterwurfen ſie denſelben doch dem Schickſal, und machten ſich mit ihren eignen Tugenden groß. Die Chineſer aber machen GOtt zu einem unabhängigen Weſen, und geben ihm allein die Ehre. Indeſſen bemerkt man doch, daß ungeachtet die canoniſchen Bücher der Chineſer die Menſchen oft aufmuntern, Tien zu fürchten, und verſichern, daß die Seelen der Frommen ihre Wohnung bey dem Cang Ti haben, ſolche dennoch nicht deutlich genug von der Strafe und Belohnung nach dem Tode reden, noch klärlich bezeugen, daß die Welt aus nichts erſchaffen worden. Dieſes Stillſchweigen, oder doch wenigſtens dieſe Dunkelheit, hat gewiſſen neuern Weltweiſen Anlaß gegeben, nicht nur die Ewigkeit der Welt zu behaupten, ſondern dieſelbe auch mit GOtt zu vermengen; wodurch ſie eine gewiſſe Art des Spinozismi eingeführt, indem ſie vorgegeben, daß

dieſe

dieſe Lehre in den Canoniſchen Büchern der Chineſer anzutreffen. Einige europäiſche Mißionarien haben ſich auch eingebildet, daß darinn die allgemeine Lehre der Chineſer beſtünde, und ſie daher der Atheiſterey beſchuldiget, ja ſie haben ſich ſogar deswegen im Jahr 1700 von dem damals regierenden Kayſer Cang Hi eine Erklärung darüber ausgebeten. Höchſtbemeldter Kayſer erklärte ſich darauf durch ein beſonderes Edict folgendergeſtalt: Es iſt nicht der körperliche und ſichtbare Himmel, den man verehret, ſondern man betet denjenigen an, welcher HErr und Schöpfer des Himmels und der Erden iſt, und wenn man im Gebet den Himmel nennet, ſo verſtehet man dadurch GOtt, welcher Himmel, Erde und alles erſchaffen hat. Und da die europäiſchen Mißionarien ſich ferner mit den chineſiſchen Gelehrten darüber beſprachen, ſo erhielten ſie eine Antwort, welche mit des Kayſers Erklärung vollkommen übereinſtimmte. Mit dieſer Erläuterung hatten die europäiſchen Mißionarien die größte Urſache zufrieden zu ſeyn, ungeachtet viele Gelehrte in China darüber mißvergnügt waren, und vorgaben, daß der Kayſer eine ſolche Erklärung bloß aus Güte gegen die Chriſten von ſich gegeben hätte. Uebrigens ſind in China drey Hauptſecten vorhanden. Einige, zu denen hauptſächlich der gemeine Pöbel gehöret, ſind bloße Götzendiener, und einem groben Aberglauben ergeben, welcher durch verſchiedene indianiſche Lehrer eingeführt worden; andre aber halten ſich genau an die alten

canoniſchen Bücher, und weichen nicht im geringſten von dem buchſtäblichen Verſtande derſelben ab. Dieſe hegen von GOtt ſolche Gedanken, welche mit des Kayſers Erklärung übereinſtimmen. Noch andre endlich, welche die dritte Secte ausmachen, verlaſſen den buchſtäblichen Verſtand der canoniſchen Schriften, und ſuchen durch neue Erklärung den eigentlichen Verſtand derſelben zu treffen. Dieſe glauben, daß durch das Wort Tien, oder das höchſte Weſen, nichts anders als die Welt verſtanden werde, welcher ſie die Regierung aller Dinge beylegen. Indeſſen wollen ſie doch dafür angeſehen ſeyn, daß ſie die alte Lehre vertheidigen, und nennen ſich daher eben ſo wol Schüler des Confucius, als die andern. Da doch die wahren und rechten Schüler des Confucius ihre Lehren einzig und allein aus den Quellen ſchöpfen, anſtatt, daß jene ihre Lehrſätze auf neuere Erklärungen bauen, und dadurch wider ihre Abſicht Gottesläugner werden, indem ſie GOtt mit der materiellen Welt vermengen, welches wider die Lehre ſtreitet, die von dem erſten Stifter des Reichs, dem Fohi, eingeführt, und nachher von dem großen Weltweiſen, dem Confucius, bekräftiget, und umſtändlich erklärt worden. Dieſe Verſchiedenheit unter dieſen beyden letzten Secten hat die große Trennung unter den Mißionarien ſelbſt verurſachet, wodurch nicht nur China, ſondern ganz Europa, in Bewegung geſetzt, und das chineſiſche Bekehrungswerk weit mehr, als durch alle Verfolgungen geſchwächt worden. Die Jeſuiten, welche mit der oben angeführten Erklärung des Kayſers, und der andern chineſiſchen

ſiſchen Gelehrten zufrieden waren, lieſſen den neubekehrten Chineſern zu, bey ihrem Tien, oder Cang Ti, zu bleiben, wodurch ſie GOtt verſtünden, der von der materiellen Welt unterſchieden war. Sie erlaubten denſelben auch, ihrem groſsen Lehrer und Weltweiſen, dem Confucius, die alte Ehrfurcht noch ferner zu bezeugen. Es war demnach alles ruhig, bis auf das Jahr 1684, da einide neue Mißionarien von Paris anlangten. Sobald ſich dieſe nur die chineſiſche Sprache einigermaßen bekannt gemacht, und die in dieſer Sprache geſchriebenen Bücher der Chineſer geleſen hatten, ſo erkühnten ſie ſich gleich zu ſagen, daß die Jeſuiten dieſe Bücher nicht recht verſtanden, und bezeugten endlich im Jahr 1693 öffentlich, daß das chineſiſche Wort Tien, oder Cang Ti, nichts anders als die materielle Welt bedeute, wobey ſie zugleich alle die Ceremonien verdammten, die von den Jeſuiten den Neubekehrten zugeſtanden worden. Man trug hierauf dem Pabſte dieſe Sache vor, und es entſtunden desfalls die heftigſten Streitigkeiten. Die neuen Mißionarien drungen darauf, daß man den Neubekehrten keine Lehre verſtatten müßte, welche ſich der Abgötterey näherte. Die Jeſuiten aber behaupteten im Gegentheil, daß die Meynungen und Ceremonien, welche man den neubekehrten Chineſern erlaubt, unſchuldig wären. Wenn man ihnen aber dieſes verbieten wollte, ſo würde man ſie reitzen, die kaum angenommene Religion wieder zu verlaſſen, wodurch denn die unſägliche Arbeit, die man auf ihre Bekehrung gewandt, wieder verlohren gehen würde. Die Streitigkeiten dauer-

ten ſolchergeſtalt einige Jahre durch, bis auf des Kayſers Tod. Der Pabſt fertigte inzwiſchen einen Patriarchen nach dem andern nach China ab, um dieſe Streitigkeiten zu entſcheiden. Sie wurden aber alle vom dem Kayſer ſehr kaltſinnig aufgenommen, als welcher die Parthey der Jeſuiten hielte, und drohete, alle Europäer aus China zu verweiſen. Nach dem Tode dieſes Kayſers aber hatte dieſer Streit, und zugleich auch die Herrſchaft der Europäer in China ein Ende. Denn der neue Kayſer Yong Tching jagte alle Europäer aus dem Lande, wie ich eben erzählt habe. Die Urſache, wesfalls dieſer Kayſer einen ſolchen Entſchluß faßte, war folgende. Die beyden vorigen Kayſer waren den Chriſten ſehr gewogen geweſen, und zwar wegen des Nutzens, den ſie von den Jeſuiten gehabt, indem ſie von denenſelben in verſchiedenen mathemathiſchen Wiſſenſchaften unterwieſen worden, wovon die Chineſer ehedem keinen Begrif hatten. Die Chriſten funden daher einen beſtändigen Freund und Beſchützer an dem Chang Hi, der eine große Luſt bezeugte, in ſolchen Sachen unterrichtet zu werden; und wenn daher die chineſiſchen Mandarins ihn wider die Europäer aufzubringen ſuchten, ſo entſchuldigte er ſich allemal damit, daß er ſolche Männer nicht aus dem Reiche verbannen könnte, die ihm ſo groſſe Dienſte erwieſen, und dafür weder Ehre noch Belohnung verlangten. Und eine ſolche Sprache führten auch die Jeſuiten; als welche bey allen Gelegenheiten anbrachten, daß ſie mit großer Lebens Gefahr lange und höchſtbeſchwerliche Reiſen, und zwar in keiner andern Abſicht unternommen,

als

als einem fremden Volke ihre Einſichten und Wiſſenſchaften mitzutheilen, und demſelben den rechten Begriff von GOtt beyzubringen. Dieſes konnten ihre Neider nicht läugnen, und verfolgten daher die Jeſuiten nicht mehr öffentlich, weil es ihnen an einem ſcheinbaren Vorwande fehlte. Denn ſie betrachteten die Jeſuiten bloß, wie ſie damals waren, nicht aber, wie ſie künftig werden würden, und überdem waren ihnen die Exempel anderer Völker unbekannt, daß ſie ſich an denenſelben hätten ſpiegeln können, als welche ſich durch dergleichen Vorgeben bewegen laſſen, ſich der geiſtlichen Herrſchaft des römiſchen Pabſtes zu unterwerfen, deſſen Joch ſie nicht eher gefühlet, als bis es zu ſpäte war, daſſelbe wieder abzuſchütteln. Wenn die Geſchichte andrer Völker denen Chineſern bekannt geweſen wären, ſo würden ſie ſich mit äuſſerſter Macht der weitern Ausbreitung des römiſchen Glaubens widerſetzt haben. Inſonderheit würde der Kayſer dieſes zu verhindern geſucht haben, weil er ſich hätte vorſtellen müſſen, daß man mit ihm eben dieſelbe Tragödie, wie mit den europäiſchen Regenten, ſpielen würde, welche von den Päbſten in Bann gethan, und abgeſetzt worden. Allem Vermuthen nach ſind dem itztregierenden Kayſer dergleichen Vorſtellungen geſchehen, ungeachtet in den Berichten der Jeſuiten davon nichts angetroffen wird. Dieſe erzählen die Sache folgendergeſtalt: Es habe ein wieder abgefallener Chriſt dem Kayſer eine mit lauter falſchen Beſchuldigungen angefüllte Schrift übergeben, daß die europäiſchen Lehrer Kirchen und Tempel auf Koſten ihrer Schüler aufrichteten, die Chi-

neſer

neſer lehrten, die Todten und ihre eigene Voreltern zu verachten, und allerhand andere Dinge dem Volke beybrächten, welche der ganzen Nation ſchimpflich und ſchädlich wären. Der Kayſer habe dieſe Schrift dem großen Rath zu deſſen Erklärung zugeſandt, und da ſolcher dieſe Beſchuldigungen unterſtützet, ſo habe darauf die Verfolgung ihren Anfang genommen. In welchem Zuſtande ſich die Religion in den letzten Jahren befunden, iſt mir nicht bekannt, weil mir keine neuere Nachrichten von China zu Geſichte gekommen. Ich bin ꝛc.

Digitized by Google

Der
ein und ſiebenzigſte Brief.

Mein Herr,

Ich freue mich, daß ihnen dasjenige gefallen, was ich letzthin von China geſchrieben. Nur ſcheint es, daß ſie die prächtigen Beſchreibungen, welche man von den Wiſſenſchaften und der Einſicht des chineſiſchen Volkes hat, mit demjenigen nicht zuſammen reimen können, was ich von dem Anſehen der Jeſuiten in dieſem Reiche gemeldet, welches ſich dieſelben dadurch erworben, daß ſie die Chineſer in vielen Stücken unterrichtet, wovon dieſelben vorher keinen Begriff gehabt. Es iſt dieſes aber einzig und allein von der Mathematik, von der Muſik und andern Wiſſenſchaften zu verſtehen, worinn es die Chineſer nicht ſonderlich weit gebracht hatten. Im Gegentheil aber bezeugen die Mißionarien, daß die Chineſer in der Aſtronomie, in der Hiſtorie ihres Landes, und in der Moral bereits vor ihrer Ankunft eine große Stärke erlanget. Was die Aſtronomie betrift, ſo muß man geſtehen, daß kein Volk ſich jemals mit einem ſo großen Fleiß, als die Chineſer, darauf geleget. Denn die aſtronomiſchen Bemerkungen ſind eben ſo alt, wie ihr Reich. Ihre Geſchichte bezeugen auch,

daß

daß ſie von jeher gewiſſe Männer unterhalten, wel-
Tag und Nacht auf alles Acht geben müſſen, was am Himmel vorgegangen. Ja dieſes iſt ſo weit von ihnen getrieben worden, daß ſie diejenigen, welche darinn auch nur die geringſte Nachläßigkeit blicken laſſen, am Leben geſtraft. Die Jeſuiten, welche dieſes im Anfange nicht glauben wollten, haben die älteſten aſtronomiſchen Ausrechnungen der Chineſer unterſucht, und ſolche nicht ohne die gröſte Verwunderung richtig befunden. Sie haben alles auf das genaueſte aufgezeichnet angetroffen, und in einer Schrift die erſte Nachricht von einer Sonnenfinſterniß gefunden, welche 2155 Jahr vor Chriſti Geburt eingefallen. Sie haben auch bemerkt, daß die Chineſer verſchiedene neue Sterne und Cometen beobachtet, welche von den Europäern nicht geſehen worden. Pater Ricci bezeugt, daß auf dem alten Obſervatorio zu Nanking ſolche Inſtrumente vorhanden, dergleichen an keinem Orte in Europa anzutreffen. Und nach der Beſchreibung, welche Pater le Comte von dem Obſervatorio zu Peking macht, kann nichts prächtigers erdacht werden. Es werden das ganze Jahr hindurch fünf Mathematici unterhalten, welche auf den Himmel Tag und Nacht Acht geben müſſen, und die Sorgfalt, welche man hierbey anwendet, iſt ſo groß, daß man ſich darüber wundern muß. Hieraus erhellet, daß die Unwiſſenheit, welche man den Chineſern in den Wiſſenſchaften zuſchreibt, ſich nicht auf die Aſtronomie erſtrecke, als worauf ſie mehrern Fleiß, als irgend eine andre europäiſche Nation, angewandt. Eben dieſes kann man auch von der Hiſtorie ihres

Landes

landes ſagen. Kein Volk iſt jemals ſorgfältiger geweſen, alles aufzuzeichnen, und ihre hiſtoriſchen Schriften zu erhalten, als die Chineſer. Man findet bey ihnen eine ununterbrochene Geſchichte von einigen tauſend Jahren, von der erſten Stiftung des Reichs bis auf gegenwärtige Zeiten. Es ſind jederzeit gewiſſe Gelehrte beſtellet, welche alle Worte und Thaten des Kayſers anmerken und in die Feder faſſen müſſen. Ein jeder verfertiget ſeine Schrift allein, ohne ſolche den andern zu zeigen, und wirft ſolche, wenn er damit zu Stande gekommen, durch eine zu dem Ende gemachte Oefnung in einen Kaſten. Und weil dieſe Schriften nicht eher ans Licht kommen, als nach Verlauf einer gewiſſen Zeit, und von niemanden geſehen werden, ſo lange die kayſerliche Familie regieret, ſo iſt alles darinn mit der gröſten Aufrichtigkeit aufgezeichnet. Sobald die Krone von der einen kayſerlichen Familie auf die andre gebracht wird, ſo werden alle dieſe bisher aufbewahrten Berichte geſammlet, und gegen einander gehalten, um die Wahrheit heraus zu bringen. Und darauf gründet ſich die Hiſtorie der Kayſer. Auſſerdem aber läßt auch noch eine jede Stadt alles dasjenige drucken, was ſich merkwürdiges, ſowol in ihren Mauren, als in dem dazu gehörigen Gebiete, zugetragen. Dieſe Schriften handeln von der Beſchaffenheit der Städte, von den Sitten und Gebräuchen der Einwohner, und von denen, welche ſich ſowol in Künſten und Wiſſenſchaften, als im Kriege hervorgethan. Durch ſolche Einrichtungen kann und muß nothwendig eine zuverläßige Geſchichte zuwege gebracht werden, und

es

es iſt alſo in dieſem Stücke in China ganz anders, als bey uns beſchaffen, wo ein jeder, der nur die Feder führen kann, ſich zu einem Geſchichtſchreiber aufwirft, daher es denn rühret, daß unter der groſſen Menge Hiſtorienbücher, welche wir aufzuweiſen haben, nur ganz wenige befindlich ſind, die man aufrichtig und zuverläßig nennen kann. Auſſer denen wahrhaften Geſchichten, welche ſich würklich zugetragen, haben die Chineſer auch eine Menge von Romanen, welches keine bloße Liebeshiſtorien, wie die unſrigen, in ſich faſſen, ſondern mit moraliſchen Lehrſätzen angefüllet, und alſo ihrer Jugend eben ſo nützlich, als die bey uns gedruckten unſrer Jugend ſchädlich ſind. Der Pater Dentrecalles hat drey oder vier von ſolchen Romanen überſetzt, welche in dem großen Werke des du Halde angetroffen werden. Einer von dieſen Romanen iſt von eben demſelben Inhalt, wie bey uns die bekannte Hiſtorie von der Matrone zu Epheſus, welche ſich anſtellte, als wenn ſie nach ihres Mannes Tode nicht leben könnte, und daher Tag und Nacht bey dem Grabe ihres Mannes ohne Eſſen und Trinken zubrachte, und ſich gleich darauf wieder mit einem Officier auf eine unanſtändige Art verheyrathete. In dem chineſiſchen Roman heißt es: daß der Mann einige Tage in Ohnmacht gelegen, nachher aber unvermuthet wieder erwacht, eben zu der Zeit, wie die vermeynte Wittwe im Begrif war, mit einem andern Bräutigam zu Bette zu gehen. Die vornehmſten Stücke in dieſem Roman werden insgemein mit einigen Verſen beſchloſſen. Uebrigens iſt die Moral der Chineſer vortreflich. Haupt-

ſäch-

ſächlich wird den Unterthanen die Ehrfurcht gegen ihre Regenten, und den Kindern und Dienern der Gehorſam gegen ihre Eltern und Herren eingeſchärft, und ſie bedienen ſich hiſtoriſcher Exempel, und der heroiſchen Thaten verſchiedener tugendhaften Männer, um andre aufzumuntern, einem ſolchen Exempel nachzufolgen. Die Regierung in China iſt auch ſo künſtlich eingerichtet, daß man nicht ohne die größte Verwunderung die Ordnung und Zierlichkeit bewundern kann, welche man dabey wahrnimt. Man kann hieraus abnehmen, wie weit diejenigen Recht haben, die ſo prächtig von dem chineſiſchen Volke urtheilen; imgleichen worauf ſich die Unwiſſenheit gründet, welche ihnen von den Mißionarien beygelegt wird. In der Vernunftlehre, Redekunſt und Muſik haben ſie es nicht ſonderlich weit gebracht, inſonderheit iſt die practiſche Geometrie ſehr von ihnen verſäumt worden; wodurch ſich die Jeſuiten ein ſo großes Anſehen in China erworben haben. Ich bin ꝛc.

* * * * * * * * * * * * * * *

Der zwey und ſiebenzigſte Brief.

Mein Herr,

Ich war in der abgewichenen Woche in einer Geſellſchaft, worinn ſich unter andern Perſonen auch ein Doctor Medicinä befand, der eben von einem Kranken herkam, der unter ſeinen Händen geſtorben war. Dieſer Arzt geſtand aufrichtig, daß er ſich vielleicht in ſeiner Cur geirret, ungeachtet ſeine Abſicht ſehr gut geweſen. Die ganze Geſellſchaft wunderte ſich höchſtens über dieſes Bekänntniß, und urtheilte daraus, daß er in der Medicin nicht ſonderlich erfahren ſeyn müße, ſondern zu zeitig Doctor geworden ſey. Ich meines Theils urtheilte von der Fähigkeit dieſes Mannes auf eine viel vortheilhaftere Art, und hielt ihn für einen rechtſchaffenen Schüler des Hippocrates. Denn ein jeder, der ſich in dem, was er gelernet, einmal Ruhm erworben, leidet nichts dabey, wenn man ſagt, daß er einmal geirret, einem Quackſalber aber kann es Schaden thun, weil er nichts zuzuſetzen hat. Hippocrates ſchämte ſich nicht, frey heraus zu bekennen, daß er einen Fehler bey der Verbin-

bindung einer Wunde begangen. Ein jeder, dem die große Fähigkeit dieſes Mannes bekannt war, behielt von demſelben die erhabenen Gedanken, die man bereits vorher gehabt hatte, und man ſahe ſein Geſtändniß vielmehr als einen Beweis von ſeiner Aufrichtigkeit an, um andre für einen ſolchen Fehler zu warnen. Der große und berühmte Celſus urtheilte zu ſeinen Zeiten folgendergeſtalt davon: De futuris ſe deceptum eſſe Hippocrates memoriae prodidit, more magnorum virorum, nam levia ingenia, quia nihil habent, nihil ſibi detrahunt. Magno ingenio, multaque nihilo minus habituro convenit etiam veri erroris confeſſio, praecipue in eo miniſterio, quod utilitatis cauſa poſteris traditur, ne qui decipiantur eadem ratione qua quis deceptus eſt. Es war dieſes übrigens nicht das einzige mal, daß Hippocrates eine ſolche Probe von ſeiner Aufrichtigkeit ſehen ließ. Er ſagt noch an einem andern Orte in ſeiner Schrift, de morbis epidemicis, daß von 42 Kranken die ſich ſeiner Hülfe bedienet, nur 17 wieder hergeſtellet worden, die andern aber unter ſeinen Händen geſtorben wären. An einem andern Orte heißt es, daß alle Kranken durch ſeine Hülfe geneſen, er fügt aber dieſe Worte hinzu: Wenn ſie alle geſtorben wären, ſo würde ich es auch aufrichtig geſtanden haben. Dieſes iſt ein überzeugender Beweis, ſowol von der Geſchicklichkeit als Redlichkeit dieſes großen Mannes. Es wäre zu wünſchen, daß alle Aerzte dieſem Beyſpiel folgen

gen möchten; weil aber wenige durch ihre Einſicht und Geſchicklichkeit ſich einen ſolchen Ruhm, wie Hippocrates, erworben haben, ſo werden auch nur wenige geſtehen, daß ſie einen Fehler in ihrer Cur begangen, indem ein mäßiger Verluſt einen geringen Mann in die äuſſerſte Armuth zu verſetzen vermögend iſt, an Statt daß ein reicher Mann hin und wieder Schaden leiden kann, und doch von ſeinem Credit nichts verlieret. Sie ſehen hieraus, mein Herr, worauf ich meine Gedanken gründe, die ich von dem oberwehnten Arzte hege. Ich urtheile auf eben dieſelbe Art von ihm, wie von jenem braven Officier, der in einer Geſellſchaft einmal für einen Poltron geſcholten ward. Ein andrer hätte vielleicht ohne Verluſt ſeiner Ehre ein ſolches Compliment nicht in die Taſche ſtecken, und ſo ungenoßen hinnehmen können. Weil aber die Tapferkeit jenes Officiers allenthalben bekannt war, ſo glaubte derſelbe, daß ſeine Ehre nicht im geringſten dadurch angegriffen worden, und antwortete daher nichts weiter, als dieſes: Ich bin kein Poltron. Ich bin ꝛc.

Der

Der
drey und ſiebenzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen von mir zu wiſſen, was ich für neue Bücher leſe? Ich kann hierauf keine andre Antwort ertheilen, als daß ich faſt gar keine neue Bücher leſe, ſondern nur dasjenige wiederhole, was ich in andern und alten Büchern bereits vordem geleſen. Gegenwärtig beſchäftige ich mich wieder mit dem Plutarch, den man, meiner Meynung nach, nicht zu oft leſen kann. Dieſer Schriftſteller hat zu allererſt bey mir die Luſt rege gemacht, alte griechiſche und lateiniſche Skribenten zu leſen, die ich in meiner Jugend zu verachten pflegte. Unter den Schriften des Plutarchs aber haben mir ſeine verglichenen Geſchichte am beſten gefallen, und bin ich in dieſem Stücke mit den meiſten Gelehrten einerley Meynung. Doch pflichte ich denen nicht bey, welche bey dieſen von dem Plutarch entworfenen Geſchichten die zuletzt angefügten Vergleichungen am höchſten ſchätzen. Denn, meinem Bedünken nach, ſind ſolche nicht mit einem ſo großen Fleiß, als die Geſchichte ſelbſt, ausgearbeitet, an welchen ich mich niemals ſatt leſen kann.

Indeſſen gehen doch diejenigen zu weit, welche dafür halten, daß es beſſer geweſen wäre, wenn Plutarchus es bey Geſchichten allein bewenden, den Leſern aber ſelbſt überlaſſen hätte, die von ihm aufgeſtellten großen Helden und berühmten Männer mit einander zu vergleichen. Ich finde verſchiedenes an den Vergleichungen des Plutarchs auszuſetzen, und ich habe ſelbſt davon in der Lebensbeſchreibung des Lucius Sylla eine Probe gegeben, welche bey verſchiedenen Beyfall gefunden. Ich könnte ſolches auch noch durch mehrere Proben an andern Stellen darthun. Ich will es aber für dieſesmal lediglich dabey bewenden laſſen, daß ich die von ihm angeſtellte Vergleichung zwiſchen dem Eumenes und dem Sertorius unterſuche. Ich übergehe mit Stillſchweigen, daß man in dieſer Vergleichung, ſo wie in andern, nichts als bloße Wiederholungen von den Thaten und Unternehmungen der mit einander verglichenen Helden antrift, daß der eine dieſes und der andre jenes verrichtet, welches ein jeder bereits weiß, der die Thaten dieſer Helden geleſen hat, oder doch wenigſtens alle Augenblicke finden kann. Ich will vielmehr nur darthun, daß Plutarch in ſeinen Urtheilen geirret, und unachtſam zu Werke gegangen. Zuerſt führt er diejenigen Stücke an, wodurch Eumenes den Preis erhält. Es heißt unterandern: Dem Eumenes, welcher zu den Zeiten des Alexanders nur ein bloßer Schreiber war, ward nach dem Tode dieſes großen Monarchen das Commando über die alten und des Sieges-

ge-

gewohnten Macedonier aufgetragen. Sertorius aber war bereits ein anſehnlicher römiſcher Feldherr, ehe er die Spanier und Luſitanier anführte. Jedoch, da man aus der Geſchichte Alexanders des Großen ſiehet, daß Eumenes ſich ſchon bey Lebzeiten dieſes Monarchen durch ſeine Klugheit und Tapferkeit dergeſtalt hervorgethan, daß er dadurch bey den andern großen macedoniſchen Generals Neid und Eiferſucht erwecket, ſo darf man ſich nicht eben ſo ſehr wundern, daß ihm nach dem Tode des Alexanders, da alle Länder unter deſſen Generals getheilet wurden, auch eine kleine Provinz zugefallen, inſonderheit, da er ein Freund und Günſtling von dem Perdicca war, und dieſer ihm dazu den Weg bahnte. Daß er nachher die alten und verſuchten Macedonier anführte, ſolches geſchahe eines theils auf Veranſtaltung des Perdiccas, als Vormundes der Königlichen Kinder, andern theis aber, weil unter allen Feldherrn des Alexanders kein einziger als er, dem Königlichen Hauſe ergeben war. Alles dieſes dienet demnach nicht zum Beweiſe der großen Eigenſchaften des Eumenes, und es folgt nicht daraus, daß er deswegen dem Sertorius vorgezogen zu werden verdiene, als in welchen letztern die bezwungenen Spanier und Luſitanier ein ſo großes Vertrauen ſetzten, daß ſie hoften, unter ſeiner Anführung der ganzen römiſchen Macht, und ſolchen Anführern, als Metellus und Pompejus waren, zu widerſtehen. Der andre Punct, worinn Plutarch dem Eumenes vor dem Sertorius den Vorzug beylegt,

legt, beſteht darinn, daß der erſtere mehrere Hinderniſſe zu überſteigen gehabt, gerade, als wenn es mehr Mühe gekoſtet, an der Spitze der unüberwindlichen macedoniſchen Soldaten, als mit rohen und in der Kriegskunſt nicht erfahrnen Spaniern zu ſiegen, mit denen dennoch Sertorius einen Sieg nach dem andern über die römiſchen Generals erfochte, welchen niemand zu den damaligen Zeiten widerſtehen konnte. Es irret aber Plutarch noch ſtärker in den folgenden Stücken, worinn er dem Sertorius vor dem Eumenes den Vorzug beylegt. Es heißt: Eumenes liebte den Krieg und die Unruhe, er hätte aber in Friede und Ruhe leben können, wenn er den übrigen macedoniſchen Feldherrn hätte nachgeben wollen. Sertorius aber liebte den Frieden, und ergrif aus keiner andern Urſache die Waffen, als um ſein eigen Leben zu beſchützen. Man kann aber vielmehr behaupten, daß, weil Eumenes ſich vorgenommen, das Königlich Haus wider die andern, die ſolches zu ſtürzen trachteten, zu beſchützen, die Kriege, welche er geführet, nicht nur nothwendig, ſondern auch rühmlich geweſen. Sertorius aber bekriegte ſein eigen Vaterland, um die gefallene Parthey des tyranniſchen Marius zu unterſtützen, und es iſt kein Zweifel, daß er den Frieden würde erlangt haben, wenn er die verhaßte Parthey, welche er ergriffen, hätte verlaſſen wollen. Das darauf folgende Urtheil des Plutarchs iſt demnach ganz ungegründet, daß Eumenes bloß um das Vergnügen zu haben, ein Kriegsheer anzufüh-

ren,

ren, das Schwerdt gezückt, Sertorius aber wider ſeinen Willen Krieg geführet, bloß um ſein Leben in Sicherheit zu ſetzen; denn Eumenes befand ſich in ſolchen Umſtänden, daß er nicht neutral bleiben konnte, ſondern ſich entweder zu dem Antigonus, welcher ein Feind des königlichen Hauſes war, ſchlagen, oder die Parthey des königlichen Hauſes ergreifen muſte. Die Parthey des erſten war die ſtärkſte, aber auch die unanſtändigſte, die letzte Parthey war die ſchwächſte, aber die ruhmwürdigſte. Man ſiehet alſo hieraus, daß Eumenes deswegen getadelt wird, weil er ſeine Ehre höher achtete, als ſeine eigne Sicherheit. Plutarch ſetzt dieſes ferner an dem Eumenes aus, daß er willens geweſen, die Flucht zu ergreifen, aber mitten in dieſem feigen Vorhaben ergriffen worden; da die Hiſtorie doch ſagt, daß er, da er gemerkt, daß ſeine eignen Soldaten ſich gegen ihn verſchworen, zwar anfänglich mit ſeinen Freunden überlegt, ob es nicht am beſten ſeyn dürfte, wenn er ſich nach Cappadocien zurück zöge, endlich aber den heldenmüthigen Entſchluß gefaßt, ſeinen Feinden bey dieſen ſchlüpfrigen Umſtänden eine Feldſchlacht zu liefern, welches auch geſchehen, und der Sieg darauf erfolgt, ſo daß es ſcheint, daß Plutarch nicht darauf Acht gegeben, was er ſelbſt kurz vorher geſchrieben. Eben dieſes kann man auch von ſeinem letzten Urtheil ſagen, worinn er es dem Eumenes als einen Fehler anrechnet, daß er in ſeinem Gefängniß bey dem Antigonus um ſein Leben gebettelt, da Plutarch doch ſelbſt in dem Leben des Eumenes erzählt, daß dieſer nichts mehr als einen baldigen Tod gewünſchet. Ich bin verſichert,

ſichert, daß man dasjenige, was ich angemerkt, nicht alſo anſehen wird, als wenn es bloß von mir in der Abſicht beygebracht worden, damit ich nur Gelegenheit haben möchte, den Plutarch zu tadeln, denn ein jeder wird von ſelbſt wahrnehmen, daß die ganze Vergleichung mit Irrthum und Unachtſamkeit angefüllet. Dieſes alles aber iſt nicht vermögend, auch nur im allergeringſten die Hochachtung zu vermindern, welche ich jederzeit gegen die Schriften des Plutarchs geheget, deren große Vorzüge ich in unzählig andern Dingen einſehe und bewundere. Meine Abſicht geht bloß dahin, zu zeigen, daß ich denenjenigen nicht beypflichten kann, welche ſeine Vergleichungen, als den Kern von allen ſeinen andern Schriften anſehen. Ich bin rc.

Der

Digitized by Google

Der
vier und ſiebenzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir, daß ſie jüngſthin einer Geſellſchaft beygewohnet, worinn ich den Stof zur Unterredung hergegeben, indem man mir eine Menge von Fehler und Schwachheiten ſowol am Leibe als am Gemüthe Schuld gegeben. Vielleicht aber legt man mir in der erſten Geſellſchaft, welcher ſie wieder beywohnen, eben ſo viele Vorzüge des Leibes, und gute Eigenſchaften des Gemüths, als dorten Fehler bey, und beyde Theile können Recht haben. Denn es ſcheint, daß ich zu dem Ende erſchaffen worden, um ſowol die Aerzte, als die Moraliſten zu verwirren. Vielleicht ſcheint ihnen dieſes nicht deutlich genug zu ſeyn, und ich kann ihnen dieſes nicht verargen. Und wie ſollte ihnen dieſes nicht dunkel ſeyn, da ich es ſelbſt nicht recht begreifen kann. Ich habe dreyerley mit großem Fleiſſe getrieben, aber in keinem Stücke es ſonderlich weit gebracht. So lange ich auch auf der Violin geſpielet, ſo kann ich mich doch für keinen Meiſter ausgeben. So viele griechiſche Bücher ich auch geleſen, ſo habe ich doch in das innerſte dieſer Sprache nicht dringen können, und

wie

Digitized by Google

wie viele Mühe ich mir auch gegeben, die Beſchaffenheit meines Körpers zu erforſchen, ſo iſt doch alle meine Bemühung vergebens geweſen. Ich kann mit Wahrheit ſagen, daß ich nichts mehr unterſuchet, und nichts weniger kennen lernen, als mich ſelbſt. Was meine Gemüthseigenſchaften betrift, ſo kann ich davon noch einigermaßen einen Grund angeben, woher die dem Anſchein nach mit einander ſtreitenden Handlungen ihren Urſprung haben, was aber meinen Körper anlanget, davon kann ich gar keine Urſache anführen. Wenn ich mein hohes Alter erwege, und den Zuſtand bedenke, worinn ich mich in vielen Stücken befinde, ſo ſcheint es, daß ich einen ſehr guten und dauerhaften Körper habe, und dieſes dünkt andern eben ſo. Wenn ich aber an der andern Seite erwege, was ich leide und täglich ausſtehen muß; ſo muß ich mich ſelbſt bedauren, und ein jeder, dem ich mein Leiden erzähle, ſtimmt mit mir zwar darinn überein. Man denkt aber auch zugleich: Wie kann das möglich ſeyn! Mein Geſicht iſt ſolchergeſtalt beſchaffen, daß ich auf zehn Schritte weit einen Menſchen von dem andern nicht unterſcheiden kann; und doch kann ich, wenn es auch meiſt dunkel iſt, die feinſte Schrift annoch ohne Brille leſen. Mein Gang iſt alſo eingerichtet, daß mir bisweilen niemand folgen kann. Bisweilen aber kann ich andern nicht folgen. Ich bemerke insgemein bey mir eine innerliche Hitze, niemand aber kann, ſo viel ich weiß, weniger Kälte vertragen, als ich. Im Winter kann ich weder durch Stiefeln noch Strümpfe, ja nicht einmal durch einen Fußſack meine Füße erwärmen; im Sommer

mer aber kann ich nicht einmal ein Bettuch über meine Füße leiden. Bald empfinde ich zu viele Säure, bald aber gar keine. Von allen dieſen Zufällen könnte ich vielleicht, wiewol nicht ohne Mühe, einige Urſachen ausfündig machen. Es ſind aber noch andere Umſtände vorhanden, wovon ich gar keine Urſachen angeben kann. Ich befinde mich niemals beſſer, als wenn ich wenig ſchlafe, und habe niemals einen ſtärkern Appetit zum Eſſen, als wenn ich verſtopft bin. Die von andern ſo ſehr gewünſchten Eröfnungen, verkündigen mir eine Krankheit, oder wenigſtens doch heftige Kopfſchmerzen. Ein Glas Wein, wodurch andre aufgemuntert und frölich werden, macht mich niedergeſchlagen, und der Coffee, welcher bey andern eine Schwermuth verurſachet, macht mich aufgeräumt. Wenn ich eine Zeitlang mit Kopfſchmerzen geplagt geweſen, und gedenke, endlich einmal etwas zu gebrauchen, um ſolche zu vertreiben, ſo ſtehe ich des Morgens auf, und merke, daß nicht der Kopf, ſondern die Bruſt einer Arzney bedarf, wenn ich aber ſolche beſtelle, ſo finde ich gleich darauf, daß mir Magentropfen am nützlichſten ſind. Ich liege alſo beſtändig mit meinen Krankheiten im Streit, und ſie ſind völlig dazu geſchickt, einen Arzt zu verwirren, daß er nicht weiß, was er davon urtheilen ſoll. Wenn ihre Orthodoxie ihnen nicht erlaubt, alles dieſes zu glauben, ſo kann ich es ihnen nicht verargen. Aber diejenigen, mit denen ich täglich umgehe, und die Aerzte, deren Rath und Hülfe ich mich zuweilen bedienet, können es bezeugen, daß es ſich würklich alſo verhält. Und was könnte mich doch wohl bewegen,

wegen, von mir ſelbſt eine ſolche ſeltſame Abbildung zu machen! Was meine Gemüthseigenſchaften betrift, ſo ſcheinen dieſelben ebenfalls mit einander zu ſtreiten; doch kann ich davon annoch einigermaßen eine Urſache angeben. Einige mahlen mich als einen höchſtgeizigen Mann ab, und ſcheinen in dieſem Stücke nicht unrecht zu haben, indem ſie durch verſchiedene Gründe beweiſen können, daß ihr Vorgeben nicht unwahrſcheinlich iſt. Andre aber rühmen meine Freygebigkeit, und dieſe ſcheinen nicht weniger recht zu haben, indem es ihnen eben ſo wenig an Gründen und Beweiſen fehlet. Die erſten gründen ihre Meynung auf meine mäßige und eingeſchränkte Lebensart, welche aufs genaueſte eingerichtet iſt, und auf die genaue Aufmerkſamkeit, welche ich auf alle meine Sachen wende. Die andern berufen ſich, um ihre von mir gemachte Abbildung zu behaupten, auf verſchiedene Ausgaben, welche ich auf ſolche Dinge wende, worinn andre geitzig ſind; daher ſagt man in einer Gaſſe: Da geht der Geitzhals, der keinem Menſchen Gutes thut. In einer andern Gaſſe aber heißt es von mir: Gott erhalte doch den Mann, der den Armen ſo viele Wohlthaten erweiſet. Beyde Theile haben recht. Viele gehen mit leeren Händen von mir, welche von andern Gutes genieſſen. Viele aber werden von andern abgewieſen, denen ich etwas mittheile. Ich weiſe insgemein ſolche Leute ab, welche mich täglich mit Bettelbriefen überlaufen, und ſuche dagegen ſolche Armen auf, die mich niemals um eine Gabe angeſprochen,

und von denen ich erfahren, daß ſie es am meiſten bedürfen. Ein jeder, der, wie ich, den Grundſatz hat, daß man die Wohlthaten mit Vernunft austheilen müſſe, muß ſich nothwendig auf ſolche ſtreitige Urtheile gefaßt machen. Die Urſache, wesfalls ich im eſſen und trinken, und in meiner ganzen übrigen Lebensart ſo ſparſam und genau bin, habe ich bereits bey einer andern Gelegenheit in meinen Schriften angezeiget, und daher will ich ſolches hieſelbſt nicht wiederholen. Auf eben dieſelbe Art halten mich einige für faul, andre aber für arbeitſam. Ich weiß, daß man mir öffentlich Verſäumniß und Nachläßigkeit Schuld gegeben, und mich deswegen getadelt, da andre zu eben derſelben Zeit mich ermahnet, meinen Eifer im arbeiten und ſchreiben zu mäßigen, wodurch ich meine Kräfte ſchwächte, und meine Schwachheiten vermehrte. Dieſe ſtreitigen Urtheile gründen ſich auf meine Nachläßigkeit in gewiſſen, und meine Arbeitſamkeit in andern Dingen. Ich habe mich niemals ſonderlich fleißig in akademiſchen Uebungen bewieſen, weil ich ſolche nicht für ſonderlich nützlich gehalten. Es geſchiehet auch nicht anders, als mit großer Mühe, daß ich einen Brief beantworte, welcher an mich geſchrieben worden. Inzwiſchen bin ich doch niemals müßig, und es iſt ſonderbar, je ſchwerer und mühſeliger die Arbeit iſt, deſto leichter wird mir dieſelbe. Zu eben derſelben Zeit, da es mir beſchwerlich fällt, zwey oder drey Complimentenbriefe an einem Poſttage zu beantworten, oder einen Bogen auszubeſſern, der mir aus der Druckerey geliefert wird, habe ich einige hundert lateiniſche

niſche Sinngedichte geſchrieben, welches andere für eine überaus ſchwere Arbeit halten. Einige tadeln es an mir, daß ich ſo gerne Frauenzimmer Geſellſchaften beſuche, andre aber ſagen, daß ich gar zu kaltſinnig gegen das ſchöne Geſchlecht bin. Ich läugne nicht, daß ich allezeit einen Gefallen an Frauenzimmer Geſellſchaften gefunden, und zwar aus denen Gründen, welche ich in meinen Schriften angezeigt. Ein ſolcher beſtändiger Umgang hat zu dem erſten Urtheil Anlaß gegeben. Weil ich aber aus keiner andern Urſache mit dem Frauenzimmer umgehe, als um mein Gemüth aufzumuntern, und das Frauenzimmer nicht anders als ſchöne Gemählde anſehe, ſo wird dadurch das letzte Urtheil veranlaſſet. Ich beſitze zwey Landgüther, auf dem einen hatte ſich das erſte Gerüchte ausgebreitet, und wenn ich daher einen von meinen Bauren beſuchte, der eine junge Frau, oder eine artige Tochter hatte, ſo meynte der Bauer, daß ich aus keiner andern Urſache zu ihm käme, als um mich wegen rückſtändiger Schulden und Abgaben bezahlt zu machen. Auf dem andern Guthe hörte ich gleich nach meiner Ankunft, daß ſich in dortiger Gegend ein allgemeines Gerüchte ausgebreitet, daß ich einen natürlichen Abſcheu vor allen Weibsleuten hätte. Wie alſo auf dem einem Guthe die Weiber in Geſandtſchaften gebraucht wurden, um dieſes oder jenes zu erhalten, ſo erſchienen auf dem andern Guthe die Männer, wenn ſie etwas anzubringen hatten. Einige halten mich für einen über alle Maßen aufgeräumten Mann, andre aber legen mir ein murriſches und ernſthaftes Weſen bey.

Die

Die erſten beurtheilen mich nach meinen muntern Schriften, die andern werden zu ihrem Urtheil durch meinen Umgang und meine Lebensart bewogen, welche ſolchergeſtalt eingerichtet iſt, daß wenige Menſchen mir darinn folgen können. Des Tages gehe ich wenig, und bloß in der Abſicht aus, um friſche Luft zu ſchöpfen, des Abends aber bin ich das ganze Jahr durch in meinem Zimmer, ohne eine lebendige Creatur zu ſehen, wo ſich nicht, wenn die Thüre etwa von ungefehr offen ſtehet, eine Katze hineinſchleicht, deren Geſellſchaft mir dennoch nicht angenehm iſt, und welche ich daher gleich wieder fortjage. Weil die Beſchaffenheit meines Körpers mich zu einer beſondern Lebensart verbindet, ſo verurſachet dieſelbe auch, daß ich in verſchieden Dingen einen ganz beſondern Geſchmack habe, und dasjenige öfters verachte, was andre bewundern. Ein gewiſſer vornehmer Herr zeigte mir einmal eine ganze Reihe von geſchmückten Frauenzimmern, deren große Reifröcke ihm als ſonderbare Zierrathen in die Augen fielen. Ich antwortete aber: **Wenn ich annoch in meinem hohen Alter einmal verliebt werden ſollte, ſo ziehe ich gewiß ein Stubenmädchen vor, deren Tracht viel natürlicher iſt.** Einige legen mir eine ziemliche Gleichgültigkeit, in Abſicht auf die Religion, bey; weil ſie wahrnehmen, daß ich die Kirche nicht fleißig beſuche. Andre aber urtheilen anders, weil ſie ſehen, daß ich die Kirche nicht verſäume. Beyde Theile haben recht. Jene ſehen mich nur des Winters in der Stadt, da ich der Kälte halber nicht

in die Kirche kommen kann. Dieſe aber ſehen mich allein im Sommer auf dem Lande, da mich die Kälte nicht abhält die Kirche zu beſuchen. Nach dieſer von mir gemachten Abbildung darf ſich niemand wundern, wenn er ſolche einander widerſprechende Urtheile von meiner Perſon höret. Ein jeder ſagt die Wahrheit, wenn man mich bloß von der einen Seite anſiehet. Und wenn jemand nicht begreifen kann, wie ſolche Eigenſchaften zu gleicher Zeit wahr, und auch zu gleicher Zeit falſch ſeyn können, ſo darf er nur das Blatt umwenden, um an der andern Seite die Erklärung zu finden. Ich bin ꝛc.

Der
fünf und ſiebenzigſte Brief.

Mein Herr,

Ich habe vor kurzer Zeit eine kleine deutſche Schrift geleſen, welche den Titel führet: Beweis, daß die Univerſalmonarchie für die Wohlfahrt Europens, und überhaupt des ganzen menſchlichen Geſchlechts, die größte Glückſeligkeit wirken würde. Die Schrift hat mir gefallen, weil ich etwas neues darinn angetroffen, ungeachtet man der Meynung des Verfaſſers nicht wohl beypflichten kann. Man ſagt, daß dieſe Schrift von verſchiedenen widerlegt worden; es iſt mir aber nichts davon zu Geſichte gekommen. Der Verfaſſer dieſer Schrift urtheilet zwar nicht übel, und es ſind verſchiedene Dinge in dieſer Abhandlung beygebracht, die nicht nur vielen Schein haben, ſondern denen man auch ſeinen Beyfall nicht wohl verſagen kann. Allein eine ſolche wichtige Materie ſollte billig umſtändlicher erörtert, und nicht nur die Zeit und der Ort, ſondern auch die Beſchaffenheit einer ſolchen Univerſalmonarchie wohl erwogen werden, und alsdenn würde der Schluß ganz anders ausfallen. Ob diejenigen, welche

 dieſe

dieſe Schrift widerlegt, eine ſolche Unterſuchung angeſtellet, kann ich nicht ſagen. Eine ſolche Prüfung aber iſt nothwendig, und wenn man dieſen Weg einſchlägt, ſo kann dieſe ſcheinende Meynung, wenn man ſolche auf verſchiedenen Seiten angreift, ſo geſchwächt werden, daß ſie allen ihren Schein verlieret, und wie ein Irrlicht auf einmal verſchwindet. Ueberhaupt ſucht der Verfaſſer ſeine Meynung auf folgende Art zu beweiſen. Zuerſt bemühet er ſich zu zeigen, wie ſchädlich die Menge der Regenten für das allgemeine Beſte ſey. Je größer heißt es, die Anzahl der von einander unterſchiedenen Staaten in Europa iſt, deſto geringer iſt die Macht und das Vermögen eines jeden Regenten, ſich ſelbſt und ſeine Unterthanen zu beſchützen, und ihnen Recht zu verſchaffen, wenn ſie von den Einwohnern eines mächtigern Reichs Unrecht leiden müſſen. Die Miſſethaten bleiben öfters ungeſtraft, weil ein Miſſethäter ſeine Zuflucht zu einem andern Herrn nehmen kann, welches aber nicht angeht, wenn alle und jede einen gemeinſchaftlichen Herrn unterworfen ſind. Der Aufruhr, welcher in einer allgemeinen Monarchie leicht gedämpft werden kann, wird durch die Menge der Regenten erzeugt und unterhalten, indem ein benachbartes Land gerne ſiehet, daß das andre dadurch geſchwächt wird. Je gröſſer die Anzahl der regierenden Höfe iſt, deſto gröſſer ſind die Koſten, und deſto mehrere Bürden und Laſten müſſen den Unterthanen nothwendig aufgelegt werden. Und weil ein jeder Potentat ſich gegen den andern in einen guten Wehrſtand zu ſetzen ſuchen muß, ſo werden in einem jeden Lande be-

ſtän-

ſtändige Kriegsheere unterhalten, welche das Vermögen des Landes überſteigen, und dieſes iſt die Urſache, wesfalls die meiſten Länder ſo arm ſind. Die Menge der Regenten iſt ſchuld an der Schwäche der Chriſtenheit gegen ihre gemeinſchaftlichen Feinde, welche ſich die unter den Regenten ſtets herrſchende Uneinigkeit, und inſonderheit die Schwäche Deutſchlandes, zu Nutze machen, welches ganz Europa widerſtehen könnte, wenn es unter einem Haupte ſtünde. Weil die Regenten, wie die Hiſtorie zeigt, öfters grauſam werden, und ſich allerhand Laſtern ergeben, ſo fließt daraus, daß ihre Menge dem menſchlichen Geſchlechte ſchädlich ſey, und weil die Unterhanen insgemein dem Beyſpiel ihrer Herren folgen, ſo werden ganze Länder dadurch ins Verderben geſtürzt. Allem dieſem Uebel kann nach des Verfaſſers Meynung durch die Errichtung einer Univerſalmonarchie vorgebeugt, wenigſtens daſſelbe dadurch gar ſehr verringert werden. Seine Worte lauten folgendergeſtalt: Durch eine Univerſalmonarchie wird der Friede und die allgemeine Sicherheit befördert. Die Unkoſten, welche man auf unzählige Kriegsheere und auf die zahlreichen Beſatzungen in den Gränz- und andern Veſtungen wenden muß, werden erſparet, unzählige Kriege, wodurch ganz Europa ſo oft in Flammen geſetzt worden, werden abgewandt. Handel und Gewerbe kommt empor, ein jeder kann ſeine Wohnung aufſchla-

 gen

gen in welchem Lande er will, ohne daß er beſorgen darf, von ſeinem Vermögen auch nur das allergeringſte einzubüßen. Die Feindſchaft und Eiferſucht, welche unter benachbarten und unter verſchiedenen Regenten ſtehenden Ländern herrſchet, wird aufgehoben, und endlich wird auch eine Gleichförmigkeit und Uebereinſtimmung in der Religion dadurch zuwege gebracht. Nachdem der Verfaſſer alle dieſe Vorzüge hergerechnet, ſo widerlegt er auch kürzlich die Einwürfe, welche man hiergegen machen kann. Aus dem, was er in Abſicht auf die Religion anführet, ſiehet man, daß er entweder ein römiſchcatholiſcher Chriſt, oder auch ein Indifferentiſt ſeyn müſſe, indem er es für eine Glückſeligkeit hält, wenn alle und jede dahin können gebracht werden, die Religion des Univerſalmonarchen anzunehmen, und wie einen Oberherren, alſo auch einen Glauben zu haben. Es iſt in dieſer Schrift verſchiedenes enthalten, wodurch Leute, deren Begrif ſich nicht gar zu weit erſtrecket, können verleitet werden, zu glauben, daß die Furcht, welche man insgemein für eine Univerſalmonarchie hat, und die Bemühung, welche die Potentaten anwenden, Europa in einem Gleichgewicht zu erhalten, nicht gar zu wohl gegründet ſey. Mit welchem Erfolg und mit welchen Gründen übrigens dieſe Schrift widerlegt worden, kann ich nicht ſagen, weil mir die dagegen ans Licht getretenen Widerlegungen nicht zu Geſichte gekommen. Ueberhaupt muß man hierbey unter den Univerſalmonarchien

chien einen Unterſcheid machen. Denn wie alle ſolche Monarchien nicht auf einerley Art entſtanden, ſo können ſie auch nicht alle von einer gleichen Dauer und Wirkung ſeyn. Eine Univerſalmonarchie, welche unter barbariſchen Völkern in Aſien, Africa und America errichtet wird, iſt nicht mit ſo vielen Unbequemlichkeiten verknüpfet, als wenn ein Monarch dergleichen unter den geſitteten Europäern wagen wollte. Und eine Herrſchaft, wozu ein Monarch durch eine freywillige Unterwerfung verſchiedener Länder gelanget, iſt dauerhafter, und von derſelben kann man mit mehrerm Grunde die Vortheile erwarten, welche der Verfaſſer anführet, als wenn man durch Blut und Kriege ſich den Weg zu einem unumſchränkten Throne bahnen muß. Weil aber der Verfaſſer dieſer Schrift hierunter keinen Unterſcheid macht, ſondern ſchlechthin vorgiebt, daß eine Univerſalmonarchie, es mag ſolche entſtehen auf welche Art ſie will, dem menſchlichen Geſchlechte zum größten Nutzen gereichen würde, ſo darf man nur eine ſolche Univerſalmonarchie etwas genauer anſehen, um zu urtheilen, ob es denn für Europa ein ſo großes Glück geweſen ſeyn würde, wie der Verfaſſer vorgiebt, wenn das Oeſterreichiſche Haus, welches mit der fünften Monarchie ſchwanger gieng, im dreyßigjährigen Kriege ſeine Abſicht erreicht, und die Oberhand erhalten hätte. Die Gründe, welche der Verfaſſer beybringt, um ſeinen Satz zu behaupten, ſind bereits oben angeführt, und die meiſten alſo beſchaffen, daß die Schwäche und der Ungrund derſelben bey einer etwas genauern Unterſuchung einem

nem jeden ſogleich in die Augen leuchtet. Wenn der Verfaſſer ſagt, daß ein Monarch, je mächtiger er iſt, ſeine Unterthanen auch deſto nachdrücklicher gegen die Gewalt der Benachbarten ſchützen könne, ſo kann man ihn dieſes zwar in ſo weit einräumen, wenn der Monarch alſo geſinnet iſt, daß er die durchs Schwerdt eroberten Reiche und Länder auf eben dieſelbe Art, wie ſeine Erblande, beherrſchet. Allein die Erfahrung zeigt, daß dieſes faſt niemals geſchiehet. Das Reich, durch deſſen Macht andre Reiche bezwungen worden, eignet ſich insgemein ſehr viele Freyheiten und Vortheile über die Ueberwundenen zu, welches zu allerhand verdrießlichen Folgen, und nicht ſelten zum Aufruhr und zur Empörung in den beſiegten Landen Anlaß giebt, wovon man viele Exempel in der Hiſtorie antrift. Wenn es ferner heißt: durch die eingeführten verſchiedenen Regierungen bleiben oft viele Miſſethaten in kleinern Staaten ungeſtraft, indem ein Uebelthäter in einem benachbarten Lande öfters Zuflucht ſucht, und Schutz findet, ſo kann man darauf antworten, daß auch viele unrechtmäßiger Weiſe verfolgte Männer dadurch beſchützt werden. Wie viele große Männer, die bloß ihrer Tugend halber von dem Tiberio, Caligula, Nero, Domitian und andern verfolgt wurden, ſind nicht unter der römiſchen Monarchie aufgeopfert worden, weil ſie kein Land wußten, wohin ſie fliehen konnten, ſondern an dem Orte, wo ſie waren, bleiben, und ſich wie Schafe ſchlachten laſſen mußten. Der Unbequemlichkeit aber, die der Verfaſſer anführet, daß die Miſſethäter ſich in ein fremdes Gebiet begeben, um

dorten

dorten Schutz zu finden, kann dadurch mit leichter Mühe vorgebeuget werden, wenn benachbarte Länder unter ſich eine Vereinbarung treffen, daß die Miſſethäter auf Verlangen ausgeliefert werden ſollen. Der Verfaſſer glaubt ferner, daß man den Aufruhr in einer allgemeinen Monarchie mit leichter Mühe, bey ſo vielen verſchiedenen Regierungen, aber nicht ſo leicht dämpfen könne, weil ein benachbartes Land gerne ſiehet, daß das andre geſchwächt wird. Man kann aber auch darauf erwiedern, daß die großen Monarchien faſt niemals vom Aufruhr befreyet ſind, und wenn eine eroberte Provinz nur erſtlich einmal den Anfang macht ſich zu empören, ſo fallen derſelben ſogleich mehrere zu. Die Hiſtorie zeigt, daß die großen perſiſchen und römiſchen Monarchen ihren Thron nicht ſo lange, als kleinere Regenten, beſchützen können, und noch heutiges Tages legt das ottomanniſche Reich davon ein merkwürdiges Beyſpiel ab. Was der Verfaſſer wegen der Unterhaltung der Truppen und der daher erwachſenden Laſt der Unterthanen beybringt, iſt nicht ganz ungegründet. Denn je größer die Anzahl der unter verſchiedenen Herren ſtehenden Staaten in einem Theile der Welt iſt, deſto mehr Truppen müſſen unterhalten werden, und deſto gröſſer iſt daher natürlicher Weiſe auch die Laſt der Unterthanen. Man kann aber auch im Gegentheil dagegen einwenden, daß die Statthalter in den von der Reſidenz weit entlegenen Provinzen den Unterthanen eben ſo läſtig ſind, indem ſie ſich, während ihrer Statthalterſchaft zu bereichern ſuchen, und die ihnen anvertrauten Provinzen ausſaugen, ja die Hi-

Hiſtorie zeigt, daß verſchiedene von dieſen Statthaltern ſich in wenig Jahren einen königlichen Schatz geſammlet, und dadurch in den Stand geſetzt worden, den Monarchen ſelbſt die Spitze zu bieten. Dieſes iſt der Urſprung und Anfang der vielen kleinen und unabhängigen Staaten, die man nun in Europa, und inſonderheit in Deutſchland antrift, woſelbſt die Statthalterſchaften in unabhängige Fürſtenthümer und Herrſchaften verwandelt worden. Daß die gemeinſchaftlichen Feinde der Religion ſich die Schwäche der Chriſtenheit, und die unter den vielen Regenten herrſchende Uneinigkeit zu nutze machen, iſt nicht zu läugnen, allein dieſer Umſtand bleibt doch noch allemal übrig, daß die großen Monarchien jederzeit, wie ich ſchon oben erwehnet, einen innerlichen Aufſtand beſorgen müſſen. Dieſes bezeuget das ottomanniſche Reich, und die ſpaniſche Monarchie, deren Stärke ſich verlohr, wie die Größe des Reichs zunahm, und ich habe in meiner däniſchen Hiſtorie deutlich gezeigt, daß die nordiſchen Reiche niemals ſchwächer, als zu den Zeiten geweſen, wie ſie alle unter einem König vereiniget waren. Weil die Regenten, ſagt der Verfaſſer ferner, ſich öfters der Tyranney und verſchiedenen andern Laſtern ergeben, ſo iſt deren Menge dem menſchlichen Geſchlechte nachtheilig. Man kann aber dieſen Satz umkehren, und mit eben demſelben Grunde ſage: weil viele Regenten tugendhaft ſind, ſo iſt deren Menge dem menſchlichen Geſchlechte nützlich. Es können überdem ſchwache Regenten ſolche grobe, und dem ganzen menſchlichen Geſchlecht zum Schaden gereichende

Laſter

Laſter nicht füglich ſo dreiſt und unbeſorgt ausüben, als große und faſt den ganzen Erdboden beherrſchende Monarchen. Ein Caligula, ein Nero, ein Caracalla, und ein Heliogabalus würden ſich niemals erkühnet haben, ihren Lüſten ſo ſehr nachzuhängen, wenn in Italien noch mehrere unabhängige Staaten vorhanden geweſen wären. Es geht hauptſächlich auf die Univerſalmonarchen, wenn man alſo reden darf, was der Poet ſagt:

— — Nihil eſt, quod credere de ſe
Non poſſit, cum laudatur Diis æqua poteſtas.

Daß die Unterthanen, welche unter großen Monarchien leben, ihre Nahrung, Handlung und Gewerbe mit mehrerer Ruhe und Sicherheit fortſetzen können, als die Unterthanen und Einwohner kleinerer Staaten, iſt gewiß. Man kann aber auch zu gleicher Zeit ſagen, daß viele kleine und ſonſt blühende Staaten ihren Handel gänzlich eingebüßet, ſo bald ſie mit großen Reichen vereiniget worden. Wenn Frankreich in dem vorigen Jahrhundert die Oberhand behalten, Holland bezwungen, und Jacob den Zweyten zum Statthalter oder ſchatzpflichtigen Könige in England gemacht hätte, würde der reiche engliſche und holländiſche Handel ſich nicht mit der Zeit nach Frankreich gezogen haben? und würde ein mäßiges Stück Land, als die ſieben vereinigten Provinzen ausmachen, jemals zu dem Anſehn gelangt ſeyn, worinn ſie nun ſtehen, wenn ſie der Bothmäßigkeit Spaniens wären unterworfen ge-

geweſen? Unter allen Gründen aber, welche der Verfaſſer anführt, iſt derjenige, den er von der Religion entlehnet, der anſtößigſte. Denn daher denkt er zu beweiſen, was es für ein Glück für die ganze Chriſtenheit geweſen ſeyn würde, wenn Spanien z. E. ganz Europa bezwungen, und durch Zwang und die Inquiſition alle Lutheraner und Reformirte genöthiget hätte, eben dieſelben Bilder anzubeten, welche die ſpaniſchen Monarchen verehren. Wenn man dieſes und andere Dinge überlegt, die in dieſem Buche vorkommen, ſo verliert die Schrift ſehr viel von ihrem Werth, und der Verfaſſer verdient mit Recht widerlegt, und dafür geſtraft zu werden, daß er ſich unterſtanden, eine ſo ſeltſame und allen Regenten höchſt unangenehme Meynung zu vertheidigen. Ich bin ꝛc.

Der

Der
ſechs und ſiebenzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen von mir zu wiſſen, was in Staatsſachen ſeit einiger Zeit neues vorgegangen, weil ſie, wie ſie ſchreiben, lange keine Zeitungen auf dem Lande geleſen. Das neueſte, was ich ihnen berichten kann, beſteht darinn, daß der türkiſche Kayſer angefangen, der Chriſtenheit den Catechiſmum zu predigen, ſo daß gegenwärtig der Ausſpruch des Poeten vollkommen eintrift; ſalva res eſt, iam Davus philoſophatur. Die Geſchichte verhält ſich folgendergeſtalt: Der Großvezier hat vor kurzer Zeit, auf Befehl des Großſultans, die Geſandten der chriſtlichen Mächte zu ſich fordern laſſen, und die chriſtlichen Potentaten durch eine bewegliche Rede zur Eintracht und zum Frieden unter einander ermahnet. Dieſe Rede ſcheint mir eben ſo ſeltſam, als die Predigt, die ein gewiſſer Seeofficier vor einigen Jahren in Norwegen gehalten, um einen Streit beyzulegen, der zwiſchen einigen geiſtlichen und graduirten Perſonen entſtanden war. Ich habe im Anfange dieſe Catechiſation des Großveziers für ein Gedicht gehalten, und ſolche unter die Fabeln gerechnet, welche

uns

uns in den Zeitungen oft aufgebunden werden. Die Hiſtorie aber iſt nachher durch verſchiedene Briefe von eben demſelben Inhalt bekräftiget worden, die der Sultan nach England und Holland abgeſchickt, und worinn er ſeine Vermittelung und ſeine willigen Dienſte zu Stiftung eines Friedens unter den kriegenden chriſtlichen Potentaten angetragen. Ich habe nicht geleſen, was dem Großſultan auf dieſen ſeinen Antrag von England und Holland geantwortet worden. Allem Vermuthen nach aber haben ſie dem Sultan für ſeine gute Geſinnung gegen die Chriſtenheit Dank geſagt, und demſelben hinwiederum ihre Vermittelung zwiſchen ihm und dem perſianiſchen Schach Nadir angeboten, mit welchem er ſeit einigen Jahren im Krieg verwickelt geweſen. Die Friedenspräliminarien, welche der Sultan den chriſtlichen Potentaten gethan, haben dieſe ſeltſame Begebenheit nachher noch mehr aufgekläret. Denn weil die meiſten Artikel zum Vortheil von Frankreich eingerichtet waren, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß ein franzöſiſcher Miniſter hierinn dem Großvezier an die Hand gegangen, und ein gewiſſer Skribent hat nicht unrecht, wenn er ſagt: Dieſe Präliminarien ſind nicht von einer türkiſchen Hand aufgeſetzt, und dieſe Friedenseyer ſind nicht unter einem türkiſchen Turban ausgebrütet worden. Ich bin ꝛc.

Der

Der
ſieben und ſiebenzigſte Brief.

Mein Herr,

Ich hatte neulich Gelegenheit, mit einem jungen Herrn zu reden, der ſich eine Zeitlang in Spanien aufgehalten hatte. Derſelbe erzählte, daß die ſpaniſche Nation ſeit einiger Zeit faſt ganz unkennbar geworden, indem die ehemalige ſpaniſche Ernſthaftigkeit ſich in eine franzöſiſche Flüchtigkeit verwandelt, und die Lebensart zu Madrit faſt eben ſo wie zu Paris beſchaffen ſey. Hiedurch wird dasjenige von neuen beſtärkt, was ich bereits an einem andern Orte in meinen Schriften von den menſchlichen Neigungen angemerkt, daß der Ort, die Luft und die Nahrung dazu wenig oder nichts beytragen, ſondern daß es bloß auf die Regierung, auf die Geſetze und auf die Verordnungen ankomme, die Menſchen zu bilden, und ſolche in eine andre Form zu gießen. Wie ſehr ein ganzes Volk in einer kurzen Zeit ſich verändern könne, davon kan keine Nation zu einem ſtärkern und unumſtößlichern Beweiſe dienen, als die engliſche. Die Engländer, welche in den älteſten Zeiten nur zur Sklaverey erſchaffen zu ſeyn ſchienen, ſind nun unter

ter allen europäiſchen Völkern die tapferſten, und die größten Freunde und Vertheidiger der Freyheit. Wenn man den alten Zuſtand dieſes Reichs betrachtet, inſonderheit zu den Zeiten Wilhelms des Eroberers, ſo muß man über die Gedult dieſes Volks, und über deſſen blinden Gehorſam gegen die Regierung erſtaunen, und man kann die Geſchichte der damaligen Zeiten nicht leſen, ohne zugleich aufs empfindlichſte gerührt zu werden, wenn man findet, daß ſie ſich von einer ſchwachen und fremden Nation, wie die Normänner waren, unter die Füße treten laſſen, und mit einer ſolchen Gedult alle nur zu erdenkende Schmach und Gewalt ertragen, daß man auch bey keiner morgenländiſchen Nation davon ein größeres Beyſpiel antrift. Zu unſern Zeiten aber hat ihre Kühnheit keine Gränzen, und ihre Luſt zur Freyheit iſt ſo groß, daß man in keinem Lande dergleichen antrift. Ich habe bereits an verſchiedenen Orten in meinen Schriften der Freyheit Erwehnung gethan, deren ſie ſich anmaßen, über Sachen, die in die Religion einſchlagen, zu urtheilen, welches ſo weit gehet, daß ſie gewiſſe Schriftſteller bloß zu dem Ende bezahlen und unterhalten, um gegen die Grundartikel des Glaubens zu ſchreiben. So unerlaubt dieſes auch iſt, ſo muß man ſich doch noch weit mehr über die Freyheit wundern, deren ſich Privatperſonen anmaßen, als welche ſich nicht entblöden, gegen die Regierung zu ſchreiben, und im öffentlichen Druck die Anordnungen und Anſtalten aufs bitterſte durchzuziehen, welche von dem Könige in Kriegs- und Friedenszeiten gemacht werden. Dieſes wird ſo wenig in

Hol-

Holland, als in irgend einer andern freyen Republik geduldet. Aber die meiſten Engländer wollen ſich in keinem Stücke zwingen laſſen, und die Erfahrung hat auch gelehret, daß der Zwang zu nichts anders gedienet, als ihre Frechheit zu vermehren. Ich habe dieſe Nation in meiner eigenen Lebensbeſchreibung bereits abgemahlt, und will daher dieſes einzige nur noch von ihr anmerken, daß man in London jederzeit Skribenten findet, die in monatlichen oder wöchentlichen gedruckten Blättern die Entſchlieſſungen und Maaßregeln des Hofes ſowol, als des Parlaments, aufs bitterſte durchziehen. Hauptſächlich aber treiben zweene Schriftſteller dieſes Handwerk, der ſogenannte Crafftsmann und der Verfaſſer des alſo betitelten Old England. Dieſe beyden Skribenten laſſen alles, was ihnen in den Sinn kommt, auch in den allerwichtigſten Staatsſachen, ohne das geringſte Bedenken durch den Druck bekannt machen. Ich will davon zum Beyſpiel anführen, was ich neulich in einem Blatte von der Schrift, die den Titel Old England führet, geleſen habe. Es iſt bekannt, daß England ſeit einigen Jahren ſich ſehr viele Mühe gegeben, Holland dahin zu bewegen, ſich öffentlich gegen Frankreich zu erklären, und daß die Regierung in England dieſes als höchſtnothwendig für ſich und die ſämmtlichen Alliirten angeſehen, zu eben derſelben Zeit aber, wie man in England und Holland damit beſchäftiget war, ſpottet der Verfaſſer der Schrift, Old England genannt, darüber, und ſchreibt: Man ſuche Holland nur eine Naſe zu

 dre-

drehen, indem es der Wohlfahrt und dem Nutzen von Holland gänzlich entgegen ſey, in ein ſolches Anſinnen zu willigen. Wie ſehr auch jemand immer die Freyheit lieben mag, ſo wird er doch geſtehen müſſen, daß dieſes zu weit getrieben ſey, und wider alle in einer Societät feſtgeſetzte und zu beobachtende Ordnung ſtreite. Das ſchlimmſte iſt, daß dieſe Verfaſſer öfters ohne den geringſten Grund, und ohne alle Einſicht urtheilen, wie man findet, daß der Verfaſſer von Old England thut. Denn er ſagt: die Staatsklugheit von Holland erfordere eine beſtändige Freundſchaft mit Frankreich zu unterhalten, und Frankreich habe weder Willen noch auch die Macht dieſe Republik unter den Fuß zu bringen, welches der Erfahrung offenbar widerſpricht. Die Zeit hat auch gelehret, daß Holland klüger gehandelt hätte, wenn es den engliſchen Vorſtellungen eher Gehör gegeben. Ein ſolches Unternehmen verdienet eben ſo wenig Beyfall, als das Teſtament der Herzogin von Marlborough, worinn William Witte bloß deswegen hundert tauſend Pfund vermacht waren, weil er beſtändig die Entſchlieſſungen des Hofes und des Parlaments getadelt hatte. Ich bin ꝛc.

Der

Der acht und ſiebenzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen von mir zu wiſſen, wie die Unruhe ausgefallen, welche von den Handwerksgeſellen in Kopenhagen vor einiger Zeit angeſtiftet worden. Ich kann ihnen darauf keine andere Antwort ertheilen, als daß ſie ſich auf die gewöhnliche Art geendiget, nämlich, daß die Meiſter den Geſellen nachgeben, und ſich von ihnen ſolche Geſetze vorſchreiben laſſen müſſen, welche die Geſellen für gut gefunden. Es iſt ein Glück, daß die Handwerksburſche ihre Forderungen nicht noch weiter getrieben, da dieſe Leute die einzigen in einer bürgerlichen Geſellſchaft ſind, welche nicht können gebändiget werden. Andre Unterthanen und Einwohner ſind an einen gewiſſen Ort gebunden, den ſie nicht ohne große Beſchwerlichkeiten und ohne vielen Schaden wieder verlaſſen können. Die Handwerksgeſellen aber haben keinen gewiſſen Wohnplatz, und kein gewiſſes Vaterland. Sie wohnen, wie die Tartarn, unter Gezelten, und können ſich ohne den geringſten Verluſt, und ohne die mindeſte Unbequemlichkeit von einem Orte zum andern begeben. Wenn ſie daher drohen, daß ſie davon gehen wollen, ſo muß

man glauben, daß es ihr Ernſt ſey, und ihre Meiſter ſind gezwungen, ſich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, wo ſie nicht haben wollen, daß ihre Arbeit und Nahrung gänzlich liegen bleiben ſoll. Denn wo ein Handwerksburſche hinkömmt, da iſt ſein Vaterland, und wenn er des Abends in einem fremden Lande und Reiche anlangt, ſo hat er des folgenden Morgens ſchon wieder Arbeit. Sie ſind ſolchergeſtalt faſt die einzigen Menſchen, die ohne Koſten fremde Länder beſuchen, und mit einem leeren Beutel die ganze Welt durchſtreichen können, wenn ſie nur ſo viel bey ſich führen, daß ſie unter Weges in einigen Krügen, was ſie verzehrt, bezahlen können. Bey ſo geſtalten Umſtänden iſt demnach kein Mittel ausfündig zu machen, dieſe Leute im Zaum zu halten, und ſie zu bewegen, an einem gewiſſen Orte zu bleiben, wo nicht die Obrigkeiten in allen Ländern und Städten mit einander überein kommen, und ein gewiſſes Geſetz feſtſetzen, daß die Handwerksburſche an allen Orten ſollten gleich gehalten werden. Wenn dieſes möglich, und durch eine allgemeine Vereinbarung feſtzuſetzen wäre, ſo würden ſie ſich ſchon bedenken, ohne wichtige Urſachen von einem Orte zum andern zu laufen. Denn wenn ein ſolcher Kerl weiß, daß er nicht mehr Lohn und Feyertage in Deutſchland, als in Dännemark, und in Frankreich als in Schweden zu erwarten hat, ſo wird er gerne an dem Orte bleiben, wo er einmal iſt. Weil aber eine ſolche Vereinbarung ſchwerlich zu hoffen, ſo werden die alten und mit einem ſolchen Herumſchwärmen verbundenen Ungemächlichkeiten wol beſtändig fortdauren. Ich bin ꝛc.

Der

Der
neun und ſiebenzigſte Brief.

Mein Herr,

Weil ich mit vielen Leuten nicht in den Begriffen übereinſtimme, welche dieſelben ſich von verſchiedenen Dingen machen: ſo bin ich auch mit ihnen, in Abſicht auf die Meynung, nicht einig, welche ſie von der däniſchen Nation hegen, als an der ſie jederzeit etwas zu tadeln finden, und inſonderheit die in Dännemark herrſchende Kaltſinnigkeit in der Religion, nicht widrig und groß genug vorzuſtellen wiſſen. Ich lobe zwar ihren Eifer, wenn derſelbe aus einer lautern Quelle flieſſet, ich behaupte aber auch zugleich, daß ſie irren, wenn ſie die Dänen mit ſolchen Farben abmahlen. Andre, welche auf ihren Reiſen die Eigenſchaften der Völker, wo ſie hingekommen, unterſucht, ſind hierinn ganz andrer Meynung, und halten die Däniſche Nation für ganz theologiſch. Zum Beweis darf man nur die Scherzſchrift anſehen, welche in die europäiſche Fama eingerückt iſt, und worinn es heißt, daß Mercurius von dem Jupiter abgeſchickt worden, um das Verhalten und

die Aufführung aller auf der Erde wohnenden Völker zu unterſuchen. Mercurius ſagt hierauf, daß er ſich nach der däniſchen Nation bey einem däniſchen Edelmann erkundiget, der eben aus der Kirche mit einem Gebetbuch unter dem Arme heraus gekommen, und der Bericht, den er dem Jupiter bey ſeiner Zurückkunſt abſtattet, laut folgendergeſtalt: **Die Dänen beten mehr, als GOtt befohlen hat.** Man ſieht leicht, daß dieſes eine Satyre iſt, man ſieht aber auch zu gleicher Zeit daraus, was andre Völker von der däniſchen Nation urtheilen, und daß dieſelben mit einigen von unſern hitzigen Eiferern nicht zufrieden ſind, welche die däniſche Nation durch ihre Kaltſinnigkeit in der Religion und durch ihre wenige Gottesfurcht von andern Völkern unterſcheiden. Man wird wol nicht leicht ein andres Land finden, wo die Kirchen mit Zuhörern ſo ſehr angefüllet ſind, als in Dännemark, und kaum wird eine andre hohe Schule im Stande ſeyn, eine ſolche Menge von jungen angehenden Gottesgelehrten aufzuweiſen, als die Akademie in Copenhagen. Wenn ein hieſiger Bürger vier Söhne hat, ſo widmet er gewiß drey von ihnen dem geiſtlichen Stande, und wenn der vierte eine andre Wiſſenſchaft erwählet, ſo ſagt man, wie fleißig er ſonſt auch immer ſeyn mag, daß er ſich dem Studiren entzogen. Denn durch das Studiren verſteht man hieſelbſt überhaupt die Theologie. Die meiſten Stipendia, welche zum Beſten derjenigen, die fremde Länder beſuchen, geſtiftet ſind, können keinen andern als ſolchen jungen

Leuten

leuten nach der Stiftung verliehen werden, welche ſich der Theologie widmen. Wenn aber die Stifter hätten voraus ſehen können, daß das theologiſche Studium in dieſen Ländern ſo ſehr überhand nehmen würde, ſie würden allem Vermuthen nach darauf bedacht geweſen ſeyn, auch andern Wiſſenſchaften durch dergleichen milde Vermächtniſſe einen Vortheil zu verſchaffen. Wenn man demnach aus Dännemark nach fremden Orten reiſet, um die Theologie zu erlernen, und öffentliche Lehrer der Gottesgelahrtheit von fremden Orten nach Copenhagen verſchreibt, ſo kann man von beyden nicht wol eine hinlängliche Urſache angeben. Ich will, um dieſes zu beweiſen, nur folgendes anführen: Es ſind hier in der Stadt ordentlich eingerichtete muſicaliſche Concerten, wo ſich aber, ſo lange nur luſtige und munter geſetzte Stücke aufgeführt werden, das ganze Jahr durch insgemein nur wenige Zuhörer einfinden. Aber in der Faſtenzeit, wenn das geiſtliche Erwegen aufgeführt wird, wimmelt der Sahl von Menſchen, inſonderheit vom Frauenzimmer. Dieſes habe ich an andern Orten, wo ich mich aufgehalten, und ſelbſt in der heiligen Stadt Rom nicht angemerkt. In dieſer letztern Stadt iſt ein groſser Platz, der den Namen führet Piazza Navona, wo alle Arten von luſtigen Schauſpielen unter offenen Himmel vorgeſtellet werden. Der Pabſt will zwar den Römern dergleichen Luſtbarkeiten nicht verbieten, und erlaubt es daher, daß ſolche gehalten werden mögen. Damit er doch aber an den Tag legen möge, daß er dergleichen Schauſpiele mehr verdamme als billige, ſo hat er

verordnet, daß zu eben derſelben Zeit, und an eben demſelben Orte, da dieſe luſtigen Schauſpiele gehalten werden, ein Jeſuit an dem einen Ende des Platzes eine Predigt halten, und darinn die Thorheiten und Eitelkeiten der Welt beſtrafen muß. Wenn aber das Volk bey hunderten den luſtigen Schauſpielen zueilet, ſo ſiehet man kaum zwey Zuhörer bey dem Predigtſtuhl des Jeſuiten. Ich könnte noch ein mehreres, um dieſes zu beweiſen, anführen, ich halte dieſes aber für hinlänglich, nun diejenigen zu widerlegen, die der däniſchen Nation eine beſondere Kaltſinnigkeit in der Religion ſchuld geben. Ich bin ꝛc.

Der
achtzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir, daß ſie vor kurzer Zeit einer Geſellſchaft beygewohnet, wo man heftig mit einander, der beyden großen Staatsminiſter, des Uhlefelds und Greiffenfelds halber, mit einander geſtritten, indem einige dem erſtern, andre aber dem letztern den Vorzug beygelegt. Sie wünſchen meine Meynung, die ich desfalls hege, zu erfahren, und verlangen von mir eine Vergleichung unter dieſen beyden anſehnlichen Männern anzuſtellen, inſonderheit da ich, wie ſie mir das unverdiente Lob beylegen, in dergleichen Unternehmungen nicht unglücklich geweſen. Ich bin ihnen zwar für die geneigten Gedanken, welche ſie von mir in dieſem Stücke hegen, gar ſehr verpflichtet, und ein ſolches Lob, da es von einem Kenner herrühret, könnte mich ganz allein aufmuntern, einen Verſuch zu wagen. Da man aber in gedruckten Büchern ſehr wenig von den Schickſalen und Unternehmungen des letztern antrift, ſo wird dieſe Arbeit nicht anders als unvollkommen ausfallen können. Doch will ich mich bemühen, nach Maaß-

gebung der wenigen Wiſſenſchaft, die mir davon beywohnet, ihrem Verlangen eine Genüge zu leiſten. Wenn man die Abkunft, die Erziehung, und die Erhebung zu den höchſten Ehrenſtuffen beyder vorerwehnten großen Staatsmänner erweget, ſo bemerket man allenthalben eine große Verſchiedenheit. Uhlefeld ſtammte aus einem der anſehnlichſten und größten Häuſern in Dännemark her. Greiffenfeld aber war nur eines Weinhändlers Sohn. Der erſte war in Staatsſachen und andern einem vornehmen von Adel nöthigen und unentbehrlichen Wiſſenſchaften erzogen. Der andre legte in der Schule den Grund zu ſolchen Wiſſenſchaften, die ihm mit der Zeit zu einem Predigerdienſte, oder zu einem Schulamte den Weg bahnen konnten. Jener ward zu ſeinen Aemtern ſchon in ſeinen Probejahren gleiſam mit der Hand geleitet, theils durch ſeine mächtigen und zahlreichen Anverwandten, theils durch ſeine vortheilhafte und große Verbindung mit der liebſten Tochter Chriſtian des Vierten. Dieſer aber hatte im Gegentheil eben ſo viele Hinderniſſe zu beſtreiten, und konnte nicht anders als durch einen ungebahnten und ſauren Weg zu ſeinem Endzweck gelangen. Denn wie der erſte die mächtigſten im Reiche zu Beförderern hatte, welche ſich über ſeine Erhebung freueten, ſo hatte der andre die größten gegen ſich, die ſeine Erhebung mit ſcheelen Augen anſahen, und wie man im Sprichworte zu ſagen pflegt, das Kind in der Geburt zu erſticken ſuchten. Wenn man dieſes erwegt, und betrachtet, daß der eine einen Weg gehen müſſen, welcher voller Steine des

An-

Anſtoßes war, der andre aber einen ebenen und gebahnten Weg vor ſich gefunden, ſo ſollte man faſt auf die Gedanken gerathen, daß Greiffenfeld von der Natur mit größeren Gaben ausgerüſtet geweſen, als Uhlefeld. Weil aber alle und jede einhellig bezeugen, daß Uhlefeld ſchon als ein Knabe bewundert, und bereits in ſeiner erſten Jugend, nach dem Zeugniß Ogerii und andrer, für eine Zierde des däniſchen Adels gehalten worden, ſo kann man in dieſem Stücke Greiffenfeld keinen Vorzug beylegen, ſondern es iſt vielmehr wahrſcheinlich, daß, wenn der erſte auch nur eines Weinhändlers Sohn geweſen wäre, wie der letzte, er ſich doch durch ſeine natürliche Fähigkeit eben ſo ſehr würde empor gebracht, und eben ſo hoch geſchwungen haben. Man muß hiebey auch zugleich dieſes bemerken, welches den Verdienſten des erſten ein großes Gewichte beylegt, daß er ſich zu den Zeiten ſo ſehr hervorgethan, da der däniſche Hof mit großen Staatsleuten und gelehrten Perſonen angefüllet war, und Uhlefeld den Geſchäften unter Chriſtian dem Vierten vorſtand, der ſelbſt den Grund zu allen Dingen legte, und ſolche auch nachher ſelbſt ausführte. Im Gegentheil waren die Umſtände der Zeit dem letztern vortheilhafter. Denn derſelbe lebte unter Chriſtian dem Fünften, der ſich hauptſächlich in Kriegsſachen und an der Spitze eines Kriegsheeres hervorzuthun ſuchte. Die Staatsgeſchäfte aber auf diejenigen Staatsminiſter ankommen ließ, zu denen er ein Vertrauen hatte. Man kann daher ſagen, daß beyde durch ihre große Fähigkeit, und außerordentliche Gemüthsgaben ſich

den

den Weg zu den höchſten Ehrenſtellen gebahnet, und Uhlefeld dadurch und durch deren Hülfe Reichshofmeiſter, Greiffenfeld aber Reichskanzler geworden. Will man aber die Fähigkeit dieſer beyden anſehnlichen Männer nach demjenigen beurtheilen, was ſie ausgerichtet, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß Uhlefeld ſich eine größere Erkenntniß in Staatsſachen durch die Erfahrung von ſo vielen Jahren erworben, als Greiffenfeld. Denn er war zu allen Geſandſchaften gebraucht, und hatte bey allen Friedenscongreſſen das Präſidium geführet, da Greiffenfelds Miniſterium nicht länger als 4 bis 5 Jahre gedauert. Aber eben dieſer Umſtand, daß er es in einer kurzen Zeit ſo weit gebracht, und ein ſo groſſes Anſehen erlanget, verurſacht, daß man deſto höhere Gedanken von ſeiner Fähigkeit faſſen muß. Zwar dürften einige einwenden, daß der große Ruhm, den er in der Zeit ſeines kurzen Miniſterii erworben, und die vielen Liebkoſungen, die ihm von den meiſten europäiſchen Potentaten gemacht worden, zum Theil daher gerühret, weil er bey Chriſtian dem Fünften in großen Gnaden ſtand, als welcher ſeinem Rath in allen Stücken folgte, und deſſen Freundſchaft damals dem Kayſer, Holland, Frankreich, Spanien und Brandenburg unentbehrlich war. Man kann aber darauf antworten, daß eben dieſes große Vertrauen, welches der König bey den damaligen kritiſchen und bedenklichen Zeiten vor allen andern Unterthanen in ihn ſetzte, von ſeiner ganz beſondern Fähigkeit ein unwiderſprechliches Zeugniß ablegt. Man kann auch mit Wahrheit ſagen, daß faſt kein Staatsminiſter zu den damali-

maligen Zeiten die Feder mit einer ſolchen Zierlichkeit geführet, und die Bekanntſchaft und Freundſchaft mit den ausländiſchen Höfen mit größerer Geſchicklichkeit unterhalten, als Greiffenfeld. War demnach Uhlefeld überhaupt ein größerer Staatsmann, ſo ſcheint Greiffenfeld ein geſchickterer Secretair geweſen zu ſeyn, der die Sachen im Cabinet mit größerer Zierlichkeit, Einſicht und Fertigkeit beſorget. Zum Beweis, wie hurtig der letztere in den ihm aufgetragenen Geſchäften geweſen, führt man unter andern die zierliche lateiniſche Rede an, die er aus dem Stegreif an einen fremden Geſandten gehalten, wodurch er den erſten Grund zu ſeinem großen Glücke geleget. Eine ſolche Commißion hätte Uhlefeld ſchwerlich übernommen, ob er gleich in andern Stücken des letztern Lehrmeiſter ſeyn können, und von fremden Skribenten für einen der größten Männer, die jemals in Europa gelebet, gehalten wird. Wie aber dieſe beyden anſehnlichen Miniſter große Tugenden beſaßen, ſo hatten ſie auch große, und zwar ſolche Fehler, von denen man vorher ſehen konnte, daß ſie dadurch in das größte Verderben würden geſtürzt werden. Beyde waren über alle maßen hochmüthig, und der Ehrgeitz war bey beyden gleich groß. Doch war der Hochmuth des erſtern gefährlicher. Denn wie Greiffenfeld nur der mächtigſte und höchſte unter allen übrigen Unterthanen des Königs zu ſeyn ſuchte, ſo war Uhlefeld nicht mit dem Stande eines Unterthanen zufrieden, und ſuchte ſich nicht nur ſeinen Mitbürgern, ſondern auch dem königlichen Hauſe ſelbſt furchtbar zu machen, und daher war auch ſein

Fall

Fall der größte. Der Ehrgeiz, welchen Uhlefeld beſaß, verdienet den Namen eines ſträflichen Stolzes, Greiffenfeld aber beſaß einen unerträglichen Hochmuth, und einen ſolchen Hochmuth trift man insgemein bey ſolchen Leuten an, die aus dem Staube zu großen Würden erhoben werden. Denn er ſchämte ſich ſeiner Herkunft, er verachtete ſeine alten Freunde und Verwandten, und konnte ſeine eigene leibliche Mutter nicht vertragen. Uhlefeld aber ward von ſeiner Gemahlin und Kindern geliebt, und war gegen diejenigen, welche geringer waren, als er, ſehr leutſelig, und gegen niemanden trozig und frech, als gegen das Königliche Haus. Wie alſo Greiffenfeld ein guter Unterthan, aber ein böſer Bürger war, ſo war Uhlefeld ein guter Bürger, aber ein gefährlicher Unterthan. Sie wurden beyde zum Tode verurtheilet, ungeachtet ihr Verbrechen nicht gleich war. Denn Uhlefeld ward der Verrätherey gegen den König und das Vaterland überführet; über die Untreue des lezten aber wird annoch geſtritten. Denn aus dem ihm damals gemachten Proceß erhellet nicht ſowol, daß er ein ungetreuer und verrätheriſcher Unterthan, als daß er ein eigennüziger und geldgieriger Miniſter geweſen. Wie demnach der erſte nach ſeiner zweyten Flucht im Bilde hingerichtet ward, ſo ward der lezte mit einer ewigen Gefangenſchaft begnadiget. Und daher kommt es, daß der lezte nachher verſchiedene gefunden, die ſich ſeiner angenommen, und ihn vertheidiget, den erſten aber hat kein Menſch zu entſchuldigen geſucht, und es kann auch nichts zu ſeiner Vertheydigung beygebracht werden,

ſon-

ſondern ein jeder iſt gezwungen zu geſtehen, daß er das Urtheil, welches man über ihn gefället, mit Recht verdienet. Alles, was ein geſchickter Advocat vielleicht etwa noch anführen könnte, um die Miſſethat des Uhlefelds zwar nicht zu entſchuldigen, doch einigermaßen zu verringern, beſteht darinn, daß er ſein gottloſes Vornehmen nicht ſowol mit guten und vorher überlegten Vorbedacht unternommen, als vielmehr durch den zügelloſen Affect der Rache hingeriſſen worden, den ihn ſeine hitzige Natur zu bändigen nicht zugelaſſen. Aber auch dieſes iſt nicht vermögend, ihn zu entſchuldigen. Denn eine Miſſethat iſt und bleibt eine Miſſethat, und ein Mord iſt ein Mord, bey welcher Gelegenheit derſelbe auch geſchiehet, und was für ein ſündlicher Bewegungsgrund denſelben auch mag veranlaſſet haben. In Abſicht auf die bürgerlichen Geſetze iſt es einerley, obgleich im moraliſchen Verſtande ein Unterſcheid unter den Miſſethaten nach Maaßgebung der Gründe, wodurch man dazu angetrieben wird, ſtatt zu haben pflegt. Denn einer ſpinnt bloß eine Verrätherey an, um dieſelbe zu begehen, ein andrer aber wird aus Rache dazu angetrieben. Die That iſt von beyden gleich ſtrafbar, obgleich die Thäter an ſich nicht gleich gottlos ſind. In den letzten Umſtänden befand ſich Uhlefeld. Die Natur hatte ihn mit vielen herrlichen Gaben gezieret, und er wandte ſolche auch viele Jahre durch zu des Vaterlandes und ſeiner eignen Ehre an. Sein hohes Herz und ſein Ehrgeitz, welches ſeine Hauptleidenſchaft war, hatte unter Chriſtian des Vierten langwierigen Regierung vortrefliche Wirkungen; und

er

er ward damals nicht nur als ein nützlicher Miniſter, ſondern auch als eine Zierde des Vaterlandes angeſehen. Aber eben dieſelbe Leidenſchaft, welche den Grund zu ſeiner Ehre und Hoheit legte, verurſachte nachher ſeinen Fall und ſein Verderben. Er war zu den Zeiten Chriſtian des Vierten ein Liebling des Volks, und wie er ſich vor allen andern ſeines Geſchlechts durch ſeine ſeltenen Tugenden hervorgethan, ſo war ſeine Gemahlin eine wahre Zierde des weiblichen Geſchlechts. Da ſich aber die Umſtände unter der neuen Regierung veränderten, ſo daß auf ſeinem Wege, wie der Poet ſagt, nicht mehr Roſen, ſondern Dieſteln aufwuchſen, ſo mußte er vieles erfahren, wozu er vorhin nicht gewohnt war, und je deutlicher er ſein Mißvergnügen darüber an den Tag legte, deſto ſchwärzere Wolken zogen ſich über ihn auf. Sein Zorn vermehrte ſich alſo ſtuffenweiſe, und kam endlich in eine ſolche Gährung, daß er alle Schranken überſtieg, wodurch Uhlefeld ſich endlich ſo ſehr vergaß, daß er aus Hochmuth und Rache, Ehre, Leben und Wohlfahrt aufopferte. Man ſieht hieraus, wodurch dieſer Mann zu dem verzweifelten Anſchlag gegen ſein Vaterland verleitet worden, und der Schluß, den man hieraus ziehen kann, iſt folgender: Daß er die Strafe wol verdienet, die man ihm zuerkannt, aber eine ſolche Strafe, die eher über einen Coriolanus, als über einen Catilina gefället wird, und daß, wenn Greiffenfeld eine gleiche Miſſethat begangen, die Strafe zwar wol hätte gleich ſeyn müſſen, ob gleich die Abſicht, in welcher beyde die That unternommen, verſchieden iſt. Ich bin ꝛc.

❀ ❀ ❀

Der

* *

Der
ein und achtzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen von mir zu wiſſen, was für Bücher ich gegenwärtig leſe. Ich beſchäftige mich itzt mit der engliſchen Hiſtorie, welche unter allen europäiſchen Geſchichten die angenehmſte und nützlichſte iſt. Wenn ich die alte Hiſtorie dieſes Königreichs mit der neuern zuſammen halte, ſo kann ich nicht ohne Erſtaunen die ſeltſamen Veränderungen betrachten, denen das engliſche Volk unterworfen geweſen. Es ſcheint faſt unbegreiflich zu ſeyn, wie die zaghafteſte und furchtſamſte Nation in das tapferſte und unbändigſte Volk verwandelt werden können. Kein Volk iſt jemals ſo willig geweſen, ſich einen fremden Joch zu unterwerfen, als die Einwohner dieſes Landes, und kein Volk liebet heutiges Tages die Freyheit mehr, und iſt ſchwerer zu regieren, als das engliſche. Wenn man die älteſte britanniſche Hiſtorie anſieht, ſo findet man, das kein Land den Römern wenigere Mühe zu bezwingen gekoſtet, als Britannien. Wie die Römer das Land verlieſſen,

ward es bald von den Angelſachſen, bald von Dänen und Norwegern, und endlich von einen normänniſchen Herzog unter die Füße getreten, welcher ſich durch einen einzigen Sieg des ganzen groſſen Landes bemächtigte, und ſolches in eine vollkommene Sklaverey brachte. Denn die engliſchen Skribenten mögen von der eingeſchränkten Macht des normänniſchen Herzogs, Wilhelms des Eroberers, ſo viel reden, als ſie immer wollen, und behaupten, daß er das Reich durch eine freye Wahl erlanget, ſo zeigt doch die Hiſtorie, daß er das Land durchs Schwerdt erobert, und daß er ſowol, als ſein Sohn, Wilhelmus Rufus, mit einer unumſchränkten Gewalt regieret. Man muß ſich bey dieſer letzten Veränderung inſonderheit darüber wundern, wie es möglich geweſen, daß die Engländer, deren vornehmſte Güther von dem Ueberwinder unter die normänniſchen Herren getheilet wurden, dennoch nicht nur ihren vorigen Namen, ſondern auch ihre alte Sprache behalten, inſonderheit, da es ſcheint, daß Wilhelm der Eroberer bemühet geweſen, beydes zu verändern, und die Hiſtorie überdem zeigt, daß, da die Angelſachſen ſich des Landes bemächtiget, daſſelbe ſeinen Namen verlohren, Britannien in England verwandelt, und die angelſächſiſche, oder engliſche Sprache, die Landesſprache geworden, ſo wie die däniſche Sprache unter dem König Knut dem großen, und deſſen Nachfolgern, die Hofſprache ward. Dieſes war auch die Abſicht Wilhelms des Eroberers, und deswegen wurden die Güther den alten engliſchen Beſitzern nicht nur weggenommen, und den normänniſchen

Herren

Herren eingeräumet, ſondern die normänniſche Sprache ward auch bey den Gerichten und in den Schriften, die daſelbſt übergeben wurden, eingeführt, wovon man annnoch einige Ueberbleibſel in denen bey dem Parlamente üblichen Formularen antrift. Daß dieſe Abſicht aber nicht erreicht worden, und das Land dennoch ſeinen alten Namen und ſeine alte Sprache behalten, davon giebt man folgende Urſache an. Man muß, wo man nicht der Hiſtorie widerſprechen will, geſtehen, daß England von dem normänniſchen Herzog durch die Waffen bezwungen worden, und daß dieſer Herzog das eroberte Land nicht anders als ſein Eigenthum angeſehen, indem er die alten engliſchen Beſitzer ihrer liegenden Gründe beraubt, und ſolche den normänniſchen Herren gegeben, in welcher Abſicht England demnach mit Recht den Namen der Normandie hätte führen können. Den neuen Beſitzern gefiel anfänglich die unumſchränkte Macht, mit welcher Wilhelm regierte, weil der Beſitz ihres Eigenthums ſich darauf gründete. Und dieſes währte bis auf den Succeßionsſtreit, der unter den Nachkommen Wilhelms des Eroberes entſtand, da die Könige, um ſich gegen ihre Nebenbuhler zu verſtärken, der Nation wiederum gewiſſe Freyheiten einräumten, und verſprachen, die alten engliſchen Geſetze wieder zu erneuern, wodurch die Regierung ehemals eingeſchränkt war. Dieſes Anerbieten konnte dem ganzen Volke, und auch ſelbſt den neuen Eigenthümern der alten engliſchen Güther nicht anders als höchſtangenehm ſeyn, ſo daß dieſe letztern mit einem eben ſo großen Verlangen

 wie

wie die Engländer die alten Geſetze des heiligen Eduards wieder erneuert zu ſehen wünſchten. Bey ſogeſtalten Umſtänden und bey einer ſolchen Veränderung hörte der Unterſcheid unter den Engländern und Normännern nicht nur gänzlich auf, ſondern einjeder wollte auch nunmehro für einen Engländer gehalten ſeyn. Und dieſes iſt die Urſache, wesfalls die alte Sprache ſowol als der alte Namen des Landes beybehalten worden, obgleich die fremden in dem Beſitz der Güther des Landes blieben, worinn ſie auch noch bis auf dieſen Tag ſind. Denn die vornehmſten Familien in England ſtammen von den erſten Normännern ab, daher rührt auch ohne Zweifel die große Veränderung, die man in Abſicht auf die Eigenſchaften dieſes Volkes wahrnimt. Denn das normänniſche Blut wallt gegenwärtig in den engliſchen Adern, und daher iſt die alte Zaghaftigkeit in Muth und Tapferkeit verwandelt worden. Ich bin ꝛc.

Der zwey und achtzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir, daß ſie vor kurzer Zeit mit einem Italiener, der, um fremde Länder zu ſehen, ſein Vaterland auf einige Zeit verlaſſen, wegen der rechten und eigentlichen Ausrede der lateiniſchen Sprache geſtritten, und daß derſelbe die Meynung zu behaupten geſucht, daß in Italien allein das Lateiniſche annoch eben ſo, wie zu den Zeiten der Römer ausgeſprochen werde. Es iſt ſehr ſchwer, dieſen Streit zu entſcheiden. Eine jede europäiſche Nation vertheidiget ihre eigne Ausrede der lateiniſchen Sprache, und eine jede glaubt, daß ſie Recht habe. Es iſt aber wahrſcheinlich, wenn Cicero wieder vom Tode erwachen, und eine von ſeinen Reden entweder auf einer deutſchen oder italieniſchen hohen Schule ableſen hören ſollte, er davon wenig oder gar nichts verſtehen würde. Alles, was man zur Vertheidigung der italieniſchen Ausſprache ſagen kann, beſteht darinn, daß ſie die Sylben ce und ci recht auszuſprechen ſcheinen. Alle andre Nationen ſprechen das ce und ci als ſe und ſi aus, welches dennoch nicht recht iſt. Denn,

wenn dieſes recht wäre, ſo würden die Griechen Σισερων oder Ζισερων geſchriben haben. Weil aber dieſelben, wenn ein lateiniſch Wort vorkommt, worinn ce oder ci befindlich iſt, ſolches durch ke und ki ausdrücken, ſo iſt es offenbar, daß das lateiniſche c für einen ſolchen Lautbuchſtaben ſich in der Ausſprache dem k genähert, und die Ausrede der Italiener daher den meiſten Beyfall verdienet, weil ſie das ce und ci als ktſe und ktſi ausſprechen. Der Lautbuchſtab u wird heutiges Tages auf eine dreyfache verſchiedene Art ausgeſprochen. Die Franzoſen ſagen y, die Engländer ju, und die Italiener wie die Dänen und andre nordiſche Nationen u, welches leztere die eigentliche und wahre Ausſprache zu ſeyn ſcheinet, und einigermaſſen durch eine Stelle aus dem Plauto bewieſen werden kann, wo das Geſchrey einer Nachteule durch u, u, u, bezeichnet wird, welches mit dem Laute, den wir dieſem Buchſtab beylegen, überein kommt. Die Deutſchen ſprechen das v wie ein f aus, welches man nicht billigen kann, indem dieſe Ausrede eine groſe Verwirrung in der Sprache verurſachet. Denn, wenn ſie dieſe Worte ausſprechen, Deus eſt verus, ſo ſtoßen ſich andre, die das v weicher ausſprechen, an dieſem Ausdruck, als an einer Gotteslästerung, und meynen, daß es ferus heiſſen ſolle. Die Engländer ſprechen das i in vielen Wörtern als ei aus, welches andern Nationen ſeltſam vorkommt, ungeachtet ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach, in dieſem Stücke der Ausſprache der alten Römer am nächſten kommen. Denn man findet bey dem Gellius, daß die alten Lateiner in ihrer

Aus-

Ausſprache einen Unterſcheid unter einem langen und kurzen i gemacht, und daß ſie das erſte wie ein ei ausgeſprochen. Gellius führt bey der Ausrede der lateiniſchen Sprache auch dieſes als etwas beſonderes an, daß bey den alten Römern nicht nur in Verſen, ſondern auch in ungebundener Rede ein gewiſſer Accent gewöhnlich geweſen, und die Wörter dadurch einen gewiſſen Laut bekommen, welches uns nicht nur unbekannt, ſondern auch ſchwer zu begreifen iſt. Die Worte des Gellius ſind folgende: Marcus Tullius hat angemerkt, daß die Wörter in und con, wenn ſie gewißen andern Wörtern beygefügt werden, bey einigen lang, und bey andern kurz ſind. So iſt in bey indoctus kurz, aber bey inſanus lang, bey inhumanus kurz, und bey infelix lang. Eben ſo iſt es mit der Partikel con beſchaffen, welches lang wird, wenn es bey gewiſſen Wörtern ſtehet, bey andern aber kurz iſt. Man wird hiedurch in dem beſtärket, was ich von dem Lautbuchſtab i geſagt habe, welchen die Engländer bald lang machen, und als ein ei ausſprechen, bald auch wieder kurz gebrauchen, und als ein bloßes i ausreden, und darinn den alten Römern folgen, welche dieſes zuerſt in ihren Schriften, nachher aber bloß in ihrer Ausſprache, beobachtet. Denn man findet in den älteſten Schriften ſeei, ubei, capteivei, an Statt ſi, ubi, captivi. Cicero ſagt: Die Süßigkeit der lateiniſchen Sprache beſteht in der Beobachtung ſolcher

Accente. Wie aber die Ausrede eigentlich beſchaffen geweſen, ſolches kann heutiges Tages niemand beſtimmen. Und weil ein ſolcher Unterſcheid von uns nicht mehr beobachtet wird, ſo kann man daher den Schluß machen, daß wie wir nicht ohne große Mühe einen alten Römer verſtehen würden, wenn wir ihn reden hörten, ſo würde auch ein alter Schriftſteller kaum verſtehen, was er ſelbſt geſchrieben, wenn er ſolches von einem andern ableſen hörte. Ich bin ꝛc.

* * * * * * * * * * * * * * * * *

Der drey und achtzigſte Brief.

An das Staats-Collegium auf dem Lande.

Meine Herren,

Sie wißen, daß verſchiedene eifrige Männer und tiefſinnige Moraliſten ſich äuſſerſt bemühen, gewiße Dinge abzuſchaffen, welche man bisher für gleichgültig und unſchuldig gehalten, und bereits unter andern durch weitläuftig und gelehrte Gründe das Tanzen und die Schauſpiele nicht nur für ſchädlich, ſondern auch für verdammlich, zum wenigſten bey Chriſten und wiedergebornen Menſchen, erkläret. Werden ſie es mir denn wol verargen, wenn ich einem ſo löblichen Beyſpiel nachahme, und gleichfals gegen eine Gewohnheit eyfere, die jene nicht nur für zuläßig, ſondern auch für nützlich halten, und die Frage genau unterſuche, welche von einigen Caſuiſten pflegt aufgeworfen zu werden, ob ein Chriſt, beſonders ein ſolcher, der ſich dem geiſtlichen Stande gewidmet, Sünde daran thue, wenn er täglich Toback raucht. Ich habe dieſe Sache ſorgfältig überlegt, und inzwiſchen eini-

ge Pfeifen Toback ausraucht, als wobey man insgemein die beſten Einfälle zu haben, und den Kopf mit allerhand Projecten anzufüllen pflegt; auch alles gründlich überdacht, was in dieſer Sache von beyden Seiten angeführet werden kann. Endlich habe ich gefunden, daß dieſe Gewohnheit für ſchädlich und ſündlich zu halten, und nehme mir die Freyheit, mit Erlaubniß der Tobacksfreunde, meinen Satz durch folgende Gründe zu behaupten. Man trift zwar in alten chriſtlichen Geſetzen, wie auch in den älteſten geiſtlichen Schriften, kein Verbot dagegen an. Weil aber der Gebrauch des Tobacks in der erſten chriſtlichen Kirche nicht bekannt war, ſo kann man daher keinen Beweis entlehnen, und man muß desfals von dieſem Kraute allein nach den Wirkungen und Früchten deſſelben urtheilen, von welchen allen ich gefunden, daß ſie ſchädlich und verderblich ſind. Ehe ich mich aber annoch in eine weitere Unterſuchung einlaſſe, ſo will ich noch dieſes vorher anmerken. Die Natur hat ſelbſt den Menſchen einen Abſcheu für dieſes Kraut eingeprägt, indem daſſelbe einen unnatürlichen und höchſtwidrigen Geſchmack hat, und bey denen, die des Tobackrauchens nicht gewohnt ſind, ein Erbrechen wirket. Man kann dieſes an den Kindern bemerken, deren Geſchmack durch eine böſe Gewohnheit annoch nicht verdorben iſt. Dieſe verabſcheuen den Toback, und finden dahingegen an Tanzen und Spielen ein Vergnügen, welches gewiſſe Leute gegenwärtig verwerfen, und dadurch an den Tag legen, daß ſie dasjenige verachten, was die große Lehrmeiſterin, die Natur, als etwas nützliches anräth,

und ſich hingegen zu einer Sache gewehnen, die von der Natur als etwas ſchädliches zu fliehen, gleichſam befohlen wird. Ich will dieſes jedoch nicht weiter treiben, ſondern gleich meine Gründe anführen, wodurch ich unwiderſprechlich darzuthun gedenke, daß der Gebrauch dieſes Krauts nicht allein unanſtändig, ſondern auch ſchädlich iſt. Die oben angeführten ſtrengen Moraliſten pflegen ſich unterandern, um die Unanſtändigkeit des Tanzens darzuthun, folgenden Arguments zu bedienen: Man ſollte nur die Ohren zuſtopfen, und alsdenn die Tanzenden betrachten, ſo würden ſie einem als ein Hauſen unſinniger Leute vorkommen. Man darf aber dieſes Argument nur umkehren, um dieſe Leute mit ihren eigenen Worten zu ſchlagen. Denn, wenn ein Einwohner des Monds oder einen andern Planeten auf die Erde kommen, und ſehen ſollte, daß die Menſchen ganze Stunden, und bisweilen ganze Tage nichts anders thun, als daß ſie den Rauch aus der Tobackspfeiffe einſaugen, und gleich wieder von ſich blaſen, ſo würde derſelbe einen ſeltſamen Begrif von den Menſchen faſſen, und ſolche als thörichte und verrückte Creaturen anſehen, inſonderheit, wenn derſelbe zugleich hören ſollte, daß viele von dieſen rauchenden Creaturen Mangel an dem höchſtnöthigen Unterhalt hätten, und ſich dieſen Rauch für ihren Nothſchilling anſchaften. Der Rauchtoback führet übrigens auch dieſes mit ſich, daß die Stuben dadurch verunreiniget, die weiſſen oder bezogenen Wände geſchwärzt, und die Kleider mit einem ſtarken und widrigen Geruch behaftet werden, den man nicht ſo leicht wieder herausbringen

den kann. Es iſt auch nicht zu entſchuldigen, ſondern es iſt ſündlich, daß man das beſte und fetteſte Land dazu anwendet, um den Toback darauf zu pflanzen, worauf Korn geſäet, und das Land weit beſſer zum Unterhalt der Menſchen angewandt werden könnte. Der Toback erweckt den Durſt, und daher findet man, daß diejenigen, welche den Toback ſo ſehr ergeben ſind, auch gerne trinken. Die meiſten thörichten Projecte werden durch den Tobacksdunſt erzeugt, welcher das Gehirn in eine unordentliche Bewegung ſetzt. Am ſchädlichſten aber wird der Gebrauch dieſes Krauts, durch das vielfältige Unglück, welches daher entſtehet. Denn, wenn man nach der Urſache einer entſtandenen Feuersbrunſt fragt, ſo hört man ſehr öfters, daß dieſes Unglück durch die Unvorſichtigkeit eines Tobacksſchmauchers veranlaſſet worden. Ich könnte noch mehrere ſchädliche Wirkungen von dem Tobackrauchen anführen, es mag dieſes aber genung ſeyn, um zu zeigen, daß diejenigen, welche den Toback ſo ſehr lieben, keine Urſache haben, mit einen ſolchen Ungeſtüm wider einen jeden unſchuldigen Zeitvertreib zu predigen. Ich bin ꝛc.

Der

Der
vier und achtzigſte Brief.

Mein Herr,

Die Erinnerung, welche ſie wegen der Flüche machen, die in unſern Schauſpielen vorkommen, iſt nicht übel gegründet, und ich habe ſelbſt zu verſchiedenen malen unſern Acteurs den Rath gegeben, ſich derſelben zu enthalten, da ich bemerkt, daß ſolche verſchiedenen Leuten anſtößig geweſen. Wenn man indeſſen die Sache genau überlegt, ſo ſind die Flüche, die auf dem Schauplatze vorkommen, eigentlich keine Flüche, denn man flucht daſelbſt nicht im Ernſte, ſondern die Flüche geſchehen allein von verſtellten Perſonen, um zu zeigen, wie übel ſie denjenigen anſtehen, die ſich ihrer im Ernſte bedienen. Dieſes führen die Fremden zu ihrer Entſchuldigung an, welche ſich der Flüche weit mehr bedienen, als in unſern däniſchen Schauſpielen geſchiehet; weil ſie dafür halten, ein erdichteter Fluch ſey kein Fluch, und könne daher ganz unſchuldig gebraucht werden, um dieſer oder jener Sache einen deſto größern Nachdruck zu geben. Ich will mein Urtheil hierüber nicht eröfnen, ſondern nur den Inhalt einer Unter-

redung anführen, die vor einigen Jahren zwiſchen einem Geiſtlichen hier in der Stadt, und einem von den alten Acteurs gehalten ward. Wie dieſer Geiſtliche, der übrigens ein guter Patriot, und alſo auch kein Feind von unſern däniſchen Schauſpielen war, dem Acteur ſolche vielfältige Flüche zu Gemüthe führte, ſo fiel dem Acteur der Fluch ein, der dem Hieronymus in der Weyhnachtsſtube in den Mund gelegt wird, da derſelbe ſagt, daß neulich ein Kalb mit einer Fontange auf dem Kopf gebohren worden, und wie ſeine Schweſter dieſes nicht glauben will, derſelben antwortet: Mich ſoll der Henker holen, wo es nicht wahr iſt, denn Pernille hat ja das Kalb geſehen. Der Acteur leitete daraus den Schluß her: Dieſer erdichtete Fluch dient zum Beweiſe, mit welcher Gewißheit abergläubiſche Leute die ungereimteſten Hiſtorien erzählen können. Der Geiſtliche lächelte hierbey, und ſagte: Ich kann nicht läugnen, wenn es erlaubt iſt, zu fluchen, ſo iſt die Verwünſchung hier wohl angebracht. Indeſſen will ich überhaupt das Fluchen nicht entſchuldigen, es mag im Ernſte oder im Scherze geſchehen. Ich will bloß bey dieſer Gelegenheit eines Irrthums erwehnen, den man bey den Eydſchwüren und Verwünſchungen antrift, da man insgemein durch diejenigen, welche am wenigſten zu bedeuten haben, am meiſten aufgebracht wird, und unter zweyen gleich wichtigen, bloß des Namens wegen, den einen für ſchwerer und härter hält, als den andern. Wünſcht ſich jemand bloß etwas Bö-

ſes

ſes bey einer Betheurung, ſo wird dieſes faſt gar für keinen Schwur gerechnet, bedient er ſich aber hiebey des Wortes Unglück, ſo zittert und bebt man, ungeachtet die Sache einerley iſt, und der Unterſcheid bloß in dem Worte beſtehet. Bey ſeiner Ehre zu ſchweren, hält man auch nicht für ſo hart, als wenn man das Wort Unglück gebrauchet. Da doch der Verluſt der Ehre der größte Verluſt iſt, den man in der Welt leiden kann, wenn man aber einen Thaler verlieret, das iſt ein Unglück, und ich nenne es ein Unglück, wenn meine Coffeebohnen nicht gut gebrannt ſind. Bey GOtt zu ſchweren, iſt der größte Eyd, den man thun kann, und doch wird ein ſolcher Eyd viel geringer, als unzählige andere gehalten. Viele Menſchen werden durch die gewöhnlichen Eyde nicht ſonderlich gerührt, ſondern wundern ſich nur, wenn ſie ſolche in eine neue und bisher nicht eben ſo bekannte Formul eingekleidet hören. Man erzählt von einem Prediger in Niederſachſen, daß er zu einem geſagt, der ſich einiger bisher noch nicht ſo gar gebräuchlicher Eyde bediente: Ey flucht doch nicht ſo ſehr, wollt ihr aber ja fluchen, ſo bedient euch ordentlicher und gewöhnlicher Flüche, oder wie die Redensart in der niederſächſiſchen Sprache lautet: die Gang und Gäbe ſind. Uebrigens bleibt es gewiß: Ein Schwur mag ſo geringe ſeyn, als er immer will, ſo iſt er ſündlich, oder doch zum wenigſten unanſtändig. Denn einer, der oft ſchweret, giebt dadurch zu erkennen, daß man ihm auf ſein bloßes Wort nicht trauen müſſe. Einige den-

ken

ken nichts bey einem Schwur, ſondern fluchen bloß aus einer böſen Gewohnheit, ſo, daß ſie, wie ein gewiſſer Skribent anmerket, nicht im Stande ſind, zu ſagen, daß ſie gut geſpeiſet und getrunken, ohne den Teufel zu gleicher Zeit zum Zeugen zu rufen. Es iſt eine Pflicht der Lehrer, der Jugend dieſes bey Zeiten vorzuſtellen; aber viele fluchen leider ſelbſt bey dem Unterricht, den ſie der Jugend ertheilen, wie man von einem gewiſſen Prediger erzählet, der ſeine Zuhörer ermahnte, ſich des Fluchens und Schwerens zu enthalten, zugleich aber einen großen Fluch that, daß ſie im widrigen Fall ernſtlich deswegen würden geſtraft werden. Bey den Scheltworten bemerkt man eben denſelben Irrthum, wie bey den Eydſchwüren, und oft wird ein kleineres Scheltwort ärger aufgenommen, als ein großes. Wenn man z. E. ein Mädgen eine Gans nennet, ſo lacht ſie darüber, wenn man ſie aber mit dem Namen eines alten Gauls belegt, ſo ruft ſie Zeugen, und läßt denjenigen, der ſie alſo genannt, vor Gericht fordern, da ein Pferd doch edler und vornehmer iſt, als eine Gans. Ein Hund wird für das angenehmſte unter allen unvernünftigen Thieren, und ein Schwein für das geringſte gehalten. Wenn aber ein Hirt auf ſeine Schweine erzürnt iſt, ſo ſagt er oft, willt du gehen, du Hund. Dieſes iſt eben ſo, als wenn man im Zorn den Rathhausdiener, Bürgermeiſter, und einen Corporal, Capitain nennen wollte. Ich bin ꝛc.

Der

Der
fünf und achtzigſte Brief.

Mein Herr,

Ich habe einen Verſuch gemacht, nach Anleitung der in meinem letzten Schreiben erwehnten Schrift von dem Nutzen und der Glückſeligkeit, die aus einer Univerſalmonarchie entſtehen würde, auf eben dieſelbe Art eine noch ſeltſamere Meynung zu vertheidigen, um zu zeigen, daß kein Satz ſo thöricht iſt, dem man nicht durch einige erborgte Gründe einigen Schein geben kann, und daß diejenigen, welche ihre Zeit und Mühe darauf anwenden, ſolche ſeltſame Sätze zu behaupten, von dem Publico ſchlechten Dank verdienen. Mein Satz, den ich nach dem Beyſpiel jenes Verfaſſers zu vertheidigen, mir dieſes mal vorgenommen, beſteht darinn: Ob es nicht für ganz Europa ſehr heilſam und nützlich ſeyn dürfte, wenn die päbſtliche Gewalt, ſo, wie ſolche vor mehrern Jahrhunderten war, nicht nur wieder erneuret, ſondern auch ſolchergeſtalt vermehret würde, daß ſie gar keine Gränzen hätte. Es erforderte zwar, nach dem Beyſpiel jenes Verfaſſers, die Nothwendigkeit, zuvor einen Abriß von dem gegenwärtigen Zuſtande Europens zu geben, und den ewigen Krieg, der

unter den Mächten in Europa herrſchet, und die daraus entſtehenden betrübten Folgen, mit lebhaften Farben abzuſchildern, um ſodann den Nutzen, der aus einer ſolchen geiſtlichen Hierarchie entſtehen würde, deſto deutlicher vorzuſtellen. Weil ich aber doch nur dasjenige würde wiederhohlen müſſen, was der obenangeführte Verfaſſer in ſeiner Schrift von der Univerſalmonarchie ſehr gelehrt vorgetragen, ſo will ich alles dieſes übergehen, und bloß zeigen, wie durch die Erneurung und Vermehrung der päbſtlichen Gewalt alle ſolche Beſchwerden könnten gehoben werden, woraus zugleich erhellen wird, daß alle diejenigen, welche es für eine Glückſeligkeit halten, daß ſolche Macht an gewiſſen Orten eingeſchränkt, an andern Orten aber gar aufgehoben worden, eben ſo wenig begreifen, worinn die Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechts beſtehet, als diejenigen, welche wider die Univerſalmonarchie eifern, und darauf bedacht ſind, ein Gleichgewicht unter den Potentaten in Europa zu erhalten. Wir wollen demnach ſetzen, daß die päbſtliche Macht nicht nur zu ihrem vorigen Anſehen gelangte, ſondern auch dergeſtalt vermehret würde, daß die Folgſamkeit der Regenten noch gröſſer würde, als ſie jemals geweſen, und die päbſtlichen Bannſtrahlen nicht nur ihre vorige, ſondern noch eine größere Kraft erhielten; wir wollen dieſes auf eine Zeitlang ſetzen, um die Wirkung davon nunmehro deſto genauer zu unterſuchen und einzuſehen. Meiner wenigen Einſicht nach würde der Nutzen, den man davon erwarten könnte, weit größer ſeyn, als den man von einer weltlichen Univer-

verſalmonarchie erwarten könnte. So bald ein Potentat von einem andern beunruhiget, oder gar mit Krieg überzogen würde, ſo dürfte derſelbe ſeine Klage nur bey dem allgemeinen geiſtlichen Richter anbringen, der ſodann, wenn ſeine Ermahnung zum Frieden nicht ſogleich Platz finden ſollte, das Schwerdt Petri ergreifen, und den angreifenden Theil ſogleich zwingen könnte, das Gewehr zu ſtrecken, und den Streit durch einen ordentlichen Proceß ausmachen zu laſſen. Wenn ein Regent mit ſeinen Unterthanen grauſam verfahren wollte, ſo könnte er durch eben daſſelbe Mittel gezwungen werden, ein gelindes Regiment zu führen, und wenn die Unterthanen einen Aufruhr erregen wollten, ſo hätten die Landesherren ſich einer gleichen Zuflucht zu getröſten, und könnten ihre Unterthanen, ohne einen einzigen Mann dazu anzuwerben, oder zu unterhalten, wieder zum Gehorſam bringen. Man brauchte in dieſem Fall demnach nicht ſo viele Gränzfeſtungen gegen die Nachbarn, und nicht ſo viele feſte Schlöſſer im Lande gegen die Unterthanen anzulegen. Man dürfte auch nicht ſo viele ſtehende Truppen unterhalten, worauf große Koſten müſſen gewendet, und wodurch alle Schatzkammern ausgeleeret werden. Kurz, alle Herrlichkeiten, welche der oft angezogene Verfaſſer ſeiner Univerſalmonarchie beylegt, ja noch weit mehrere, würde man einem ſolchen unumſchränkten päbſtlichen Regimente zu danken haben, die innerlichen Unruhen würden aufhören, und ein jeder Regent würde in dem Beſitz ſeines Landes bleiben, welches er ſonſt der Univerſalmonarchie aufopfern müſte.

Wie ich aber nicht ermangelt, bey jenem Project die damit verknüpften Unbequemlichkeiten anzuzeigen, ſo kann ich auch nicht umhin, ein gleiches bey meinem Project zu thun. Ich geſtehe, wenn alle Nachfolger des heil. Petri wie dieſer Apoſtel geſinnet wären, ſo würde ein ſolches geiſtliches Regiment von vortreflichen Folgen ſeyn. Es haben aber die römiſchen Päbſte, als vermeintliche Nachfolger des heil. Petri, dieſem großen Apoſtel in ſeinen erhabenen Tugenden ſo wenig nachgeahmt, daß ſie vielmehr ſolche Tragödien geſpielet, dergleichen man in den indianiſchen, perſiſchen und türkiſchen Chroniken nicht einmal antrift. Sie haben ſich der durch Gewalt und Unrecht erworbenen Macht dazu bedienet, einen Potentaten gegen den andern aufzuhetzen, um im trüben zu fiſchen, ſie alle unter die Füße zu treten, und ihre Länder auszuſaugen. Und weil Ehr- und Geldgeitz bey ihnen gleich groß geweſen, ſo haben ſie ihre Bannſtrahlen vornämlich gegen ſolche Regenten blitzen laſſen, welche ſich den Ruhm der Klugheit erworben, und bemühet geweſen, der anwachſenden Macht der Päbſte Gränzen zu ſetzen. Von dieſem Verfahren der Päbſte trift man in der Kirchenhiſtorie unzählige Beyſpiele an, und man ſieht daraus, daß ſie die meiſten Kriege veranlaſſet, welche unter den chriſtlichen Potentaten geführet worden, daß ſie zu den größten Grauſamkeiten Anlaß gegeben, welche die Regenten gegen ihre Unterthanen ausgeübt, und daß ſie es geweſen, welche die Unterthanen gegen ihre angebohrne Landesherrn aufgehetzt. Die beyden engliſchen Könige, Johannes und deſſen Sohn Henrich der Dritte, können hie-

hievon ein unwiderſprechliches Zeugniß ablegen. So lange der erſte, nämlich Johannes, ſein Land als ein König zu beherrſchen ſuchte, ſo hetzten die Päbſte ſeine Nachbaren gegen ihn auf, um ihn zu bekriegen, und ſtärkten ſeine Unterthanen in ihrem Troz und Ungehorſam gegen den König. So bald derſelbe aber die Pflicht eines Regenten aus den Augen ſetzte, und den Päbſten freye Macht ließ, das Land nach ihrem eignen Gefallen auszuſaugen, ſo thaten die Päbſte die Feinde des Reichs und die Unterthanen, welche doch von ihnen ſelbſt zuerſt waren aufgehetzt worden, in den Bann, und nahmen den König in Schutz. Sein Sohn, Henrich der Dritte, einer der ſchädlichſten Könige, die jemals den engliſchen Thron beſtiegen, hatte aus dem Exempel ſeines Vaters gemerkt, daß er alle Mißethaten, die er nur wollte, frey ausüben könnte, wenn er ſich nur gegen den Pabſt gefällig erwieſe. Er hielt desfalls ſtets gute Freundſchaft mit den römiſchen Päbſten, beraubte und plünderte ſeine eigenen Unterthanen, theilte die Beute mit dem römiſchen Stuhl, und hatte daher das Glück, ruhig und zufrieden, nach einem langwierigen Regimente von 56 Jahren, auf ſeinem Bette zu ſterben. Wenn man zu dieſen Exempeln noch einige hundert andere hinzu thut, die man in den Geſchichten aller Königreiche antrift, ſo kann man mit leichter Mühe daraus abnehmen, von welchen Folgen eine ſolche allgemeine Hierarchie ſeyn würde, und daß man eben ſo wenig Urſache habe, dieſelbe zu wünſchen, als die von dem Verfaſſer ſo ſehr angeprieſene Univerſalmonarchie. Ich bin ꝛc.

Der
ſechs und achtzigſte Brief.

Mein Herr,

Ich habe die Ehre, ihnen meinen aufrichtigen Glückwunſch zu dem unlängſt mit einer guten Ladung wieder zurückgekommenen chineſiſchen Schiffe abzuſtatten, und zwar um ſo vielmehr, weil ſie ſelbſt daran Theil haben. In der abgewichenen Woche redete ich mit einem von den Schiffsleuten, derſelbe erzählte mir das merkwürdigſte, was er auf dieſer Reiſe erfahren, und beſchrieb mir unterandern eine Waſſerſäule, die er unter der Linie geſehen. Ich merkte daraus, daß er eben dieſelben Gedanken hegte, wie alle Seeleute, und die meiſten Naturkündiger, welche glauben, daß dieſe Waſſerſäulen von der Sonne verurſachet werden, die eine ſolche Menge Waſſers an gewiſſen Stellen des Meeres an ſich ziehet. Ich kann indeſſen doch dieſer Meynung nicht beypflichten, indem es nicht wohl zu begreifen iſt, wie die Sonne allein an einem Orte und auf eine ſo kurze Zeit ſo ſtark wirken ſollte, da ihre Hitze doch jederzeit zu einer gewiſſen Zeit gleich ſtark wirket. Ich halte vielmehr dafür, daß hievon eine unterir-

diſche

diſche Entzündung die Urſache iſt, ſo wie die Feuerſpeyenden Berge, Aetna, Veſuvius und Hecla Feuer, Rauch und Steine aus und in der Höhe werfen, wenn die unterirdiſche Schwefel- und Salpetermaterie entzündet wird. Und man darf ſich nicht mehr darüber wundern, daß eine ſolche Entzündung unten am Grund der See geſehen kann, als daß dieſes unter einem Schnee- und Eisberg, wie Hecla, möglich iſt. Ein berühmter franzöſiſcher Chymiſt, Herr Lemery, hat dieſes durch Kunſt zuwege zu bringen geſuchet. Er grub, nämlich im Sommer, einen Fuß tief in die Erde verſchiedene eiſerne Pfannen, mit zu Staub geſtoßenen Schwefel, den er vorher mit Waſſer naß gemacht, und in einen Teich zuſammen gerühret hatte. Wie dieſes 8 bis 9 Stunden in der Erde gelegen, ſo hob ſich das Erdreich auf, und es ſtieg nicht nur ein ſchwefelhafter Dampf heraus, ſondern es ſchoſſen auch zuletzt Feuerſtrahlen heraus. Wenn es demnach möglich wäre, daß man dieſe Probe auch unter dem Grunde des Meers hätte machen können, ſo würde man eben dieſelbe Wirkung bemerkt und geſehen haben, daß das Waſſer ſich in Säulen aufgethürmet, dergleichen von den Seeleuten auf langen Reiſen beobachtet werden. Ich unterwerfe indeſſen dieſe Meynung ihrem Urtheil, und bin rc.

Der ſieben und achtzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie haben, wie ich aus ihrem letztern Schreiben erſehen, in meiner Kirchenhiſtorie bemerket, daß ich eines gewiſſen Volks in Aſien, wiewol nur mit wenigen Worten, erwehnet, welches den Namen Aſſaſſiner, oder Aſſaſſianer führet, und verlangen von mir zu wiſſen, ob ſich niemand die Mühe gegeben, die Hiſtorie dieſes wunderbaren Volks zu beſchreiben. Verſchiedene Skribenten, als Wilhelmus Syrius, Joinville, der Abt Choiſie in der Hiſtorie Ludwig des heiligen, und andre erwehnen zwar dieſes Volks, aber auf verſchiedene Art, und nicht ſo umſtändlich, als es die Hiſtorie dieſer wunderbaren Leute erfordert, und daher kann man auch nicht mit Gewißheit ſagen, zu welcher Zeit, und bey welcher Gelegenheit dieſer Bund und dieſe Geſellſchaft aufgerichtet worden. Meiner Muthmaßung nach, haben die Mahomethaner von den Ritterorden, welche die Chriſten in dem heiligen Lande aufgerichtet, Anlaß genom-

nommen, gleichermaßen einen mahomethaniſchen Orden aufzurichten. Die Skribenten mahlen dieſen Orden mit heslichen Farben ab, und zwar mit Recht. Man muß aber auch zugleich geſtehen, daß man die Hiſtorie verſchiedener chriſtlichen Orden, und inſonderheit der Tempelherren, mit eben ſo weniger Erbauung leſen kann. Es mußte zwar heiſſen, daß die chriſtlichen Orden einzig und allein zur Vertheidigung der Religion geſtiftet würden. Man findet aber, daß ſie ſich damit nicht begnügen laſſen. Denn bey den meiſten Kriegen, welche ſie geführet, waren ſie der angreifende Theil, wobey das Chriſtenthum nicht ſonderlich zu ſpüren iſt. Denn niemand kann ſolche Geſellſchaften und Vereinigungen billigen, die ein Handwerk daraus machen, Krieg zu führen, und zwar mit einer gewiſſen Nation allein, aus keiner andern Urſache, als, weil ſie ſich zu einer andern Religion bekennet. Wie aber die Chriſten ihre Stiftungen mit dem Namen der Religion beſchönigten, ſo folgten die Aſſaſſiner in dieſem Stücke ihrem Exempel, und thaten ein gleiches. Denn der Ort, wo ſie ſich niederlieſſen, ward von ihnen das Paradies genannt. Hieſelbſt lebten ſie in aller nur erſinnlichen Wohlluſt und Freude, und gaben für, daß nach dem Tode eben ſo große Herrlichkeiten und Vorzüge, ja noch größere denen zu theil werden würden, die ſich ohne Scheu allen Gefahren unterwürfen, und die verzweiflungsvollen Befehle ihres Haupts und Anführers, ohne das geringſte Bedenken, vollzögen. Dieſer ihr Anführer, oder König, wird insgemein

der alte Bergkönig genannt, woraus man ſchließt, daß er ſeinem Siß auf einem Berg, oder hohen Schloſſe, gehabt, welches zwiſchen Antiochien und Damaskus ſoll belegen geweſen ſeyn. Andre ſagen, daß die Aſſaſſiner zehn bis zwölf Städte, nahe an dem Berg Tyrus, in Phönicien, beſeſſen. Sie beobachteten die Befehle ihrer Anführer wie göttliche Befehle, und achteten ihr Leben bey ſolchen ihnen aufgetragenen Verrichtungen für nichts. Daher unterſtund ſich ſo wenig ein chriſtlicher als ein mahometaniſcher Potentat, den Bergkönig anzugreifen. Denn ſobald einer nur Mine machte, ihm Wehe zu thun, ſo ſchickte er einige von ſeinen Leuten aus, welche mit eben ſo vieler Fertigkeit als Kühnheit demjenigen, der ihn angreifen wollte, das Leben nahmen. Wie der Sultan, Gelaleddulet, einem von dieſen Bergkönigen, Namens Hacen, drohete, ihn mit Krieg zu überziehen, ſo befohl dieſer Hacen einem von ſeinen Unterthanen, in Gegenwart des Geſandten, daß er ſich von einem hohen Thurm herabſtürzen, und alſo ſelbſt das Leben nehmen ſollte. Wie dieſes von dem Unterthan, ohne den geringſten Verzug, vollzogen ward, ſo ſagte der Bergkönig zu dem Geſandten: Sagt eurem Herrn, daß ich noch ſolche 70000 Männer habe, die auf den erſten Wink bereit ſind, ein gleiches zu thun. Verſchiedene Fürſten wurden von ihnen, und zwar mit einer ſolchen Geſchwindigkeit umgebracht, daß man ſich nicht dafür hüten konnte, und dieſes ſeßte allen Potentaten in eine ſolche Furcht, daß ſie die Freundſchaft dieſer Bergkönige

Könige durch Geſchenke und Verehrungen zu gewinnen ſuchten. Wie ſolches auch der König in Frankreich, Ludwig der Heilige, zu thun ſich gemüſſiget ſahe, da er in Syrien war. Die Tempelherren waren dem Bergkönig einzig und allein fürchterlich, indem er keinen Nutzen davon hatte, wenn er gleich einen Ordensmeiſters umbringen ließ, indem der Orden unverzüglich wieder einen andern an deſſen Stelle erwählte. Aus dieſer Urſache bezahlten die Aſſaſſiner den Tempelherren einen jährlichen Tribut, und erboten ſich, die chriſtliche Religion anzunehmen, wenn ſie ihnen dieſen Tribut erlaſſen wollten. Wie aber die Tempelherren ſich wegerten, dieſes zu thun, ſo veranlaßten ſie dadurch ihr eignes nachmaliges Unglück, und den Untergang des Reichs zu Jeruſalem, wie **Wilhelmus Tyrius** bezeuget. Endlich überwand ein tartariſcher König im Jahr 1257 die Aſſaſſiner in einer großen Feldſchlacht, nahm ihre Städte mit ſtürmender Hand ein, und tödtete den damals regierenden Bergkönig; mit welcher Schlacht, allem Vermuthen nach, dieſe wunderbare Societät aufgehöret. Der Bergkönig wird in den Schriften insgemein der alte auf dem Berge genannt, welches mit dem Titel übereinkommt, der ihm in der arabiſchen Sprache gegeben wird. Dieſes iſt es alles, was ich ihnen von dieſer Societät melden kann. Wenn ſie aber noch etwas ausführlichers davon zu wiſſen verlangen, ſo müſſen ſie die obenangeführten Schriftſteller nachſchlagen, und damit den arabiſchen Skribenten, **Elmacin**, zuſammenhalten.

Was

Was den Namen der Aſſaſſiner betrift, ſo glauben einige, daß Aſſaſſini und Arſacides einerley iſt. Andere aber meynen, daß ſie dieſen Namen von den Dolchen erhalten, womit ſie die Leute umgebracht. Das nun gebräuchliche franzöſiſche Wort Aſſaſſin, wodurch man einen Mörder anzeigt, hat daher ſeinen Urſprung. Ich bin ꝛc.

Der

Der
acht und achtzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie wundern ſich über das Glück, welches unſerm Freunde, dem Herrn N. N., vor kurzer Zeit durch ſeine Verbindung mit der Jungfer N. N. begegnet iſt, ich aber wundere mich, daß er durch ſeine Heyrath nicht ein noch größeres Glück erlangt hat. Denn wer von der Natur die Gabe empfangen, daß er alles mit gleichgültigen Augen anſiehet, und wem es einerley iſt, ob er eine Meduſa, oder eine Helena, eine Xantippe, oder Octavia, eine Lucretia, oder eine Meſſaline zur Frau bekommt, dem kann es niemals fehlen, daß er es nicht ſehr weit bringen, und aus einem armen Manne ein Cröſus werden ſollte. Die Sache beſteht darinn, man findet allezeit einige böſe, übelberüchtigte und garſtige, aber auch zugleich reiche Weiber, die doch alle gerne einen Mann haben wollen. Weil aber die meiſten Freyer lieber einſam und friedlich leben, als ſich mit einem ſolchen unerträglichen Ehegatten verbinden wollen, die letztern aber nicht ſo zärtlich ſind, ſondern alle derglei-

chen

chen Betrachtungen an die Seite ſetzen, ſo finden dieſe den Weg zu ihrem Glücke gebahnt, und können durch einen einzigen Beſuch mehr erwerben, als andre durch Arbeit, Vorzüge und langwierige Dienſte in ihrem ganzen Leben nicht zu thun vermögend ſind. Vielleicht dürfte man ſagen, daß einer, dem eine ſolche Frau zu Theil wird, ſolche theuer genug kaufen, und in dieſer Abſicht mehr beklagt als beneidet zu werden verdiene. Meiner Meynung nach aber trift er einen guten Kauf, weil er von Natur alſo geartet iſt, daß ihm dasjenige keinen Ekel und Widerwillen erwecket, was mir und andern unerträglich ſeyn würde. Wenn er mit dem Socrates darüber lachen kann, wenn ſeine Xantippe ihn im Zorn ein Gefäß mit Waſſer über den Kopf ſchüttet, ſo iſt er nicht mehr zu beklagen, als wenn andre vom Regen auf der Gaſſe überfallen werden. Wenn er die Hörner nicht fühlet, die andre an ſeiner Stirn erblicken, ſondern ſeinen Huth nichts deſto weniger eben ſo frey, wie ein anderer, trägt, ſo ſind es keine Hörner für ihn, und wenn er es leiden kann, täglich ein heßlich Geſicht zu ſehen, ſo iſt es in ſeinen Augen nicht heßlich. Glauben ſie mir, wehrteſter Freund, die zärtlichen Gemüther ſind die allerunglückſeligſten, diejenigen aber, denen alles einerley iſt, und welche das, was andre verabſcheuen, für ein Werk der Einbildung halten, ſind Lieblinge der Natur. Ich bin ꝛc.

Der

Der
neun und achtzigſte Brief.

Mein Herr,

Vor einiger Zeit nannte ein Prediger auf der Kanzel den Kayſer Julianus einen Bluthund. Mir kam dieſer Ausdruck um ſo viel anſtößiger für, da kein Regent dieſen Namen weniger, als der Kayſer Julianus verdienet. Wenn der Prediger ihn einen Tyrannen genannt hätte, ſo wäre es doch noch einiger maßen erträglicher geweſen, indem unter dem Worte Tyranney eine jede Art der Regierung, wodurch der Unterthan gedruckt wird, kann verſtanden werden, es mag nun ſolche in gewaltſamen und blutigen Executionen beſtehen, oder es mögen den Unterthanen ſchwere Laſten aufgebürdet, oder ihnen ſonſt entweder offenbar oder heimlich allerhand Gewaltthätigkeiten zugefügt werden. Es kann ſeyn, daß der Prediger ſich des Worts Tyrann nicht bedienen wollen, weil es ein fremdes Wort iſt, und ſich daher aus Noth des Worts Bluthund bedienen müſſen, weil wir in unſrer (nämlich der däniſchen) Sprache keinen andern Namen haben, womit wir einen Tyrannen belegen können. Wenn dieſes ſich alſo verhält, ſo ſiehet man, wie übelgegründet das Verfahren derjenigen iſt, die ſeit einiger Zeit mit ſo vielem Eifer arbei-

ten, die däniſche Sprache von allen fremden Wörtern zu reinigen. Ich will indeſſen hiervon weiter nichts erwehnen, theils, weil durch ſolche Erinnerungen nichts ausgerichtet wird, theils, weil unſre heutigen Sprachverbeſſerer von dieſer ihrer Arbeit ſehr große Gedanken hegen, und es ſich als ein beſonderes Verdienſt anrechnen, theils auch, weil ich bemerkt, daß meine desfalls ehedem gemachten Erinnerungen an einigen Orten nicht wohl aufgenommen worden. Ein jeder mag demnach gerne in dieſer ſeiner Bemühung, die Sprache zu verbeſſern, und von fremden Wörtern zu reinigen, fortfahren, ich werde dieſe Grübler künftig nicht weiter darinn ſtören. Ich, meines Theils, bleibe bey meiner alten Schreibart, und bediene mich bekannter und verſtändlicher Wörter, ſo oft ich keine bequemere Ausdrücke finden kann, um ſolche an die Stelle der andern zu ſetzen, und ſo oft ich merke, daß ich mich ſonſt nicht ſo nachdrücklich und verſtändlich ausdrücken kann. Ich bin ꝛc.

Der

* * * * * * * * * * * * * *

Der
neunzigſte Brief.

Mein Herr,

Ich habe bereits in einem von meinen vorigen Briefen angemerkt, daß man bey der Beurtheilung hiſtoriſcher Schriften ein gelinderes Urtheil über ſolche Skribenten fällen müſſe, welche zierliche, wohl zuſammenhängende und pragmatiſche Hiſtorien liefern, als über ſolche, welche nichts als trockene Jahrregiſter zuſammen tragen. Ich habe auch in dieſem Briefe die Urſachen angeführt, worauf ich dieſe meine Erinnerung gründe. Eben dieſelbe Regel muß auch von denjenigen in Acht genommen werden, welche die Fehler andrer Skribenten tadeln, ſo, daß wenn man dieſem Schriftſteller einen begangenen Fehler verzeihet, ſolchen billig einen andern zur Laſt leget. Wie es demnach eine ausgemachte Wahrheit iſt, daß, wenn gleich zweene einerley begehen, die Sache an ſich ſelbſt dennoch nicht für einerley zu halten, ſo hat dieſes auch bey den Schriften und andern gelehrten Werken Statt, und wenn daher zweene Skribenten einerley Irrthum begehen, ſo wird derſelbe dennoch beyden nicht in gleicher Maaße angerechnet.

Dieſer Unterſcheid, den man hierinn insgemein macht, gründet ſich ſowol auf die Perſon des Schriftſtellers, als auch auf die Schrift an ſich ſelbſt. Wenn ein Gottesgelehrter, der von dem Publico zu einem ſolchen Amte beſtellt iſt, in ſeinen Reden und Schriften gegen die Orthodoxie ſich verſtößt, ſo wird ihm ſolches weniger zu gute gehalten, als einem andern, der nicht die Liberey der Kirche trägt. denn der Irrthum des erſten iſt öffentlich, und erweckt Aergerniß und Anſtoß, der Irrthum des andern aber iſt nicht öffentlich, und nicht ſo anſtößig, und ungeachtet der Irrthum von beyden gleich groß iſt, ſo wird er doch beyden nicht in gleicher Maaße zur Laſt gelegt. Wenn ein Erzbiſchof zu Paris, oder ein Doctor der Sorbonne den allgemeinen Weg ſo oft verlaſſen hätten, als ein Montagne, ein Charron, und andre, ſo würden dieſelben nimmermehr ruhig in ihren Aemtern geblieben ſeyn. Denn dieſe hatten ſich durch beſondere Verpflichtungen verbunden, nicht einen Fuß breit von der herrſchenden Lehre abzuweichen, die letzten aber legten bloß ihre Meynung von dieſer oder jener Sache, und wie ſie ſolche begriffen, an den Tag, und übergaben ihre Gedanken der Prüfung anderer gelehrten Männer. Die erſten ſtellten Lehrer, die andern aber nur ſolche Leute vor, die eine Wahrheit unterſuchen, und ſolche immer tiefer zu erforſchen ſich bemühen. Was alſo bey jenen eine Catechiſation und ein Unterricht iſt, den ſie andern aufdringen wollen, das iſt bey dieſen ein Problema, welches ſie zur weitern Unterſuchung aufwerfen. In Abſicht auf die Schrift, beobachtet man ein glei

ches

ches. Wie man überhaupt von den Fehlern eines Mannes, der ſonſt Tugend und Verdienſte beſitzet, nicht ſo ſcharf urtheilet, ſondern ſolche vielmehr überſiehet, ſo bemerkt man auch die Irrthümer in einer Schrift nicht ſo genau, die ſonſt herrliche Dinge enthält, und dem Vaterlande zur Zierde gereichet. Aus dieſem Grunde wird von zweyen Büchern, in denen gleiche Irrthümer enthalten ſind, das eine verbothen, und das andre wieder von neuen aufgelegt. Ein Malebranſche, ein Clericus, ein Grotius, und andre, haben es lediglich der Vortreflichkeit ihrer Schriften zu danken, daß ſie Schutz gegen ihre Feinde gefunden, und der ausbündig ſchöne Inhalt ihrer Bücher macht es, daß ſie noch in allen Händen ſind. Wie hätte Bayle fortkommen wollen, wenn die vielen herrlichen Stellen, die in ſeinen Schriften angetroffen werden, und die Critik der Gelehrten unſrer Zeiten geſchärft, nicht gleichſam eine Decke über ſeine andern Irrthümer ausgebreitet hätten. Wenn ein gemeiner Autor nur in den zehnten Theil der Irrthümer verfallen wäre, die man bey dem Bayle wahrnimt, ſo würde er gewiß keine Stelle auf allen Bücherſählen erhalten haben, welche Ehre dem critiſchen Dictionair des Weltweiſen zu Rotterdam wiederfahren. Mir iſt kein Schriftſteller bekannt, den ein Advocat mit wenigerm Erfolg vor einem orthodoxen Gericht vertheidigen würde, als den Verfaſſer der perſianiſchen Briefe. Indeſſen iſt dieſe Schrift, wie ſehr dieſelbe auch mit kühnen und ſeltſamen Gedanken angefüllet iſt, bisher unangefochten gelaſſen worden. Man ſtellt ſich, als ob man bey einem

ſolchen Verfaſſer dasjenige nicht würklich ſiehet, was man doch ſiehet. Wenn ein gemeiner Schriftſteller zu eben derſelben Zeit mit einer eben ſo gefährlichen Geburt ans Licht trit, ſo ruft man: Kreuzige dieſen, und laſſe den andern los. Denn, wenn gleich in den perſianiſchen Briefen verſchiedenes angetroffen wird, woran man ſich ſtoßen könnte, ſo kommt doch auch dagegen vieles darinn vor, welches man bewundern muß. Ich geſtehe aufrichtig, ich habe keine Schrift geleſen, worinn ein gröſſerer Geiſt herrſchet. Bey den gemeinen Schriften aber trift dasjenige ein, was der Poet ſagt, das man ihnen nichts verzeihet oder nachſiehet:

Nec Di nec homines nec conceſſere columnæ.

Ich bin ꝛc.

Der ein und neunzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie glauben, bey neulicher Durchleſung meiner moraliſchen Gedanken bemerkt zu haben, daß ich mich in einer Materie recht merklich widerſprochen; indem ich an einem Orte, um diejenigen zu widerlegen, die aus der Betrachtung des natürlichen ſowol, als des ſittlichen Uebels den verhaßten Schluß machen, daß ſie Gottes Vorſehung läugnen, mich bemühet, eine gewiſſe Art der Nothwendigkeit des Uebels darzuthun, inſonderheit, weil dadurch die ganze Schöpfung erhalten würde; an andern Orten aber, wenn ich die Lehre des Leibnitzens und Wolfs von der beſten Welt angegriffen, dem Schein nach die Nothwendigkeit des Uebels verworfen, weil ſolches einem guten und allmächtigen Schöpfer unanſtändig ſey. Wenn dieſelben aber nur erwegen, daß ich an einem Orte von der Welt rede, wie ſie gegenwärtig iſt, an einem andern Orte aber, wie ſie vor der Schöpfung geweſen, ſo wird aller anſcheinende Widerſpruch von ſelbſt wegfallen. Wenn ich die Welt betrachte, wie ſie gegenwärtig iſt, ſo behaupte ich, daß das Uebel nothwendig iſt, und pflichte in den

meiſten Stücken demjenigen bey, was Chriſyppus davon angeführt, um diejenigen zu widerlegen, welche die göttliche Vorſehung und Regierung läugnen. Die Worte des Chryſippus ſind folgende: **Alles Böſes dienet dazu, das Gute zu erkennen. Wie könnte man von der Gerechtigkeit urtheilen, wenn keine Gewalt und Unrecht vorhanden wäre. Wie könnte man die Weisheit ſchätzen, wenn man von keiner Thorheit wüßte. Wie könnte man der Wahrheit den Preis beſtimmen, wenn man nicht die Lügen dagegen hielte? Nimt man das eine von der Welt hinweg, ſo muß man auch das andere wegnehmen.** Auf eben dieſelbe Art redet er von dem natürlichen Uebel, welchen Satz unſre heutigen Skribenten weitläuftiger ausgeführt, und von deſſen Nothwendigkeit ich ſelbſt ſowol in meinen moraliſchen Gedanken, als in meinen lateiniſchen Briefen gehandelt habe. Ein anders aber iſt es, wenn ich von der erſten Erſchaffung der Welt rede, und gegen diejenigen ſtreite, welche dafür halten, daß auch damals das Böſe zur Erhaltung der Welt würde nothwendig geweſen ſeyn. Ich halte dafür, daß die neuerſchaffene gute und vollkommene Welt die Nothwendigkeit nicht erfordert, welche bey der durch den Sündenfall verfallenen und verdorbenen Welt unumgänglich nöthig geweſen, und daß ſich das Gute ſehr wohl ohne die Vermengung mit dem Böſen faſſen und begreifen laſſe. Man kann die Heyden ent-

ſchul-

ſchuldigen, daß dieſelben andre Gedanken hievon geheget, weil es ihnen an einer gröſſern Erleuchtung gefehlet, und ſie das geoffenbarte Wort GOttes nicht gehabt. Doch findet man, daß verſchiedene von ihnen von dem heiligen und unſchuldigen Zuſtand der erſten Welt geredet. Plato preiſet die Herrlichkeit und Glückſeligkeit der Menſchen zu der Zeit, wie ſolche GOtt gleich waren. Bey dem Photinus findet man eine merkwürdige Stelle folgenden Inhalts: Wie kann es doch möglich ſeyn, daß die Menſchen, deren Seele aus göttlichen Theilen beſtehet, ſo ſehr GOtt und ſich ſelbſt vergeſſen können? Er antwortet gleich darauf, und ſagt, daß der Stolz und die Verwegenheit den erſten Grund zu ihrem Unglück und Verderben geleget, und ſie angetrieben, ſich ihrem Schöpfer zu widerſetzen. Proclus ſchreibt von der Seele folgendergeſtalt: Wenn die Seele in ihrer erſten Unſchuld geblieben wäre, ſo wären die Menſchen der Sünde nicht unterworfen worden. Man findet ſelbſt bey den Poeten gewiſſe Zeugniſſe von dem Stande der Unſchuld der erſten Menſchen, ungeachtet dieſelben in Fabeln eingehüllet ſind. Die Fabel von der Büchſe der Pandora gehöret unſtreitig hieher, woraus allerhand Unglück, Schwachheiten und ſelbſt der Tod auf die Erde ausgeſchüttet worden. Man kann auch dahin rechnen, was von dem Prometheus erzählt wird, der Feuer aus dem Himmel geſtohlen.

Audax Japeti genus
    Ignem fraude mala gentibus intulit
Poſt ignem aetherea domo
    Subductum macies, et nova febrium
Terris incubuit cohors.

Es erhellet hieraus, daß verſchiedene Heyden ſelbſt unter dem vormaligen und unter dem gegenwärtigen Zuſtande der Welt einen Unterſcheid gemacht, und geglaubt, daß das Böſe, was wir nun wahrnehmen, aus dem Fall der Menſchen herrühre, und eine Strafe der Sünden ſey, worinn ſie mit dem Zeugniſſe der Schrift übereinſtimmen, da es heißt, daß alles im Anfange ſehr gut geweſen. Es höret demnach der vermeyntliche mir Schuld gegebene Widerſpruch auf, da ich an dem einen Orte von der Nothwendigkeit des Uebels rede, an dem andern aber diejenigen widerlege, welche behaupten, daß das Böſe auch im Stande der Unſchuld, falls ſolcher länger gedauret, unumgänglich nöthig würde geweſen ſeyn. Ich entſcheide indeſſen in dieſer Sache nichts, und laſſe mich auch mit niemanden darüber in einen Streit ein. Ich behaupte bloß, daß eine ſolche Erklärung die ſicherſte ſey. Ich bin ꝛc.

Der

Der
zwey und neunzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir, daß ſie den Entſchluß gefaßt, eine Univerſalgeographie in däniſcher Sprache zu ſchreiben. Ich wünſche ihnen zu dieſem Vorhaben Glück, und habe dabey ſonſt nichts zu erinnern, als daß ſie ſich nicht nach demjenigen richten müſſen, was andre Geographie ehedem von den Eigenſchaften der europäiſchen Völker gemeldet, indem die meiſten Nationen in einer Zeit von zwanzig bis dreyßig Jahren ſich dergeſtalt verändert, daß ſie ſich ſelbſt nicht weiter ähnlich ſind. Die Spanier, deren übertriebene Ernſthaftigkeit, deren Eingezogenheit und ſeltſames Weſen jedermann ehedem zum Gelächter diente, werden gegenwärtig ihrer Wohlluſt und ihres flatterhaften Weſens halber getadelt, inſonderheit bemerket man dieſes an den Einwohnern in Madrit, deren Beyſpiel die andern Provinzen und Städte in Spanien auch bald folgen dürften. Die Franzoſen, in deren Schriften und Schauſpielen ehedem öfters ein gar zu freyer Scherz herrſchte, und die Charactere übertrieben waren, machen ſich gegenwärtig

durch eine gewiſſe ſeltſame Sittſamkeit und Ehrbarkeit lächerlich, und verfallen dadurch in den Fehler, den man vormals an ihren Nachbaren tadelte. Die Ruſſen, bey denen auch noch eine ziemliche Zeit in dieſem Jahrhundert die gröbſte Unwiſſenheit in allen Stücken anzutreffen war, ſind nun gelehrt und geſittet, und Petersburg iſt gegenwärtig eine von den europäiſchen Städten, wo die Muſen ſcheinen ihre Wohnung aufgeſchlagen zu haben. Die Ruſſiſche Kriegsmacht iſt heutiges Tages auf einen ganz andern Fuß eingerichtet, und gegenwärtig eben ſo fürchterlich, als ſie ehedem verächtlich war. In den großen Städten in Holland, wo man vormals die größten und anſehnlichſten Männer zu Fuß durch die Gaſſen, und ohne Begleitung gehen ſahe, kann man gegenwärtig vor der Menge der Pferde und Caroſſen nicht aus der Stelle kommen. Schweden, worinn bey dem Anfange dieſes Jahrhunderts ein jeder ein Soldat war, und woſelbſt die freyen Künſte und Wiſſenſchaften faſt gänzlich aus der Acht gelaſſen wurden, iſt gegenwärtig mit Gelehrten angefüllet, und die Großen des Landes, die ſich ehedem auf nichts anders, als auf das Kriegsweſen legten, ſuchen ſich gegenwärtig auch durch andre, und zum theil auch gelehrte Geſchäfte hervorzuthun, und ſind nicht nur Mitglieder gelehrten Geſellſchaften, ſondern nehmen auch an der Handlung Theil. Die Dänen und Norweger, welchen man vormals eine Nachläßigkeit im Bücherſchreiben ſchuld gab, ſtellen nun ſo viele Schriften ans Licht, daß man ſie gegenwärtig vielmehr davon zurück halten, als noch ferner dazu aufmuntern

muß.

muß. Denn man kann mit Wahrheit ſagen, daß in Dännemark zu unſern Zeiten faſt eben ſo viele Schriftſteller als Menſchen vorhanden ſind, und der Paroxysmus, Bücher zu ſchreiben, äuſſert ſich bey allen Einwohnern dergeſtalt, daß ſo gar Handwerksleute und die Bauren in Norwegen Schriftſteller werden, von welchen leztern mir verſchiedene Bücher zur Cenſur übergeben worden. Viele Engländer, die unter der ſtuartſchen Regierung jährlich einige Zauberer and Hexen verbrannten, glauben izo weder Himmel noch Hölle, vielweniger denn ſolche vorgegebene Zaubereyen. An vielen Orten, wo man es in alten Zeiten für ein Wunder hielte, einen Menſchen, der ſich berauſcht hatte, zu ſehen. findet man nun beſoffene Matronen. Meine Wirthin in Paris gieng niemals des Abends nüchtern zu Bette, und andre von meinen Landsleuten bezeugten ein gleiches von ihren Wirthinnen. Es ſcheint, daß die Türken, welche man ſonſt niemals für Pietiſten gehalten, gegenwärtig dieſen Namen verdienen. Denn der Sultan ſo wol als der Groß-Vezier haben vor einigen Jahren angefangen, zu catechiſiren, und die im Krieg verwickelten chriſtlichen Potentaten nicht nur zur Einigkeit und zum Frieden untereinander ermahnet, ſondern denenſelben auch vorgeſtellet, wie wenig die Kriege, welche ſie gegen einander führten, mit der Lehre des Evangelii übereinſtimten. Ich wundre mich daher nicht mehr, wenn ich ganze Nationen in einer kurzen Zeit verändert ſehe, und halte dafür, daß es, wenn die Welt annoch lange ſtehet, nicht unmöglich ſey, daß auch in Africa hohe Schu-

len

len aufgerichtet werden, und die Muſen ihren Wohnplatz annoch zu Marocco aufſchlagen. Ich führe dieſes alles nicht zu dem Ende an, um die Nationen und Völker deswegen zu tadeln, ſondern nur, um ihnen, mein Herr, die Erinnerung zu geben, daß ſie in dem Capitul ihrer Univerſalgeopraphie, welches von den Eigenſchaften und Neigungen der europäiſchen Völker handeln wird, ſich nicht derjenigen Schriften bedienen mögen, die vor dreyßig Jahren aus Licht getreten, indem in dieſer Zeit in den meiſten Reichen eine ſo große Veränderung vorgegangen. Ich bin ꝛc.

Digitized by Google

Der
drey und neunzigſte Brief.

Mein Herr,

Man hat bey den Schauſpielen angemerket, daß ein mäßiger Acteur ſich bisweilen ungemein hervor gethan, wenn ihm eben zu derſelben Zeit ein Zufall begegnet, der mit der Rolle eine Aehnlichkeit gehabt, die ihm zu ſpielen aufgetragen worden. Gellius führt, um dieſes zu beweiſen, einen griechiſchen Comödianten, Namens Polus, zum Exempel an, dem eben ein Sohn geſtorben war, den er um ſo viel mehr bedaurte, je zärtlicher er denſelben geliebt hatte. Wie er am betrübteſten war, ſo muſte er ein Trauerſpiel des Sophocles, *Electra* genannt, vorſtellen. In dieſer Tragödie wird Electra vorgeſtellt, wie ſie den Tod ihres Bruders, des Oreſtes, beweinet, und ein Gefäß trägt, worinn deſſen Aſche und Gebeine gelegt worden. Und weil Polus, der annoch in der größten Bekümmerniß über den Tod ſeines Sohnes war, die Perſon der Electra vorſtellte, ſo ſpielte er ſeine Rolle ſo vortreflich, daß man nicht anders glaubte, als die bekümmerte Electra ſelbſt auf dem Schauplatz zu ſehen, und die Zuſchauer wurden durch

durch dieſe Thränen und Seufzer ſo ſehr bewegt, als wenn Electra ſelbſt gegenwärtig geweſen wäre. Ein beſſerer Acteur hätte dieſe Rolle vielleicht nicht ſo gut vorgeſtellt. Er hätte eine Leidenſchaft annehmen müſſen, die ihm nicht natürlich war, da Polus im Gegentheil mit der Electra einerley Affect hatte. Denn wie ein Heuchler von einem rechtſchaffenen Mann durch geübte Kenner mit leichter Mühe zu unterſcheiden iſt, ſo kann man auch leicht erkennen, ob eine Leidenſchaft wirklich vorhanden, oder nur zum Schein angenommen worden. Die letztere Art findet man bey einem Comödianten, und daher führt ein ſolcher in der griechiſchen Sprache auch den Namen eines Heuchlers. Mir fällt hiebey ein, was von dem Moliere erzählt wird, daß derſelbe den verſtellten Kranken nie beſſer vorgeſtellt, als das allerletzte mal, da er ſelbſt krank war, und nicht lange nachher mit Tode abgieng. Ich bin ꝛc.

Der vier und neunzigſte Brief.

Mein Herr,

Wie ich aus ihrem Schreiben ſehe, ſo hat eine gewiſſe Perſon, welche ſie nicht nennen wollen, unlängſt von mir und dem Vermögen, welches ich mit Mühe erworben, nicht gar zu vortheilhaft geredet, indem dieſelbe ſich unter andern folgendergeſtalt vernehmen laſſen: Wozu nützen dem Manne ſeine Güter, da er ſich derſelben nicht bedienet? Könnte man aber dieſer Perſon wol nicht auch dieſe Frage vorlegen: Wozu dient dieſem Menſchen ſein Vermögen, da er daſſelbe mißbrauchet? Wie diejenigen Menſchen, die ihr Vermögen nur allein zur Wohlluſt und zum Ueberfluß anwenden, es billig mit Verdruß anſehen ſollten, wenn ihre Einkünfte ſich vermehren, ſo müßen ſich diejenigen billig freuen, die ihre Güter zum Beſten des Publici, und zu allerhand nützlichen Stiftungen wieder anwenden, wenn ſie ihr Vermögen anwachſen ſehen. Einige Menſchen leben, um zu eſſen, und lieben niemand anders, als ſich ſelbſt. Ich erkühne mich nicht, meine Verdienſte anzuführen. Die ganze

Zeit,

Zeit, die ich in einem unveränderten Zuſtande zugebracht, zeiget zur Gnüge, daß ich mit meinem Vermögen niemals groß gethan, und darinn dem Exempel meiner meiſten Mitbürger nicht nachgeahmet, die jederzeit gleichſam mit der Rechnung in der Hand herum gehen, und ſo bald ſie für eine Wohlthat Dank abgeſtattet, ſchon wiederum eine neue begehren. Was ſie Credit oder erzeigte Dienſte nennen, das nenne ich Debet, oder die Pflicht eines Bürgers gegen ſein Vaterland. Die Mittel, welche ihnen ihre Stellen und Aemter zuwege bringen, werden von ihnen dazu angewandt, um ſolche auf eine wohllüſtige Art wieder zu verzehren. Die Mittel aber, die ich durch Mäßigkeit, Fleiß und vielfältige ſaure Arbeit ſammle, gehören meiner Meynung nach nicht mir, ſondern der bürgerlichen Geſellſchaft zu, worinn ich lebe, und ich ſehe mich nicht als den eigethümlichen Beſitzer dieſes Geldes, ſondern nur als einen Rechnungsführer an, der Rechenſchaft von dem, was er eingehoben und ausgegeben ablegen muß. Die Leute mögen von mir urtheilen, was ſie wollen. Dieſer Umſtand iſt doch wenigſtens in meinem Leben befindlich, den wenige von ſich ſagen können. Alles, was ich durch eine vierzigjährige mühſelige Arbeit erworben, das ſehe ich als eine Schuld an, welche das Publicum von mir zu fordern berechtiget iſt. Ich bin ꝛc.

Der

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Der
fünf und neunzigſte Brief.

Mein Herr,

Ich ſehe aus ihrem Schreiben, daß in ihrem Diſtrict abermals eine neue Wittwencaſſe aufgerichtet worden, und ſolche hauptſächlich durch ihren Beyſtand und Vorſchub zu Stande gekommen. Ich tadle ihre gute Abſicht im geringſten nicht. Ich habe dieſes einzige nur dabey im Vertrauen zu erinnern, daß ich, wenn ſie mich um Rath gefragt hätten, ſie nimmermehr zu einem ſolchen Werke würde aufgemuntert haben. Denn wie ich mich im Anfange über ſolche Stiftungen erfreuet, da die Anzahl derſelben annoch eingeſchränkt und nicht ſo groß war, ſo ſehe ich ſolche gegenwärtig mit Kaltſinnigkeit an, nachdem die Menge derſelben ſo groß geworden, daß man in keinem Lande in der Welt dergleichen Stiftungen ſo häufig antrift. Vielleicht machen ſie mir den Einwurf, daß man das Gute nicht zu weit verbreiten könne. Man kann aber darauf antworten: Alles, was die Maaſſe überſchreitet, iſt nicht ferner gut und nützlich zu nennen. Die Pflicht eines Philoſophen erfordert,

die Leute zu warnen, daß ſie nicht auf Ausſchweifungen gerathen mögen, und eine ſolche Erinnerung iſt ſeit einiger Zeit an keinem Orte nothwendiger, als in dieſem Lande, wo die vormalige Trägheit und Unempfindlichkeit in vielen Dingen in eine ſolche Hurtigkeit verwandelt worden, daß man gegenwärtig eines Zügels bedarf, wo man ſich vorher der Spornen bedienen mußte. Mir iſt alles bekannt, was man insgemein anzuführen pflegt, um die Errichtung dieſer vielen Caſſen zu rechtfertigen. Das vornehmſte iſt, das viele Wittwen, die ſonſt nach dem Tode ihrer Männer Noth leiden, und ihr Brodt betteln müßten, dadurch von einem ſolchen Elende können befreyet werden. Man muß aber auch zu gleicher Zeit die vielen Unbequemlichkeiten in Erwegung ziehen, welche aus dieſen überhäuften Stiftungen, allem Vermuthen nach, mit der Zeit entſtehen dürften, und wovon man bereits die Wirkung zu empfinden anfängt. Da das meiſte Geld im Lande in ſolche Caſſen einfließt, und wieder auf die beſten und ſicherſten Pfänder ausgeliehen wird, ſo wird es Privatperſonen mit der Zeit immer beſchwerlicher fallen, ihr Geld ſicher unterzubringen. Man hört auch ſchon, daß man ſich bereits allenhalben darüber beſchweret. Man muß auch noch eine andre üble Folge beſorgen, worauf die wenigſten denken, und die noch ärger, als die erſte, werden kann. Die meiſten Hausväter waren ehedem darauf bedacht, durch eine ordentliche Haushaltung ihre Sachen auf einen ſolchen Fuß zu ſetzen, daß ihre Wittwen und Kinder nach ihrem Tode keine Noth leiden möchten. Nun aber heißt es:

Ich

Ich habe für meine Frau in die Wittwen-
caſſe eingeſetzt, und habe daher nicht nöthig,
meine Wirthſchaft ſo genau einzurichten.
Zu geſchweigen, daß dieſes ſo weit gehen kann, daß
eine Frau bisweilen ihren Vortheil dabey findet,
wenn ihr Mann mit Tode abgeht. Ich könnte an-
noch ein mehreres davon anführen. Doch dieſes
mag für dieſes mal genug ſeyn. Ich bin ꝛc.

* * * * * * * * * * * * * * * *

Der ſechs und neunzigſte Brief.

Mein Herr,

Sie glauben, daß dasjenige, was ich von der Ungewißheit der Hiſtorie geſchrieben, zu weit von mir getrieben ſey, und meynen, daß man dasjenige nicht verwerfen müſſe, was von ſo vielen glaubwürdigen Skribenten bekräftiget worden. Ich bleibe indeſſen doch bey meiner Meynung, und halte dafür, daß, wenn etwas unglaubliches erzählt, und von hundert Skribenten bekräftiget wird, ſolches dennoch verworfen werden müſſe, wenn nur ein einziger Augenzeuge ſolches entweder läugnet, oder mit Stillſchweigen übergehet. Ungeachtet demnach alle Hiſtorienſchreiber des Wunderwerks erwehnung thun, welches ſich zu den Zeiten Alexanders zugetragen, da bey ſeiner Annäherung das Meer bey Panphilien ſich getheilet, daß er trocknes Fußes hindurch gehen können, ſo trage ich doch kein Bedenken, die Hiſtorie zu verwerfen, weil Alexander ſelbſt in einem von ſeinen Briefen, worinn er dieſes Marſches Erwehnung thut, dieſes Wunders nicht mit einer einzigen Sylbe gedenket. Man muß aber auch an der Wahrheit ſolcher Hiſtorien zweifeln, die zwar nicht mit ſolchen

Um-

Umſtänden begleitet, aber doch an und für ſich ſelbſt ungereimt ſind. Keine Geſchichte kann mit mehrern Zeugniſſen beſtärket ſeyn, als die Hiſtorie Valerii Corvini. Alle Skribenten reden von dem Wunderwerk, welches ſich bey ſeinem bekannten Zweykampf zugetragen. Der Name Corvinus, der ihm deswegen beygelegt ward, und den ſeine Nachkommen beſtändig geführet, wie auch die Ehrenſäule, die der Kayſer Auguſtus, zur Erinnerung dieſes Kampfs aufrichten ließ, worauf man einen Raben auf den Helm des Valerius erblickte, ſcheint das Zeugniß der Geſchichtſchreiber nicht wenig zu bekräftigen. Dem allen ungeachtet aber kann ich doch einer Hiſtorie keinen Glauben beymeſſen, die an ſich ſelbſt ſo ungerimt iſt. Denn man erzählt, daß, wie Valerius im Kampfe begriffen geweſen, ein Rabe ſich zuerſt auf den Helm des Valerius geſetzt, nachher dem Gegner des Valerius ins Geſicht geflogen ſey, und demſelben die Augen mit ſeinen Klauen zerkratzt habe, endlich aber wieder zurück gekommen, und ſich von neuen auf den Helm des Valerius niedergelaſſen habe. Jedoch, wenn man die Ungereimheit dieſer Erzählung erwegt, und zugleich bedenkt, daß es die Gewohnheit der römiſchen Skribenten geweſen, das römiſche Volk durch allerhand große und wundervolle Begebenheiten, die demſelben begegnet ſeyn ſollen, zu erheben; ſo kann man dieſer ganzen Geſchichte mit Recht den Namen einer zierlichen Fabel beylegen. Ich bin ꝛc.

* * * * * * * * * * * * * * * *

Der ſieben und neunzigſte Brief.

Mein Herr,

Man pflegt, wenn von dem Alter und Urſprung der Sprachen die Rede iſt, auch dieſe Frage zu berühren, ob die Wörter ihren Urſprung der Natur oder einer gewiſſen Beſtimmung zu danken haben, oder ob die Wörter durch den Schall und die Fügung der Buchſtaben ſchon vor ſich geſchickt ſind, eine Sache anzudeuten, oder ob ſie dieſes erſtlich durch das Gutdünken und die Uebereinſtimmung der Menſchen erhalten haben. Die alten griechiſchen Sprachlehrer, welche dieſe Frage aufgeworfen, drucken ſolche folgendergeſtalt in ihrer Sprache aus: *ει φυσει ταονομα]α η θεσει*? und die Lateiner haben es folgendergeſtalt überſetzt: Nomina poſitiva ſint an naturalia. Oratylus ſtehet in den Gedanken, daß die Wörter durch die Vereinigung und Uebereinſtimmung der Völker geordnet worden, er fügt aber dieſes hinzu, daß man zwar annoch einige urſprüngliche und Stammwörter finde, welche aber durch die Verwirrung und durch die Länge der Zeit faſt unkenntbar geworden. Ein alter Römer, der

P. Nigidius, hat nach dem Zeugniß des Gellius den Vorſatz gehabt, zu zeigen, daß die Wörter und Namen für ſich ſelbſt, und ihrer Natur nach, ſchon die Kraft hätten, etwas zu bezeichnen und anzudeuten, und weder von ungefähr alſo entſtanden, noch durch die Vereinigung der Menſchen alſo geordnet worden. Seiner Meynung nach erhellet ſolches unter andern aus den lateiniſchen Wörtern Ego, Tu, Mihi, Tibi, Nos und Vos. Denn Ego, Mihi und Nos wurde alſo ausgeſprochen, als wenn man mit den Lippen die Wörter zu ſich ziehen wollte, welches auch natürlich ſey, indem dieſes uns ſelbſt angienge. Hingegen wenn wir die Wörter Tu, Tibi und Vos ausſprächen, ſo ſtieſſen wir die Wörter mit unſern Lippen von uns, welches auch natürlich ſey, indem andre dadurch angezeiget würden. Dieſe Gründe ſind artig genug, und könnten vielleicht von einigem Gewichte seyn, wenn der Verfaſſer nur im Stande geweſen wäre, einige tauſend andre Wörter von eben derſelben Beſchaffenheit anzuführen. Da aber dieſes nicht möglich iſt, ſo iſt die Anmerkung lächerlich, und kann mit den Träumen des Chryſippi in eine Claſſe geſetzt werden, welche noch ſeltſamer und einem Weltweiſen ſo unanſtändig ſind, daß man es faſt nicht glauben ſollte, wenn Varro ſolches nicht bezeugt hätte. Um übrigens hievon mit einigem Grunde zu urtheilen, ſo müßte man Exempel aus mehr als einer Sprache anführen, und die alleräalteſte Sprache zu Hülfe nehmen, welche Adam, der Erfinder der Sprache, geredet, wovon man jedoch nichts gewiſſes ſagen kann. Ich bin &c.

Der
acht und neunzigſte Brief.

Mein Herr,

Ich habe in meiner unterirdiſchen Reiſe einer in dem Fürſtenthum Potu eingeführten Gewohnheit Erwehnung gethan, welche darinn beſtehet, daß man einem Menſchen, der geſündiget, oder eine Uebelthat begangen, zum erſtenmale die Ader öfnet, um dadurch zu erforſchen, ob auch das Blut und die böſen Feuchtigkeiten die Miſſethat und das Verſehen veranlaſſet, und ob der Schuldige eine ſolche Operation zu ſeiner Beſſerung ſich wolle dienen laſſen. Wie lächerlich dieſer Gebrauch auch vielen geſchienen, ſo findet man doch, daß derſelbe bereits bey den alten Römern eingeführt geweſen. Allem Vermuthen nach, haben die Römer eben dieſelbe Abſicht dabey gehabt, und eine ſolche Oefnung der Ader mehr für eine Arzney, als für eine Strafe gehalten, ob man gleich ſagen kann, daß der damit verknüpfte Schimpf doch auch eine Art der Strafe geweſen. Einige Gelehrte haben noch andre Urſachen davon angegeben. Murerus meynt, weil dieſe Strafe allein an den Soldaten vollzogen worden, ſo habe man dadurch zu erkennen

kennen geben wollen, daß, weil die Soldaten ihr Blut aus Zaghaftigkeit geſchonet, ſie ſolches itzt bey einer ſchimpflichen Operation vergieſſen ſollten. Lipſius aber verwirft dieſe Meynung des Muretus aus dem Grunde, weil den Dieben auch die Ader geöfnet worden, und hält vielmehr dafür, daß man dadurch anzeigen wollen, daß der Verbrecher eine Lebensſtrafe verdienet, welche ihm aber aus Gnaden wieder erlaſſen worden. Die Römer mögen indeſſen hiebey gedacht haben, was ſie wollen, ſo ſiehet man doch, daß dieſer Gebrauch eine geraume Zeit bey ihnen üblich geweſen, und daß man dieſe Gewohnheit den Potuanern nicht für eine gröſſere Thorheit anrechnen kann, als viele andere von ihren Gewohnheiten und Sitten, welche Klimm im Anfange für lächerlich hielt, bey einer genauern Ueberlegung aber fand, daß ſie gut und wohlgegründet waren. Ich bin ꝛc.

* * * * * * * * * * * * * * * *

Der
neun und neunzigſte Brief.

Mein Herr,

Ich habe in meiner däniſchen Hiſtorie, wo ich von dem Fürſtenthum Schleswig geredet, welches von der Kron Dännemark zu Lehn gegangen, der großen Unwiſſenheit Erwehnung gethan, die unter unſern alten Rechtsgelehrten geherrſchet, und behauptet, daß ſolche den ſogenannten ſtatum Controverſiae nicht verſtanden, und daher aufs heftigſte mit einander geſtritten, da doch beyde Partheyen vollkommen mit einander einig geweſen. Es iſt dieſes von mir gefällte Urtheil einigen anſtößig geweſen, indem dieſelben dafür gehalten, daß Auswärtige daher Anlaß und Gelegenheit nehmen dürften, ſich über unſre alten Publiciſten und Staatslehrer aufzuhalten. Es iſt aber Dännemark nicht das einzige Land, worinn man in dem mittlern Alter eine ſolche Unwiſſenheit in dem Staatsrechte antrift. Auch in den Ländern, wo das Staatsrecht, wie man glaubt, am meiſten getrieben worden, als in Deutſchland, England und Frankreich, fehlt es nicht an dergleichen Exempeln. Ich darf, um dieſes zu beweiſen, nur den

großen Streit anführen, der vor einigen hundert Jahren zwiſchen Frankreich und England, der Thronfolge halber, geführet ward. Die Franzoſen gründeten ſich auf das ſaliſche Geſetz, wodurch, ihrem Vorgeben nach, das weibliche Geſchlecht von der Thronfolge ausgeſchloſſen worden, und ſuchten dadurch die engliſchen Rechtsgelehrten zu widerlegen, die doch dieſes Geſetz niemals in Zweifel gezogen, weil ihnen eben ſo viel als den Franzoſen daran gelegen war, daſſelbe zu vertheydigen. Die folgende Hiſtorie kann dieſes deutlicher machen. Nach des Königs in Frankreich, Philipp des Schönen, Tod, entſtand wegen der Thronfolge zwiſchen Eduard dem Dritten, König von England, und Philipp von Valois ein heftiger Streit. Der erſte glaubte der nächſte Erbe zu ſeyn, weil ſeine Mutter, Iſabelle, eine Tochter des verſtorbenen Königs war. Philipp von Valois glaubte aber auch, das nächſte Recht, als ein Vetter des vorigen Königes, zu haben, und berief ſich auf das ſaliſche Geſetz, wodurch das weibliche Geſchlecht von der Regierung und Thronfolge ausgeſchloſſen worden. So heftig auch die Rechtsgelehrten von beyden Seiten, dieſer Sache halber, mit einander geſtritten, ſo hat doch niemand von ihnen, worüber man ſich billig wundern muß, dieſe Sache, und worauf es eigentlich ankommt, eingeſehen, ſondern man hat ſich einige hundert Jahre gleichſam im finſtern gezanket, bis endlich P. Daniel die wahre Geſtalt der Sache entdecket. Denn die Gründe, welche man franzöſiſcher Seits angeführt, um das Recht Philippi von Valois darzuthun, ſind alſo beſchaffen, daß

es

es den Engländern nicht eingefallen, dieſelben zu verwerfen, und die Beweiſe, welche die Engländer für Eduard gegen das ſaliſche Geſetz angeführt, ſtreiten wider ſie ſelbſt, indem ſie ſowol als die Franzoſen ihren Vortheil dabey finden, dieſes Geſetz zu vertheidigen. Es iſt nicht zu beſchreiben, was für Mühe ſich die franzöſiſchen Skribenten gegeben, das Daſeyn und die Wirklichkeit des ſaliſchen Geſetzes zu behaupten. Indeſſen hat dieſes doch niemand von ihnen bewerkſtelligen können, und wenn es ja auch einer zu thun vermögend geweſen wäre, ſo könnte doch daher kein Beweis in dieſer großen Streitigkeit entlehnet werden. Fürs erſte haben ſie, wie ich ſchon erwehnt, das wirkliche Daſeyn des ſaliſchen Geſetzes nicht darthun können. Denn ſo viele Mühe man ſich auch desfalls gegeben, ſo hat man doch ein ſolches Geſetz nicht ausfündig machen können, und daher hat der franzöſiſche Geſchichtſchreiber Mezerai geſtehen müſſen, daß die Gewohnheit, die Weiber von der Regierung auszuſchlieſſen, ſich auf kein geſchriebenes Geſetz, ſondern nur auf einen beſtändigen Gebrauch gründe. Alles was man davon ſchriftlich aufgezeichnet finden können, iſt dasjenige, was in den ſogenannten formulis Marculphi enthalten iſt, der in dem ſiebenden Jahrhundert gelebt hat. Daſelbſt wird eines alten Geſetzes gedacht, welches heißt: De terra ſalica nulla portio ad Mulierem tranſit. Jedoch dieſes Geſetz, welches der erſte König der Franken, Clovis, ſoll gegeben haben, handelt einzig und allein von Privatperſonen und Privatgütern, und es iſt in 900 Jahren niemanden eingefallen, daß in dieſem

ſem Geſetz von der Thron und Erbfolge die Rede ſey. Es iſt auch von keinem Menſchen in dieſer ganzen Zeit bey dieſer Gelegenheit angeführt worden. Da demnach die Stände in Frankreich Philippo aus dieſem Grunde die Krone zuerkannten, ſo gründeten ſie ſich dabey auf eine bloße Sage, ohne hinlänglichen Beweis. Geſetzt aber, daß man dieſes auch aufs deutlichſte hätte erweiſen können, ſo ward die Forderung des Königs von England dadurch nicht im geringſten geſchwächet; denn er behauptete, daß, ungeachtet ſeine Mutter, vermöge dieſes Geſetzes, nicht zur Krone gelangen konnte, ſo ſchlöße das Geſetz dennoch nicht ihre männlichen Deſcendenten aus. Hierauf kam es an, und darüber hätte man ſtreiten ſollen. Alles andere, was man von beyden Seiten ſo weitläuftig ausgeführet, gehöret gar zur Sache nicht. Falls demnach ein ſolches Geſetz gar nicht vorhanden war, ſo ſtritten beyde Partheyen über eine Sache, die nicht in der Welt war. War aber ein ſolches Geſetz vorhanden, ſo muſten beyde Partheyen ihr Recht darauf gründen. Es erhellet aber aus der Liſte der vorigen Könige, daß keiner von beyden Competenten die Krone mit Recht begehren können. Ich bin ꝛc.

Der

* * * * * * * * * * * * * * * * *

Der hunderte Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen von mir zu wiſſen, wie man das Wort Petit Maitre am beſten in der däniſchen Sprache ausdrücken könne. Ich habe ſelbſt lange vergebens darauf gedacht, und mich auch bey andern deswegen Raths erholet, die der däniſchen Sprache mächtig ſind; es hat aber bisher niemand das Glück gehabt, ein ſolches Wort ausfündig zu machen, das die Sache völlig ausdrücket. Einige glauben, ein Petit Maitre könne am beſten durch das däniſche Wort Spradebaſſe ausgedruckt werden. Aber dieſes Wort faſt nur eine geringe Anzahl der vielen Eigenſchaften in ſich, welche ein Petit Maitre beſitzet. Unſer gemeinſchaftlicher Freund, Theodorus, glaubt, daß ein Petit Maitre am beſten in der däniſchen Sprache (en tobeenet Oldenborer) ein zweybeinigter Käfer, könne genannt werden, indem faſt kein Thier ſo viel ſchwärmet, ſummet, und den Menſchen zur Laſt fällt, als ein ſolcher Käfer. Aber dieſes Wort iſt eben ſo unvollkommen, als das erſte, und drückt die Sache noch weniger aus. Zu geſchweigen, daß ein

ein Käfer nur des Sommers ſchwärmet, und einem zur Laſt fällt, ein Petit Maitre aber das ganze Jahr durch andern beſchwerlich, und des Winters am allerunerträglichſten iſt. Denn um dieſe Zeit finden ſich die meiſten Menſchen in den Vorzimmern der Großen ein, und um eben dieſe Zeit werden auch die Schauſpiele und Comödien vorgeſtellt, wobey die Herren Petit Maitres Gelegenheit haben, ihre ſeltenen Eigenſchaften recht blicken zu laſſen. An dem erſten Orte, nämlich in den Vorzimmern großer Herren, geben ſie andern Leuten Gelegenheit, ihre edle Freymüthigkeit, ihre neumodiſche Kleidertracht, ihre abgezirkelten Schritte und dergleichen mehr zu bewundern, und wenden alle nur erſinnliche Mühe an, ihre Mitbürger zu überzeugen, daß ſie eine Quint Eſſenz von den Einwohnern des Landes ſind, und alles ausgerottet und abgelegt haben, w-'ches auch nur die allergeringſte Uebereinſtimmung mit demjenigen hat, was gemein und bürgerlich iſt. Bey einem Schauſpiel aber beurtheilen ſie alles, was ſie hören, und nicht hören, und verwerfen, als wenn ſie ordentlich dazu gedungen wären, alles, was andern gefällt, und tadeln alles, woran andere einen Gefallen finden. Dieſe und einige andere Eigenſchaften, wodurch ein Petit Maitre von andern Menſchen unterſchieden wird, verurſachen, daß man in unſrer däniſchen Sprache kein bequemes Wort finden kann, das franzöſiſche Petit Maitre zu überſetzen, und es wäre zu wünſchen, daß es eben ſo mühſam ſeyn möchte, die Perſonen ſelbſt anzutreffen. Aber von dergleichen Creaturen iſt ein ziemlicher Vorrath vorhanden,

handen, und allem Vermuthen nach wird dieſes Geſchlecht auch niemals ausſterben, ſo lange der Weg zwiſchen andern Städten und Paris annoch offen iſt, woher jährlich Recruten in großer Menge anlangen. Denn Paris iſt der rechte und eigentliche Ort, wo dieſe Producten wachſen, und wohin ſich die jungen Leute aus andern Ländern in großer Anzahl begeben, um die pariſiſchen Originale abzucopiiren, worinn es ihnen auch auf eine bewundernswürdige Art glücket. Das Wort Petit Maitre iſt übrigens erſtlich in neuern Zeiten aufgekommen, und wie man meynt, zu den Zeiten des Herzogs Mazaria zuerſt gebraucht worden, der ein Sohn des Marechal de la Meiellerage war, und die Bedienung als Grand Maitre der Artillerie erhalten hatte. Man legte aber den Namen Petit Maitres den jungen Hofleuten deswegen bey, weil ſie mit dem Herzog oder Grand Maitre von einem Alter waren, und ihm in allen ſeinen Stellungen, und in ſeiner ganzen Aufführung nachäften. Nachher hat man dieſen Namen allen denjenigen gegeben, welche ſich durch ein angenommenes vornehmes Weſen von andern zu unterſcheiden ſuchen, und ſich das Recht aumaßen, über ſinnreiche Schriften, inſonderheit über Schauſpiele, zu urtheilen, worinn ſie alles verwerfen, was nicht nach ihrem geläuterten Geſchmack iſt. Die Skribenten ſowol, als die Acteurs, ſind gezwungen worden, ſich darnach zu richten, und dieſes iſt die Urſache, wodurch die Schaubühnen in Paris in den ſchlechten Zuſtand gerathen, worinn ſie ſich gegenwärtig befinden. Denn dieſe Petits Maitres machen ſich

eine Ehre daraus, die beſten Stücke aus keiner andern Urſache zu verwerfen, als weil alte vernünftige Leute daran einen Geſchmack finden, ungeachtet niemand ungeſchickter iſt, dieſes zu beurtheilen, als die Petit Maitres, weil ſie währender Vorſtellung ihre Augen mehr auf die Frauenzimmer logen, als auf den Schauplatz richten. Der Name ward im Anfange allein den jungen Edelleuten beygelegt, gegenwärtig aber führen denſelben auch alamodiſche Bürgerſöhne, welche in Frankreich unter dem Namen les petits maitres des Tuilleries bekannt ſind, und die man bey uns Kramerjunker nennen könnte. Es iſt nicht zu beſchreiben, wie nett und vollkommen unſre däniſchen Petit Maitres die pariſchen abcopiiret, ob ſolches gleich allem Vermuthen nach einigen nicht wenig Mühe gekoſtet. Denn die Natur wirkt bey andern Nationen nicht ſo ſtark, als bey der franzöſiſchen, und daher hat ein gewiſſer Schriftſteller nicht unrecht, wenn er ſagt: Ein junger Franzoſe kann in der Geſchwindigkeit und ohne viele Mühe ein Petit Maitre werden, ein andrer aber, der nicht in Frankreich geboren iſt, kann, wenn er gleich will, nicht ſo leicht dazu gelangen. Beloc hat die Petit Maitres in einer Satyre ſehr lächerlich gemacht, und keine andre Materie giebt auch leicht einen ſo reichen Stof zum Scherz und zum Lachen, als dieſe. Denn man bemerkt bey dieſen jungen Herren nicht allein überhaupt eine Menge von allen Arten nur erſinnlicher Thorheiten, ſondern auch noch dieſes beſondere, daß ſie ihre Gliedmaßen auf

eine ſeltſame Art verrenken und verzucken, und dieſes als eine große Zierde anſehen. Sie verachten ihre Mitbürger, und lachen über deren altväteriſches Weſen, dieſe aber lachen wieder über ſie und über ihre pariſiſchen Thorheiten. Wenn vernünftige Leute mit den Petit Maitres von ungefehr in Geſellſchaft gerathen, ſo wiſſen dieſelben nicht genug von den Schwachheiten der letztern zu erzählen, dieſe aber halten ſich wieder über die Grobheit und ſchlechte Lebensart der andern auf. Die Eigenſchaft eines Petit Maitre beſtehet ferner darinn, daß er andere beurtheilet, und wieder von andern beurtheilet wird. Er iſt, wie ein franzöſiſcher Dichter ſagt: Animal Critiquant, Critiqué, Critiquable. Ein Petit Maitre iſt thöricht, und giebt ſich Mühe noch thörichter zu ſcheinen, als er wirklich iſt. Seine Manieren ſind eine Vermiſchung von Höflichkeit und Grobheit. Er redet viel, und denket faſt niemals. Paleprat ſagt: Ein Petit Maitre iſt eine Creatur, die nicht nach einer geraden Linie einhergehet, denn das iſt gemein und bürgerlich. Wie die Carthäuſer Mönche niemals reden, ſo ſpricht ein Petit Maitre unaufhörlich, er ſagt aber mit allem ſeinem Geſchwätze nichts. Wo man nicht den Schall eine Rede nennen will, den er von ſeiner Perruke, von ſeiner Tobacksdoſe, von ſeinem Stock, von ſeinen Handſchuhen und Complimenten macht, wodurch man eben ſo wenig gebeſſert wird, als durch das Geräuſch, welches ſein Wagen auf der Gaſſe verurſacht. Solche Beſchreibungen machen die vernünftigen franzöſiſchen Skribenten ſelbſt von den

Petit

Petit Maitres. Ich habe bereits erwehnt, daß dieſes Wort ſich keines alten Urſprungs rühmen kann. Daraus aber folgt nicht, daß die Leute, welche dadurch bezeichnet werden, nicht weit eher ſchon in der Welt geweſen ſeyn ſollten, ob ſie gleich unter andern Namen bekannt geweſen. Der Kayſer Nero hatte an ſeinem Hofe eine gewiſſe Art von Petit Maitres, welche über den Seneca, als über einen Pedanten, ſpotteten. Allem Vermuthen nach hat Seneca wieder an ſeiner Seite auch über ſie geſpottet. Wenn ſie alles dieſes erwegen, ſo werden ſie finden, daß es ſchwer ſey, ein Wort ausfündig zu machen, um das franzöſiſche Petit Maitre im däniſchen gehörig auszudrucken. Zum Beſchluß muß ich noch dieſes anmerken, daß die Petit Maitres in allen Ländern nicht gleich geartet ſind. Unſre nordiſchen Petit Maitres ſind wahrhafte und zuverläßige Copeyen von den pariſiſchen, und man bemerkt keinen andern Unterſcheid unter ihnen, als der allemal unter einem Original und einer Copey befindlich iſt. In andern Ländern aber bemerkt man einen großen Unterſcheid unter ihnen. Ein neuer Schriftſteller hat unter andern gezeigt, wie die franzöſiſchen Petit Maitres von den engliſchen unterſchieden ſind. Einen franzöſiſchen Petit Maitre, ſagt er, erkennet man an ſeiner abgezirkelten Kleidertracht, an ſeiner wüſten und nichts bedeutenden Rede, an ſeinem ſchwachen Verſtande, an ſeinem vielen Geräuſche, und an ſeinem Gehirne, welches an allem demjenigen leer iſt, was man einen ge-

ſunden Begrif zu nennen pfleget. Ein engliſcher Petit Maitre aber unterſcheidet ſich von andern durch eine kurze und ungepuderte Perrüke, durch einen Schnupftuch um den Hals anſtatt der Halsbinde, durch grobe und gemeine Reden, und durch die Nachahmung der gröbſten Sitten des gemeinſten Pöbels. Wie alſo ein franzöſiſcher Petit Maitre einem Affen ähnlich iſt, ſo kann ein engliſcher mit einem Bären verglichen werden, und es ſcheint, daß beyde es durch Fleiß und Mühe dahin zu bringen ſuchen, daß man ſie nicht mehr unter die Menſchen rechnen möge. So weit beſagter Autor, von dem man mit Recht ſagen kann, daß er in ſeiner Abbildung glücklich geweſen. Ich bin ꝛc.

Der

Der
hundert und erſte Brief.

Mein Herr,

Unter meinen lateiniſchen Sinngedichten iſt auch unter andern eines befindlich, welches folgendergeſtalt lautet:

Deſine Petre mihi cantando optare quietem
Dormio, quando taces, cum canis evigilo.

Dieſes Sinngedichte verfertigte ich, um mich an einem Nachtwächter zu rächen, welcher durch ſein heftiges Geſchrey mich alle Nacht in der Ruhe ſtörte. Es ſind gewiſſe Unbequemlichkeiten des Lebens, die man ertragen muß, weil ſie durch eine gewiße Nothwendigkeit veranlaſſet werden. Ich habe es daher niemals gewagt, mich dagegen zu regen, ich habe bloß gewünſcht, daß die Wächter ihre Stimme ein wenig mäßigen möchten. Denn wie es ganz gut iſt, daß dieſe Leute durch Rufen und Singen ihre Wachſamkeit an den Tag legen, ſo iſt es im Gegentheil ganz unnöthig, daß ſie wie die Eſel ſchreyen. Ich ſage, daß ich es bloß gewünſchet, weil durch Bitten

und Vorſtellungen, doch in dieſem Stücke nichts ausgerichtet werden kann. Denn wie diejenigen, welche nichts als thörichtes Zeug hervorzubringen im Stande ſind, die meiſte Begierde zu reden haben, und diejenigen, welche am allerungeſchickteſten ſind, mit der gröſten Hurtigkeit und Luſt etwas auszurichten begabt ſind, ſo bemerkt man auch, daß diejenigen, welche die elendeſte Stimme haben, am ſtärkſten ſchreyen. Ich gedenke noch allemal, und zwar nicht ohne Schrecken, an die Verordnung, welche der Magiſtrat dieſer Stadt gleich nach dem großen Brande ergehen ließ, daß die Wächter alle Viertelſtunde rufen ſollten. Dieſe Anſtalt war ein rechter Donnerſchlag für mich; inſonderheit da ich mir eben um dieſelbe Zeit in einem Eckhauſe am ſogenanten alten Markte einige Zimmer gemiethet hatte. Denn weil der Zirkel des Marktes der Diſtrict meines Wächters war, und folglich, wenn er dieſen Zirkel durch Rufen vollendet hatte, die Viertelſtunde verfloſſen war, ſo muſte er ſogleich wieder von neuen anfangen, und ich hatte daher das Unglück, ein Baſſo continuo ohne Pauſen die ganze Nacht anzuhören. Dieſes währte jedoch zu meinem gröſten Glücke nicht lange, weil die Wächter es allem Vermuthen nach ſelbſt nicht in die Länge aushalten konnten. Ich wünſche öfters, daß ich nicht von einer ſo zärtlichen Natur ſeyn möchte, oder daß wenigſtens meine Nachbaren mit einer etwas zärtlichern Empfindung begabt ſeyn möchten. Denn man wird nur von andern verlacht, wenn man ſich über ſolche Dinge beſchweret, die andern nicht beſchwerlich ſind. Ich bin ꝛc.

Der
hundert und zweyte Brief.

Mein Herr,

Wie ich aus ihrem Briefe abnehme, ſo beſchweret ſich Herr N. N. über die Feindſchaft, welche ich gegen ihn geäuſſert, und zwar, wie er glaubt, mit einem ſo viel gröſſerm Rechte, weil ein feindſelig Gemüth einem Philoſophen höchſt unanſtändig ſey. Er urtheilet recht, wenn er den Haß mit ſolchen Farben abmahlet. Denn der Haß iſt allerdings ein Laſter, welches nicht nur einen Philoſophen, ſondern auch einem jeden Menſchen höchſt unanſtändig iſt. Er irret aber, wenn er mir dieſes Laſter beymiſſet, und giebt dadurch zu erkennen, daß er wie die meiſten Menſchen den Haß mit dem Abſcheu vermenget, da doch dieſe beyden Leidenſchaften gar ſehr von einander unterſchieden ſind. Denn der Haß iſt ein Laſter, der Abſcheu aber iſt eine Schwachheit. Der Haß iſt allemal mit der Begierde vergeſellſchaftet, dem andern zu ſchaden. Bey dem Abſcheu aber bemerkt man dieſes nicht, denn man kann einen andern verabſcheuen, und demſelben nichts deſtoweniger alles gute gönnen. Ich tadle einen Lüg-

ner, ich habe einen Abſcheu für einen Prahler, und ſchwitze, wenn ich mit einem Petit Maitre in Geſellſchaft bin. Aber daraus folgt nicht, daß ich dieſe Leute haße. Mein offenbarer Abſcheu, und die Flucht, welche ich unverzüglich ergreife, ſo bald ich dieſe Leute erblicke, legt vielmehr an den Tag, daß ich nichts feindliches wider ſie im Sinn habe, weil ich durch ein ſolches Verfahren mich gleichſam ſelbſt entwafne, und ihnen den Rücken wende. Ich führe dieſes zu dem Ende an, theils um die Beſchuldigung zu vernichten, welche der Herr N. N. mir aufbürden wollen, theils auch, um diejenigen eines beſſern zu belehren, die in dieſem Stücke irren, und ein Laſter mit einer unſchuldigen Leidenſchaft vermengen. Ich bediene mich mit Bedacht des Worts Leidenſchaft, weil es in der That nichts anders, und nicht tadelhafter iſt, als der natürliche Abſcheu, den ein Menſch vor dieſer oder jener Speiſe hat. Wenn man mich daher tadelt, weil ich für den Herrn N. N. einen beſtändigen Abſcheu habe, ſo müßte man auch ſie, mein Herr, deswegen tadeln, weil ſie bey dem Anblick einer Katze in Ohnmacht ſinken. Ertheilen ſie, wenn ich bitten darf, dem Herrn N. N. hievon Nachricht, und fügen ſie noch dieſes hinzu, wie ich erbötig ſey, ſo bald er ſeine Eitelkeit, ſein Pralen und ſeine Heucheley ablegen würde, nicht nur mit ihm umzugehen, ſondern auch Freundſchaft mit ihm zu pflegen, um ihm deutlich zu zeigen, daß ſeine Perſon niemals von mir gehaßt worden. Es ſind bloß ſeine ſeltſamen und unerträglichen Eigenſchaften, welche bey mir einen Abſcheu gegen ſeiner Perſon erregt haben. Ich bin ꝛc.

❀ ❀ ❀

Der

Der hundert und dritte Brief.

Mein Herr,

In der abgewichen Woche erkundigte ſich ein Petit Maitre bey mir, welche Sängerin mir am beſten gefiele, die Turcotti oder die La Stella. Ich antwortete darauf, daß ich den Herrn A. für den ſtärkſten Muſicum in unſrer muſicaliſchen Societät, und den Herrn B. für den beſten Acteur auf dem däniſchen Schauplatz hielte. Er machte hierauf eine ſo verdrießliche Mine, daß ich leicht merken konnte, daß dieſe cimbriſchen und jütländiſchen Namen ihm ſehr verdrießlich waren, und antwortete, daß er ſich gar und ganz nicht darum bekümmerte. Worauf ich ſogleich wieder verſetzte, daß ich mich an meinem Theil eben ſo wenig um ſeine italieniſchen Sängerinnen bekümmerte. Er legte dieſes als eine beſondere Grobheit und Unhöflichkeit aus, und fragte mit Erſtaunen, ob ich die italieniſchen Sängerinnen in der Opera nicht kennte? Ich antwortete, daß ich zwar in dieſen Zeiten ihren Namen täglich nennen hören, ſie aber ſelbſt von Perſon nicht kennte, auch keine Luſt hätte, ſie kennen zu lernen, oder ſingen zu hören, da ſie

auf eine höchſtunnatürliche Weiſe nach dem Tacte ſchnarchten, zankten, ſeufzten und weinten. Ihr Geſchmack muß dennoch, verſetzt er, ſehr grob und ſeltſam ſeyn, weil ſie dasjenige verachten, wodurch andere entzückt werden. Ich bin ganz wol mit meinem Geſchmacke zufrieden, antwortete ich, und halte denſelben für natürlich und gut. Ich höre überaus gerne eine wohlgeſetzte Aria, und habe ſolche öfters in der Opera angehöret, ich kann es aber nicht ausſtehen, wenn jemand ſein Gewerbe ſingend vorträgt, oder wenn man ſich nach dem Tacte zanket. Er rumſte hierauf die Naſe, und ſprach, ſie reden als ein Blinder von der Farbe, ich aber antwortete, und ſie reden als ein Jean de France und Petit Maitre. Hiemit endigte ſich unſre Unterredung, und ein jeder von uns blieb bey ſeiner Meynung. Er lachte über mich, und ich lachte wieder über ihn. Ich bin ꝛc.

Der
hundert und vierte Brief.

Mein Herr,

Ich wohnte vor etlichen Tagen einer Geſellſchaft bey, worinn ein jeder den Herrn N. wegen ſeiner großen Dienſtfertigkeit rühmte; und ich fand kein Bedenken, dieſem allgemeinen Lobe beyzutreten, weil mir dieſer Umſtand gleichfalls bekannt war. Der einzige D. C. ſchwieg ſtille, und gab durch ſein Stillſchweigen zu erkennen, daß er mit den andern in dieſem Stücke nicht völlig einig war. Ich wunderte mich billig, und zwar um ſo viel mehr darüber, weil ich wuſte, daß niemand beſſer als eben dieſer D. C. aus der Erfahrung davon überzeugt ſeyn konnte, und nahm mir daher die Freyheit, ihn zu fragen, ob er mit der übrigen Geſellſchaft nicht in dieſem Stücke einig wäre? Nach einigem Bedenken antwortete er: Man muß ſich wohl hüten, daß man die zwo Eigenſchaften, die Bereitwilligkeit und Dienſtfertigkeit, nicht mit einander vermenge. Ich habe aus verſchiedenen Beyſpielen, inſonderheit auch der Perſon, welche hier ſo ſehr gerühmt wird, bemerket, daß man darunter einen

nen Unterſcheid machen müſſe, und daß die Bereitwilligkeit und Dienſtfertigkeit zwo Tugenden ſind, welche ſo ſehr mit einander übereinkommen, daß ich mich nicht wundere, daß ſie insgemein von den meiſten Menſchen mit einander vermengt werden. Es ſind aber doch würklich dieſelben zwo von einander unterſchieden Eigenſchaften, und müſſen nicht mit einander vermengt werden. Derjenige, welcher die Bereitwilligkeit beſitzet, wird durch eine natürliche und ihm angebohrne Luſt und Begierde angetrieben, andern Dienſte zu leiſten, ſo daß er, ohne die Pflicht vor Augen zu haben, die er ſeinem Nächſten ſchuldig iſt, bloß ſeiner Natur folgt, die ihn gleichſam wie der Wind beweget, und forttreibet. Daher dient derjenige, der mit einer ſolchen Eigenſchaft begabt iſt, öfters ohne Unterſcheid allen Menſchen. Ein Dienſtfertiger aber folgt nicht allezeit ſeiner natürlichen Neigung, ſondern wird oft zu dem Dienſt, den er leiſtet, durch die Pflicht, welche er bey ſich empfindet, angetrieben, ſo daß er zu mehrernmalen gleichſam mit ſich ſelbſt ſtreitet, und ſich in unangenehme und widrige Verrichtungen einläſt, bloß, um ſeinem Nächſten zu dienen. Der erſte ſagt, wenn man ihn um einen Dienſt anſpricht: Das

thue

thue ich mit Vergnügen. Der andere aber ſagt bey einer ſolchen Gelegenheit: Nichts iſt mir beſchwerlicher und widriger als dasjenige, was man von mir verlangt, aber ich muß mich zwingen. Man ſieht demnach hieraus, daß der erſte andern Dienſte leiſtet, ohne die Sache zu überlegen, und gleichſam wie eine Maſchine durch die daran befeſtigten Räder fortgetrieben wird, ſo daß derjenige zuerſt von ihm Hülfe erlangt, der ihn zuerſt darum anſpricht, oder eine Wohlthat begehret; wozu er, durch ſeine natürliche Neigung angetrieben wird. Der andre aber leiſtet andern mit Vernunft und Ueberlegung Dienſte, und frägt desfalls nicht ſowol ſeine Natur, als ſeine Pflicht um Rath. Wenn es daher nicht in ſeinem Vermögen ſtehet mehr als einen Dienſt auf einmal zu leiſten, ſo dienet er nicht demjenigen, der ihn zuerſt darum angeſprochen, ſondern demjenigen, der es am meiſten bedarf, und am beſten verdienet, ja er übernimmt dem letzten zu Gefallen bey ſolchen Umſtänden lieber eine Verrichtung die ihn ſelbſt unangenehm iſt; als daß er dem erſten einen Dienſt leiſten ſollte, der nicht mit ſeiner natürlichen Neigung ſtreitet. Man ſiehet demnach, daß die Bereitwilligkeit des erſten nicht von einem ſol-

chen

chen Gewichte, als die Dienſtfertigkeit des andern iſt, und daß jener nicht ein ſo nützliches Mitglied der bürgerlichen Geſellſchaft iſt, als dieſer. Denn ungeachtet beyde andern Dienſte leiſten, ſo ſind doch die Bewegungsgründe, wodurch ſie dazu angetrieben werden, unterſchieden. Ich will dieſes, fuhr er fort, durch Exempel erläutern. Einer hat eine große Luſt zu einer gewiſſen Arbeit und zu gewiſſen Verrichtungen, welche andern verdrießlich und beſchwerlich ſind. Er wird von einem gewiſſen Freund gebeten, dergleichen Arbeit zu übernehmen, und erhält, weil er ſich mit der größten Willigkeit dazu bequemet, dafür den Namen eines dienſtfertigen Mannes. Ein andrer kann kein Geld ſparen, ſondern ſiehet das Geld, weil er es nicht gleich wieder anzuwenden weiß, als ein unnützes und beſchwerliches Hausgeräth an. Daher giebt er niemanden eine abſchlägige Antwort, wenn er von andern erſucht wird, ihnen entweder etwas zu leihen, oder zu ſchenken. Dieſes Bezeugen erwirbt ihn den Namen eines freygebigen, dienſtfertigen und mitleidigen Mannes. Um aber zu erfahren, ob ein ſolches Portrait richtig iſt, und ob eine ſolche Bereitwilligkeit entweder von einer natürlichen Leichtſinnigkeit herrühre,

oder

oder eine aufrichtige Dienſtfertigkeit ſey, ſo muß man ihm ſolche Geſchäfte auftragen, und ſolche Dienſte von ihm verlangen, welche mit ſeiner Neigung ſtreiten, und welche er ſonſt nicht zu leiſten vermögend iſt, wo er nicht ſeiner Neigung Gewalt anthut, und gleichſam mit ſich ſelbſt Krieg führet. Wenn er ſich bey ſolchen Gefälligkeiten ſtets unwillig beweiſet, ſo hat man das rechte Ziel getroffen, und kann daraus aufs deutlichſte abnehmen, daß die Bereitwilligkeit einem zu dienen und an die Hand zu gehen, von der Dienſtfertigkeit unterſchieden ſey. Und ſo iſt der Mann beſchaffen, ſagt er weiter, den ſie ſo ſehr rühmen. Indeſſen ſage ich nicht, daß das Lob, welches ſie ihm ertheilen, ungegründet iſt, ſondern, daß nur zwo Eigenſchaften von ihnen vermengt, und nicht genugſam unterſchieden worden, welche doch nothwendig von einander unterſchieden werden müſſen. Denn zwanzig Dienſte, die man andern aus einer natürlichen und angebornen Bereitwilligkeit leiſtet, können nicht einem einzigen andern Dienſte nach moraliſchen Gewichte, wenn man ſo reden darf, die Wage halten, der aus einer rechtſchaffenen Dienſtfertigkeit herfließt, und den man bloß deswegen leiſtet, um ſeiner Pflicht eine Genüge zu leiſten, un-

ge-

geachtet er mit unſrer Neigung ſtreitet. Ich bitte dieſes, ſagte er zum Beſchluß, nur etwas genauer zu überlegen, ſo werden ſie von der Wahrheit desjenigen, was ich geſagt habe, vollkommen überzeugt werden. Es iſt kein Character, worinn man mehr irren, und wobey man leichter einen Fehltritt thun kann. Denn der äuſſerliche Anſchein iſt bey beyden Eigenſchaften gleich, und ohne eine philoſophiſche Ueberlegung iſt es unmöglich, den Unterſcheid einzuſehen, und den Vorzug zu beſtimmen, den man der einen Tugend vor der andern beylegen muß. Ich nenne beyde Eigenſchaften Tugenden, in Abſicht auf die Wirkung welche ſie hervorbringen, nicht aber gleiche und eben dieſelben Tugenden, in Abſicht auf die Perſonen, welche ſie ausüben. Wie es keine große Tugend iſt, etwas Gutes zu thun, wozu man eine natürliche Neigung hat, ſo kann man es auch keinen als ein beſonderes Verdienſt anrechnen, dasjenige zu unterlaſſen und zu verabſcheuen, wenn es aus Noth geſchiehet. So iſt die Nüchternheit bey denen keine Tugend, die kein ſtarkes Getränke vertragen können. Allmoſen geben iſt an ſich ſelbſt rühmlich, aber diejenigen können ſich daraus kein beſonderes Verdienſt machen, welche es bloß deswegen thun,

thun, um des Geſchreyes und Rufens der Armen überhoben zu ſeyn. Wenn eine That den Namen einer Tugend führen ſoll, ſo muß ſie nicht nur uneigennützig ſeyn, ſondern auch mehr aus Pflicht, als aus einem natürlichen Triebe geſchehen. Vielleicht äuſſert ſich eine andere und bequemere Gelegenheit, dieſes weitläuftiger zu erklären, denn je gemeiner ein Irrthum iſt, deſto nöthiger iſt die Bemühung, denſelben zu entdecken und abzuſtellen. Denn man rühmt öfters jemanden einer Eigenſchaft halber, die ihm doch nicht zukommt, und die gerühmte Perſon macht ſich oft mit einer Tugend groß, welche ſie jedennoch nicht beſitzet. Hiermit endigte er ſeine Rede, die ich bey einer genauern Ueberlegung ſehr vernünftig und gründlich befunden habe. Ich bin ꝛc.

Der hundert und fünfte Brief.

Mein Herr,

In der abgewichenen Woche war ich mit einen von unſern Landesleuten in Geſellſchaft, der erſtlich vor kurzer Zeit von Paris zurückgekommen war. Derſelbe ſchalt mit großer Heftigkeit auf die zweydeutigen Wörter, und rechnete es unſern Skribenten als einen großen Fehler an, daß ſolche ſich derſelben annoch bedienten. Wie ich mich bey ihm erkundigte, aus welchem Grunde er alle dergleichen Wörter und Redensarten verwürfe, antwortete er, weil ſie gegenwärtig in Frankreich gänzlich abgeſchaft, und aus der franzöſiſchen Sprache verbannet worden. Ich merkte daraus, daß ſeine Meynung dahin gieng, daß man ſich nach der franzöſiſchen Schreibart eben ſowol als nach ihren andern Moden und Thorheiten richten müſte, und daß es nothwendig ſey, ſeine Feder eben ſowol als ſeine Kleider nach ihrem Gutdünken zuzuſchneiden. Ich antwortete ihm, daß man ſich nach dem Geſchmack eines ſo unbeſtändigen Volks weder richten müſſen noch könnte, indem nichts möglicher wäre, als daß die Franzoſen dasjenige, was ſie in dieſem Jahre verwürfen, im folgenden Jahre ſchon wieder, als etwas Zierliches anſähen, und daß ein Benſerade,

den ſie nun ſeiner Zweydeutigkeiten und ſinnreichen Ausdrücke halber verachteten, eben ſo hoch wieder geachtet, und eben ſo ſehr wieder hervorgezogen würde, als die alte Kleidertracht, welche ſie nun verabſcheueten. Ich geſtehe, daß man zu gewiſſen Zeiten mit den zweydeutigen Wörtern und Scherzreden, welche die Franzoſen gegenwärtig mit dem verächtlichen Namen der Turlupinades belegen, einen Mißbrauch getrieben. Ich kann aber doch auch noch nicht einſehen, aus welchem Grunde ſie alle verworfen werden ſollen. Denn der Abſcheu, den die Franzoſen gegenwärtig dafür bezeugen, iſt kein hinlänglicher Grund, worauf man ſein Urtheil bauen kann. Man findet, daß die beſten griechiſchen und lateiniſchen Schriftſteller ſich oft doppeltlautender Wörter bedienet, und die meiſt geſitteten alten Nationen haben gewiſſe Zweydeutigkeiten, als Zierrathen, in ihre Rede und Schreibart angeſehen. In Chriſti eignen Worten: **Lazarus, unſer Freund, ſchläft**, iſt ja eine Zweydeutigkeit vorhanden. Meinem Bedünken nach, thut man am beſten, wenn man die Mittelſtraße erwählt zwiſchen den heutigen Franzoſen, die ohne Grund alle und jede Zweydeutigkeiten verwerfen, und unter den Chineſern, die einen ſolchen Mißbrauch davon machen, daß ſie ſich nach dem Zeugniß der Reiſebeſchreibungen ſolcher Wörter bedienen, deren eines oft zwanzig Bedeutungen hat. Die Eigenſchaft der Franzoſen iſt, von einem Abweg auf den andern zu gerathen. Vor einigen Jahren waren ihre Kleider gar zu weit, nun aber ſind ſie ſo eng, daß man ſie nicht ohne große Mühe anziehen kann.

Eben daſſelbe hat man auch bey ihrer Sprache angemerkt, welche ſie dergeſtalt gemuſtert und geſäubert haben, daß ſie ganz trocken und mager geworden iſt. Man kann dieſes an ihren Schauſpielen abnehmen, welche aus lauter trocknen Unterredungen beſtehen, die weder Geiſt noch Leben haben. Denn die ſinnreichſten Ausdrücke und die netteſten Zweydeutigkeiten werden nun als die gröſten Schandflecke der Sprache angeſehen. Und wenn ja jemand aus Noth gezwungen wird, ſich einer Redensart zu bedienen, die nicht mehr in der Mode iſt, ſo fügt man doch ſtets die Entſchuldigung hinzu, S'il eſt permis. Die Franzoſen führen zwar zu ihrer Entſchuldigung an, daß ihre Sprache keine Künſteleyen leide. Man kann aber mit Wahrheit ſagen, daß ſie, um dieſe ſogenannten Künſteleyen zu vermeyden, auf andre noch weit ſchlechtere gerathen, von welchem allen ſie keinen andern Grund, als ihre natürliche Unbeſtändigkeit anzugeben im Stande ſind. Einer von ihren vornehmſten Skribenten, M. Menage, redet von den zweydeutigen Wörtern folgendergeſtalt: **Wer etwas anders ſagt, als er ſagen will, ſagt nicht das, was er ſagt, weil er dieſes nicht ſagen wollte. Er ſagt auch dasjenige nicht, was er ſagen will, weil er es nicht würklich ſagt.** Dieſer Ausſpruch des Menage iſt mit allgemeiner Bewunderung aufgenommen worden, ungeachtet dieſe Sentenz, wenn man ſie recht überlegt, nichts anders als ein rechtes Galimathias iſt. Denn einjeder, der eine Sprache mächtig iſt, verſteht auch die darinn vorkommenden Zweydeutigkeiten,

keiten, und kann mit leichter Mühe errathen, was einer, entweder im Schreiben oder im Reden, damit ſagen will. Vielleicht denken ſie, dieſe meine Critik ſey zu ſcharf, und ich könnte dadurch die franzöſiſchen Skribenten wider mich in den Harniſch bringen. Es kann aber leicht ſeyn, daß während der Zeit, daß dieſer Brief ans Licht trit, der franzöſiſche Geſchmack ſich ſchon wieder verändert, und daß die Scherzreden und Zweydeutigkeiten eines Benſerade und eines Beautru den Franzoſen nicht mehr unerträglich ſind. Hieher gehöret, was man damals ſagte, als Vaugelas ſo ſehr lange an ſeiner Ueberſetzung des Curtius arbeitete: Daß die franzöſiſche Sprache, ehe er mit ſeiner Arbeit zu Stande kommen würde, eine ganz andere Geſtalt würde bekommen haben. So wenig ich meine Kleider und meine muſikaliſchen Concerte wegwerfe, weil ſie nicht mehr nach der Mode ſind, indem ich nimmer hoffe, daß ſie noch wieder mode werden können, eben ſo wenig trage ich Bedenken, einen Scherz, oder ein doppeltlautendes Wort zu gebrauchen, weil ſolches ein gleiches Schickſal haben kann. Am allerwenigſten richte ich meinen Geſchmack nach dem Geſchmack einer ſo unbeſtändigen Nation ein. Es iſt Höflichkeit genug, daß wir uns von unſern Petit Maitres, welche von Paris zurück kommen, bewegen laſſen, unſre Kleidertracht zu verändern. Wollen wir denn nun noch weiter gehen, und uns durch ihre Predigten in noch mehrern Dingen belehren laſſen, und ſie auch als ordentliche und berufene Catecheten im Reden und Schreiben anſehen? Ich bin ꝛc.

Der
hundert und ſechſte Brief.

Mein Herr,

Ein guter Freund zeigte mir vor einiger Zeit ein Trauergedicht, in welchem der Poet, oder beſſer zu ſagen, der Reimer, den Verſtorbenen unter andern auch deswegen rühmte, weil er ſich des Bücherſchreibens enthalten, und dem Beyſpiel andrer nicht folgen wollen, welche ihre Schriften ſelbſt verkauften. Er ſagte, er wäre verſichert, daß dieſes auf mich zielte, und ſuchte mich zu bereden, den Reimer nach Verdienſt zu züchtigen, indem deſſen elende Schriften ſo beſchaffen wären, daß keine Materie einen reichern Stof zum Scherz und zum Geſpötte geben könnte. Ich antwortete ihm aber, daß ich mich von meinem einmal gefaßten Vorſatze, ſolchen Urtheilen mit der Verachtung, welche ſie verdienten, zu begegnen, nicht abwendig machen lieſſe, am allerwenigſten aber mich mit dem Versmacher abgeben könnte. Denn ſein Leichengedicht ſchiene viel eher eine Satyre über den Verſtorbenen, als ein Lobgedicht auf denſelben zu ſeyn, und man könne ſowol aus der Materie, als aus der Schreibart ſehen, daß er ſeine eigene

Ehre zu Grabe geſungen, wesfalls man mehr Mitleiden mit ihn haben, als ihn nach ſeinen Verdienſten züchtigen müſte. Vernünftige Leute, ſowol hier im Lande, als auſſerhalb Landes, urtheilen ganz anders von meinen Schriften, und glauben, daß das Vaterland mir für dieſe meine Bemühung mehr Dank ſchuldig ſey, als daß man desfalls übel von mir reden ſollte, und alle und jede werden daher leicht urtheilen, daß der Poet durch ſein unbeſonnenes Urtheil niemanden, als ſich ſelbſt, geſchadet. Geben ſie dem Versmacher hievon Nachricht, mit welchem ſie, wie ich weiß, einigermaßen bekannt ſind. Thun ſie noch dieſes, aus Liebe zu ihn, hinzu, und ermahnen ſie ihn, daß er ſich nicht weiter mit der Poeſie abgeben, ſondern lieber, zumal wenn er in ungebundener Rede nicht glücklicher iſt, die Feder gänzlich niederlegen möge. Dadurch werden ſie ſich das Publicum ſehr verbindlich machen, und dem Versmacher ſelbſt einen nicht geringen Dienſt erzeigen. Ich bin ꝛc.

Der hundert und ſiebende Brief.

Mein Herr,

Ich danke ihnen für das Schreiben, womit ſie mich beehret, und wodurch ſie mir Nachricht geben, daß ſie ſich in Holſtein wohnhaft niedergelaſſen. Wie ich merke, ſo ſchätzen ſie ſich inſonderheit deswegen glücklich, daß ſie einen überaus angenehmen Mann zum Nachbar erhalten, welcher ſein Leben auf eine ſolche Art hingebracht, daß er ſich ein allgemeines Lob bey Hohen und Niedrigen erworben, und keinen einzigen, weder heimlichen noch offenbaren, Feind in der ganzen Stadt habe. Ich muß geſtehen, dieſer Character, den ſie ihrem Freunde beylegen, klingt überaus prächtig. Ich aber verlange einen ſolchen Nachruhm nicht. Wie das Leben und die Aufführung ihres Nachbarn vordem beſchaffen geweſen, davon kann ich nicht urtheilen, weil ich nicht die Ehre habe, ihn zu kennen. Dieſes allein erkühne ich mich doch zu ſagen, daß der Character, den ſie ihn beylegen, kein Beweis von ſeiner Vollkommenheit iſt; ſondern vielmehr offenbar bezeuget, daß er ſich ſelbſt und ſeine eigne Ruhe mehr, als ſein Vaterland und das gemeine Beſte geliebet. Denn es iſt faſt unmöglich, daß ein

ein vollkommen tugendhafter Mann und rechtſchaffener Bürger ohne Feinde und Nachrede ſeyn könne. Ich habe an andern Orten in meinen Schriften des Ariſtides Erwehnung gethan, deſſen Tugend und Redlichkeit ſo groß war, daß er daher auch den Beynamen des Gerechten führte, aller ſeiner Tugend ungeachtet aber, hatte derſelbe doch ſo viele Feinde, daß er ſeine Vaterſtadt mit dem Rücken anſehen mußte, und niemals ein Amt verwalten konnte, ohne ſich dabey der größten Nachrede auszuſetzen, auſſer ein einziges mal, da er alles gehen ließ, wie es die meiſten gerne haben wollten, und desfalls von allen gerühmt ward, woraus aufs deutlichſte erhellet, daß dieſer allgemeine Beyfall ſich lediglich auf die nachläßige Beobachtung ſeiner Pflichten gegründet. Man kann dieſes durch unzählige Beyſpiele, ſowol alter als neuer Zeiten beweiſen. Ich habe von einem gewiſſen Manne reden hören, der ein Mitglied eines großen und zahlreichen Collegii, und zwar vernünftig und belebt, aber auch zugleich ſehr gemächlich und ein groſſer Freund und Liebhaber der Ruhe war. Dieſe letztere Eigenſchaft verurſachte, daß er ſich ſelten in der Verſammlung des Collegii einfand, wenn er aber ja einmal gegenwärtig war, ſo hütete er ſich ſehr, daß er jemanden widerſprach, ſondern er bejahete mit einem höflichen Kopfneigen alles, was die andern für gut funden. Durch ein ſolches Betragen erwarb er ſich die Gunſt aller ſeiner Collegen, und niemand hatte das geringſte an ihm auszuſetzen. Unter den andern aber, die ihr Amt wahrnahmen, hieß der eine ein Haberecht, der andre

 ein

ein Haarklauber, der dritte ein grober und der vierte ein unbedachtſamer Mann u. ſ. w. andrer herrlichen Namen zu geſchweigen, womit einer den andern belegte. Wenn aber von derjenigen Perſon die Rede war, deren ich eben erwehnet, ſo hieß es einhellig, das iſt ein angenehmer Mann, wir können uns niemals einen beſſern und friedfertigern Collegen wünſchen. Denn wir haben noch niemals ein unfreundliches Wort aus ſeinem Munde gehöret. Und in dieſem Stücke hatten ſie recht. Denn der allgemeine Freund wohnte entweder der Verſammlung gar nicht bey, oder, wenn er ja einmal gegenwärtig war, ſo that er ſeinen Mund nicht auf, und redete kein einziges Wort. Der gute Ruf, worinn er ſich durch dieſe ſeine Aufführung bey dem Collegio, von dem er ein Mitglied war, geſetzt hatte, breitete ſich mit der Zeit durch die ganze Stadt aus. Ein jeder redete mit vielen Ruhm von ihm, niemand aber gab ſich Mühe, die Urſache davon zu unterſuchen. Man ſahe dieſen Mann nachher eine Ehrenſtuffe nach der andern betreten, ſo daß eben die Eigenſchaften, die ihn hätten daran hinderlich ſeyn ſollen, ihm den Weg zum Wohlſtand und zur Hoheit bahnten. Es wird nicht ſchwer ſeyn, mehrere dergleichen Exempel zu finden, und man wird daraus abnehmen können, daß derjenige, der ſich in einer Societät einen allgemeinen Beyfall erworben, und der ſich deswegen rühmen kann, daß er keine Feinde habe, nicht eben deswegen allemal der würdigſte ſey; ſo wie derjenige, der viele Feinde hat, deswegen eben nicht für den ſchlimſten und un-

würs

würdigſten zu halten. Einer, der ſich ſolchergeſtalt aufopfert, daß er nichts als Recht und Gerechtigkeit vor Augen hat, keine Perſon anſiehet, ſich nicht ſcheuet, die Wahrheit zu ſagen, und niemanden heuchelt, wird ohne Zweifel mehrere Feinde als Freunde haben, wo man ſich nicht eine platoniſche Republik vorſtellen will, worinn alle Büger tugendhaft ſind. Ich gebe mich nicht dafür aus, daß ich viele gute Eigenſchaften beſitze. Aber ich kann es frey ſagen, und wenn es jemand verlangen ſollte auch beweiſen, daß ich mir meine Feinde mehr durch Ausübung der Tugend, als durch meine Fehler zugezogen. Ich habe niemals den Mantel nach dem Winde gehängt, und bin bey widrigen Begebenheiten ſtandhafter als im Glücke geweſen. Ich habe niemanden geheuchelt. Ich habe niemand ohne Urſache gerühmet, vielweniger den Fehlern und Laſtern Altäre aufgerichtet. Aber dieſes iſt nicht der Weg, wodurch man ſich Ruhe, Vergnügen, und einen allgemeinen Beyfall erwarben kann. Wenn ich nicht mehr meine Pflicht als meine eigne Ruhe und ein allgemeines Lob für Augen gehabt hätte, ſo würde ich mich lieber dem Müßiggange als der Arbeit ergeben haben. Zum wenigſten würde ich lieber eine angenehme, als eine nützliche Beſchäftigung erwählet haben. An ſtatt moraliſche Bücher zu ſchreiben, welche öfters unangenehm und bitter ſind, würde ich lieber meine Feder gebraucht haben, einen Commentarium über alte Autores zu ſchreiben. An ſtatt einer aufrichtigen und unpartheyiſchen Hiſtorie würde ich lieber trockne Jahrbücher und Geſchlechts-

regiſter verfertiget haben. An ſtatt der von mir geſchriebenen Scherz- und Sinngedichte würde ich Hochzeit- und Leichenverſe gemacht, und an ſtatt moraliſcher Schauſpiele, lieber andre Comödien nach dem Vorbilde von Doctor Fauſt, Luxenburg, Adam und Eva u. d. g. verfertiget haben. Und dadurch würde ich eben das Glück wie andre erlangt haben, welche ſich durch unnütze Dinge, oder dadurch, daß ſie gar nichts thun, eine allgemeine Liebe erworben. Zum wenigſten würde ich mir keine Feinde gemacht haben. Aber ich will einen ſolchen Ruhm, der mit dem Tode verſchwindet, gerne andern überlaſſen, und mich mit dem Nachruhm tröſten, den ich mir nach meinem Ableben verſprechen kann, wenn Feindſchaft und Eiferſucht aufhören. Denn ungeachtet man nach dem Tode von keinem Ruhme weiter etwas weiß, ſo höret man es doch der Einbildung nach, was man nach dieſen von der Nachwelt zu erwarten hat. Und wenn ich auch ja den Weg, den andre einſchlagen, hätte betreten, und die Ruhe meiner Pflicht vorziehen wollen, ſo haben doch die beſtändigen Aufmunterungen, ſowol fremder als einheimiſcher Gelehrten, mir ſolches nicht zugelaſſen. Denn, wenn mich ja einige von meinen Bemühungen abzuſchrecken geſuchet, ſo haben mich andere rechtſchaffene Patrioten wieder aufgemuntert, darinn fortzufahren, und dieſes iſt auch noch bey meinem gegenwärtigen hohen Alter geſchehen, da doch meine Schwachheit und die Abnahme meiner Kräfte mich billig hätte entſchuldigen können. Daß ich meine Schriften ſelbſt

ver-

verkauft, welches ein gewiſſer Versmacher mit dem Namen einer Trödeley belegt, darinn habe ich meines Erachtens nichts Unanſtändiges begangen. Es iſt diese Art der Handlung einem Gelehrten gar nicht unanſtändig, inſonderheit, da es einem jeden bekannt iſt, zu welchem Endzweck die Früchte meiner Arbeit angewendet worden. Ich bin ꝛc.

Der

Der
hundert und achte Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen von mir etwas neues zu wiſſen, was in dieſer königlichen Reſidenz vorgegangen. Ich habe in einer langen Zeit nichts gehört, welches verdiente aufgezeichnet zu werden. Vielleicht iſt hin und wieder etwas merkwürdiges geſchehen, allein davon erfahre ich nichts, am wenigſten im Winter, da ich mich der Kälte halber ſtets zu Hauſe und in meinem Zimmer aufhalten muß. Ich habe zwar bisweilen Beſuch, aber insgemein nur von ſolchen Perſonen, von denen ich nichts beſonderes neues erfahre. Alles, was ich mit Gewißheit melden kann, beſteht darinn, daß ich ihnen, wenn ſie es verlangen, eine Liſte von allen vornehmen Leichen, die ſeit einiger Zeit begraben ſind, mitzutheilen im Stande bin, weil ich nahe bey dem großen Thurm wohne, worinn das Klockenſpiel hänget. Am abgewichenen Donnerſtag ward ein Mann begraben, an deſſen Seligkeit der gemeine Mann in meiner Nachbarſchaft nicht den geringſten Zweifel hegt, indem das Klockenſpiel bey ſeinem Begräbniß vier ganzer Stunden, von 2 bis 6 Uhr, geſpielet worden. Sie werden

den dieſes als einen Scherz anſehen. Ich aber ſchreibe dieſes vielmehr im Zorne. Denn ein ſo ewiges Läuten und Spielen der Klocken iſt hinlänglich genug, einen Menſchen, der ſich den Wiſſenſchaften ergiebt, ungeduldig zu machen, wenn er auch nicht eine ſo zärtliche Empfindung hätte, als ich habe. Ich werde übrigens hiedurch darinn beſtärket, daß ich den Character und das Portrait wohl getroffen, welches ich von der däniſchen Nation gemacht, daß ſolche ſeit einiger Zeit auf lauter Ausſchweifungen gerathen, und in keinem Dinge mehr Maaße halten kann. Sollte denn ein Geläute von einer halben Stunde nicht hinlänglich ſeyn? Muß man denn, um den Verſtorbenen eine Ehre zu erweiſen, auch die annoch Lebenden tödten? Eine Seele bedarf nicht ſo viele Zeit in dem Himmel anzulangen, als die fahrende Poſt von Copenhagen bis Rotſchild. Ich bin kein Reformator. Ich wünſche bloß, daß gewiſſe Kleinigkeiten, welche nicht den geringſten Nutzen bey ſich haben, ſondern bloß zur Laſt und Beſchwerde gereichen, möchten gänzlich abgeſchaft, oder doch wenigſtens auf eine erträglichere Art eingerichtet werden. Ich erſuche ſie, mein Herr, dieſes dem Staatscollegio auf dem Lande vorzutragen, und das Bedenken unſerer Staatsmänner in der Provinz darüber einzuziehen, ob in dieſem Stücke wegen des Klockenſpiels nicht eine Veränderung unumgänglich nöthig ſey, und ob dieſes Geläute nicht alſo könne eingerichtet werden, daß eine halbe Stunde für Perſonen von bürgerlichem Stande, und eine ganze Stunde für adeliche und characteriſirte Perſonen,

länger

länger aber gar nicht geſpielet würde, wobey jedoch alles ſolchergeſtalt einzurichten wäre, daß die Kirche und der Organiſt dabey nichts einbüßten. Eine ſolche Einrichtung würde den Lebendigen ſehr zu ſtatten kommen, und die Verſtorbenen würden nicht ein einziges Wort dagegen einzuwenden haben. Einige leiten den Gebrauch, die Klocken bey einem Leichenbegängniſſe anzuziehen, daher: Man hielt ehedem dafür, daß, weil die Klocken getauft wurden, man durch deren Laut die böſen Geiſter vertreiben könnte, und daher pflegte man die Klocken zu läuten, wenn die Kranken in letzten Zügen lagen. Dieſes iſt endlich in die noch daurende Gewohnheit verwandelt worden, daß man die Klocken bey einem Leichenbegängniſſe anzieht. Ich bin ꝛc.

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

Der
hundert und neunte Brief.

Mein Herr,

Ich habe an einem Orte in meinen Schriften einige Anmerkungen über die engliſche Nation gemacht, und gezeigt, wie ſehr die gegenwärtigen Einwohner Englands von ihren Voreltern faſt in allen Stücken unterſchieden ſind. Ich habe dieſes hauptſächlich der Vermiſchung mit den Normännern zugeſchrieben, wodurch das Land eine andere Geſtalt bekommen, und die ehemalige Furchtſamkeit in Kühnheit und Tapferkeit verwandelt worden. Die gegenwärtig blühenden vornehmſten engliſchen Familien ſtammen von den erſten Normännern ab, und das normänniſche Blut wallt noch itzt in den engliſchen Adern. Dieſes kann niemanden unbekannt ſeyn, der die engliſche Hiſtorie auch nur obenhin geleſen. Denn ein jeder weiß, was für vielen und großen Veränderungen England jederzeit unterworfen geweſen, und daß dieſes Land bald von britanniſchen Königen, bald von Römern, bald von Angelſachſen, bald von Dänen, und endlich wieder von normänniſchen Regenten beherrſcht

worden. Aber wenige haben dieſes angemerkt, daß die Regierung nach ſo vielen Veränderungen, gleichſam durch eine Circulation wieder an die alten Britannier, oder die älteſten Einwohner des Landes zurückgekommen. Dieſes kann dadurch bewieſen werden, wenn man dasjenige zugiebt, was man nicht wol läugnen kann, nämlich, daß Henrich der Siebende der Stammvater des itztregierenden königlichen Hauſe iſt. Das Geſchlechtregiſter dieſes Königs kann dieſe Sache völlig auſſer Zweifel ſetzen. Der ſtreitbare König, Henrich der Fünfte, welcher Frankreich unter das Joch brachte, vermählte ſich mit der franzöſiſchen Prinzeßinn, Catharina, aus welcher Ehe Henrich der Sechſte erzeugt ward, der ſeinem Vater in der Regierung folgte. Nach Henrich des Fünften Tode vermählte ſich deſſen hinterlaſſene Wittwe mit einem alten britanniſchen Edelmann, Namens Owen Tudor, und weil Henrich der Siebende, der Stammvater der itztregierenden königlichen Familie, aus dieſer Ehe abſtammet, ſo iſt es offenbar, daß die gegenwärtigen Könige in England von den alten Britanniern herkommen. Denn die engliſche Hiſtorie zeigt, daß die Angelſachſen, wie ſie ſich des Landes bemächtiget, die alten Einwohner in die Provinz, die nun Wales genannt wird, zuſammen getrieben. Henrich der Siebende war ſolchergeſtalt von dem alten und aus der Provinz Wales gebürtigen Edelmann, Owen Tudor, entſproſſen, und folglich kommen die nachfolgenden Könige aus altem britanniſchen Stamme her. Sie werden auch in der Hiſtorie daher mit dem Namen der Regenten aus dem

Hauſe Tudor belegt, und ſie könnten dieſen Namen auch noch mit allem Rechte bis auf die gegenwärtigen Zeiten führen. Denn ungeachtet die letzten Regenten nach ihren Häuſern Stuard und Hannover benennet worden, ſo kommen ſie doch alle von Henrich dem Siebenden, oder von Tudor, wo nicht von väterlicher, doch wenigſtens von mütterlicher Seite her. Itztbemeldeter Henrich der Siebende, welcher demnach für den Stammvater der nachfolgenden engliſchen Könige zu halten, iſt übrigens einer von den größten engliſchen Königen, indem er den bürgerlichen Kriegen ein Ende gemacht, die ſo lange unter den Häuſern York und Lancaſter gewähret. Denn durch ihn wurden beyde Häuſer, die ſich durch eine weiße und rothe Roſe unterſchieden, wieder mit einander vereiniget, indem er ſich mit der yorkiſchen Prinzeßinn Eliſabeth vermählte, ſich ſelbſt aber von mütterlicher Seite aus dem lancaſterſchen Hauſe herrechnete. Sein Recht zur Krone aber gründete ſich hauptſächlich auf ſeine erfochtene Siege, auf den langwierigen Beſitz der Krone und auf ſein weiſes Regiment, weswegen er der engliſche Salomon genannt wird. Er hat indeſſen dieſen Titel hauptſächlich ſeinem Geſchichtſchreiber dem **Verulamius** zu danken, der ihn als das Muſter aller Regenten beſchrieben. Andre Skribenten aber bezeugen, daß er mit mehrerm Rechte den Namen eines liſtigen Königes verdienet. Denn ſeine Staatskunſt beſtand darinn, ſich ſelbſt wider ſeine Feinde zu beſchützen, ohne dabey auf die Wohlfarth ſeiner Unterthanen im geringſten bedacht zu ſeyn, weswegen er auch mehr gehaßt als geliebt wor-

 den.

den. Ferner ſuchte er unter den Ständen im Parlament das Gleichgewicht zu halten, und die Eiferſucht zu ernähren, die unter dem Adel und den Gemeinen herrſchte, und hierauf gründete er hauptſächlich die Stärke ſeiner Regierung, wie ich in meinen andern Schriften gezeigt habe. Denn wie er merkte, daß die hohen und niedrigen Stände ſich mit einander vereinigten, um ſich der königlichen Macht mit einem deſto größern Nachdruck zu widerſetzen, ſo gab er Befehl, daß die Großen, welche ſich insgemein in den Provinzen aufhielten, und ſich bey den Gemeinen ſowol durch den täglichen Umgang, als durch die mit ihnen getroffenen Ehebündniſſe beliebt machten, ſich nach Hofe begeben mußten, unter dem Vorwand, daß ihre Gegenwart daſelbſt nöthig wäre, welche Staatsklugheit die folgenden engliſchen Könige ſich nachher gleichfalls wohl zu Nutz gemacht. Sein andrer großer Kunſtgrif beſtand darinn, daß er es ſo einzurichten wußte, daß diejenigen, welche von dem Volke zu Mitgliedern des Unterparlaments erwählet wurden, keine andere waren, als von deren Stimmen das königliche Haus verſichert ſeyn konnte. Zu dieſer Hauptſtaatsregul hatten die beyden vorigen Könige, Richard der Zweyte und Henrich der Vierte, bereits den Grund gelegt, und ſich dadurch eine faſt unumſchränkte Macht erworben. Denn, wenn die engliſchen Könige es alſo einrichten können, daß ſie der meiſten Stimmen im Parlament verſichert ſind, ſo wird ihre Macht größer, und gewiſſermaßen auch ſicherer, als andrer ſouverainen Regenten, weil ſie alles thun können,

was

was ſie wollen, ohne desfalls eine Verantwortung oder Nachrede beſorgen zu dürfen, weil alle Schuld auf das Parlament, oder, welches einerley iſt, auf das ganze Volk, welches das Parlament vorſtellet, geworfen wird, und es alſo immer heißt, wenn ein Unfall ſich zuträgt, oder die Freyheit einigermaßen eingeſchränkt wird, daß die ganze Nation ihre Einwilligung dazu hergegeben. Vielleicht dürfte man einwenden, wie es doch möglich ſey, daß die Regierung eine ſo große Anzahl von Parlamentsherren, inſonderheit in dem Unterhauſe, gewinnen könne, da die Mitglieder deſſelben durch eine freye Wahl des Volks erwählet werden. Aber die Erfahrung zeiget, daß dieſes dennoch oft dadurch bewirket werde, daß man vor der Wahl heimlich Geld unter das Volk austheilen läßt. Bemeldete beyden Könige bedienten ſich noch eines andern, und gewiſſermaßen noch ſicherern Mittels, indem ſie ſich die ſo genannten Cheriſs, oder obrigkeitlichen Perſonen, die bey der Wahl den Vorſitz hatten, verbindlich machten, und dieſelben dahin vermochten, daß ſie auf ihre Liſte diejenigen ſetzten, welche dem Hofe am angenehmſten waren, welches verurſachte, daß man nachher für nöthig befunden, eine Muſterung zu halten, und die Art und Weiſe zu unterſuchen, die bey den Wahlen gebraucht worden. Dieſes wußte ſich Henrich der Siebende vortreflich zu Nutze zu machen, und verdiente daher den Namen eines ſtaatsklugen Königs, nicht aber eines engliſchen Salomons, der ihn von dem oberwehnten Geſchichtſchreiber beygelegt worden. Ich bin ꝛc.

* * * * * * * * * * * * * * * *

Der
hundert und zehnte Brief.

Mein Herr,

Wie ich aus ihrem Schreiben bemerke, ſo haben ſie die ihnen von mir zugeſchickte academiſche Abhandlung de idea Juris Conſulti mit Vergnügen geleſen, und ihrer Meynung nach hat der Verfaſſer vollkommen recht, wenn er behauptet, daß niemand für einen rechtſchaffenen Juriſten gehalten werden könne, wo er nicht ein Polyhiſtor, und in allen Arten der Wiſſenſchaften geübt ſey. Der Verfaſſer hat allerdings recht, aber eben ſo wie die übrigen, die auf eine gleiche Prahlerey verfallen ſind. Denn ein jeder prahlet mit ſeiner Wiſſenſchaft, und will ſolche gerne zu der gröſten und wichtigſten machen, und es ſind auch leicht einige Gründe zu erdenken, um einen ſolchen Satz einigermaßen zu unterſtützen. Ueber ſolche Leute ſpottet Moliere in ſeinem bürgerlichen Edelmann, in welchem Schauſpiele er einen Philoſophen, einen Muſicanten und einen Tanzmeiſter auftreten läßt, welche ſich heftig mit einander herum zanken, indem ein jeder ſeine Wiſſenſchaft für die älteſte und edelſte hält, und ſolches gegen die andern bis aufs Blut

zu vertheidigen ſuchet. Es ſollte mir nicht ſchwer fallen, nach dem Beyſpiel obangezogenen Verfaßers zu beweiſen, daß ein jeder Künſtler und ein jeder Handwerksmann, ja ein Schuſter, wenn er anders ein rechtſchaffener Schuſter ſeyn will, ein Polyhiſtor ſeyn müſſe, und daß man nicht von ihm ſagen könne, daß er ſein Handwerk recht verſtehe, wo er nicht in allen Arten der Wiſſenſchaft geübt iſt. Sie denken vielleicht, daß mir dieſes wol etwas ſchwer fallen dürfte, es iſt aber doch nicht unmöglich. Ich will doch einmal aus Luſt einen Verſuch machen. Ein rechtſchaffener Schuſter muß zugleich ein Philoſoph ſeyn. Denn, wenn er kein Naturkündiger, und in der Phyſik nicht erfahren iſt, ſo kann er leicht mit den Häuten und Leder betrogen werden. Ein Schuſter muß auch wiſſen, welches Leder ſich am meiſten weitet, und darnach ſeinen Leiſten einrichten, um nach Maßgebung deſſen die Schuhe weiter oder enger zu machen. Wird er aber dieſes alles ohne eine gründliche Einſicht in die Naturlehre wol zu thun im Stande ſeyn? Ein Schuſter muß auch gewiſſermaßen ein Gottesgelehrter ſeyn, und unter den Religions-Secten einen Unterſcheid zu machen wiſſen. Denn es iſt ein anders für einen Orthodoxen zu arbeiten, welcher dünne und bisweilen verkehrte Sohlen haben will, indem er ſeine Füße öfters zum tanzen gebrauchet, ein anders aber iſt es, wenn er für einen Ketzer, inſonderheit für einen Fanaticum arbeitet, der das Tanzen verwirft, und lieber dicke Sohlen haben will, um mit deſto größerm Nachdruck und Eiſer die Eitelkeit der Welt mit Füſſen zu treten. Ein Schuſter muß auch in der Hi-

ſtorie bewandert ſeyn, denn ſein Tagebuch und die Erfahrung müſſen ihn lehren, welchen Leuten er Credit geben könne oder nicht. Weil die Hiſtorie ein Spiegel des Lebens iſt, welche aus den vergangenen Dingen zeiget, was von den künftigen zu hoffen ſtehet, und die Exempel anderer Leute uns zu unſrer eigenen Warnung dargeſtellet und aufgezeichnet worden: ſo lernet ein Schuſter daraus, daß man großen Herren nicht viel, fremden Miniſtern aber gar nichts borgen müſſe, weil die erſten ſich etwas langſam mit ihrer Bezahlung einfinden, die letzten aber ſich mit dem Völkerrecht ſchützen können. Die mathematiſchen Wiſſenſchaften ſind einem Schuſter unentbehrlich, denn keine Wiſſenſchaft kommt mehr mit dem Handwerk eines Schuſters überein. Der Leiſten, die Nadel, die Maaße, oder, nach der Sprache der Schuſter, der Gradſtock, ſind alle geometriſche Inſtrumente, und ein geſchickter Schuſter kann daher ein Archimedes im kleinen genannt werden. Ein Schuſter muß auch in der Sittenlehre wohl bewandert ſeyn, und kein Buch öfterer leſen, als den Tractat des Seneca vom Zorn, um daraus zu lernen, wie er ſich mit Gedult bewafnen müße. Denn ein Schuſter iſt unter den Handwerksleuten derjenige, deſſen Arbeit am meiſten gemuſtert und durchgehechelt wird. Der geringſte Falten an einem Schuh, ſetzt einen Petit Maitre in Feur und Flammen. Denn weil ein netter Schuh die größte Ehre eines jungen Cavaliers iſt, ſo verzeihet derſelbe dem Schuſter nicht den geringſten Falten, der ſich an dem Schuh findet, und wenn auch gleich wirklich keine Falten vorhanden

ſind,

ſind, ſo glaubt ein Petit Maitre doch welche zu ſehen, und läßt ſeinen Zorn an dem armen Schuſter aus. Hier kommt demſelben die Sittenlehre ſehr wohl zu ſtatten: denn bey ſolchen Umſtänden iſt es unumgänglich nöthig, daß ein Schuſter ſich mit einer mehr als ſpartaniſchen Gedult bewafne, und die Scheltwörter in das eine Ohr ein, und aus dem andern wieder herausgehen laſſe, ohne ſich darüber zu beſchweren, es wäre denn, daß es zu Schlägen käme, in welchem Fall er die Geſetze des Landes zu Hülfe nehmen, und alſo auch ein Juriſt ſeyn muß. Weil ein Schuſter täglich mit Pech und Theer umgehet, ſo muß er auch die Medicin verſtehen, und wo meine Nachrichten ſicher ſind, ſo hat ein Schuſter die edle Panacee, oder die ſo berühmte Theer-Cur entdecket, wodurch alle Arten der Krankheiten können vertrieben werden. Sehen ſie, mein Herr, hier haben ſie eine ideam boni ſutoris nach eben derſelben Methode, deren ſich der obangezogene Verfaſſer, und noch verſchiedene andere bedienet, die mit ihren Wiſſenſchaften prahlen. Was ich hier von dem Schuſter erwieſen habe, ſolches erbiete ich mich auch von einem Tanzmeiſter zu behaupten, wenn ſie es verlangen, und mit eben derſelben Gründlichkeit darzuthun, daß auch dieſer ein Polyhiſtor ſeyn müſſe; aber für dieſesmal genug geſcherzt. Ich bin ꝛc.

Der

hundert und elfte Brief.

Mein Herr,

Sie glauben, daß ich in der Vergleichung, welche ich in meinen lateiniſchen Briefen unter den beyden großen Geſchichtſchreibern, dem P. Daniel und den Rapin Thoiras angeſtellet, geirret, indem ich, dem Anſehen nach, dem erſten vor dem letzten den Vorzug eingeräumet. Es iſt aber dieſes nur von mir in gewiſſen Stücken geſchehen, wie ich deutlich angezeiget. Ich habe mein Urtheil an dem oberwehnten Orte dahin geäußert, daß ich die engliſche Hiſtorie für unpartheyiſcher hielte, und ich hege auch noch die Meynung, daß wenige Hiſtorien ſich einer ſolchen Zuverläßigkeit rühmen können, als die Hiſtorie des Rapin Thoiras, in ſo weit ſich ſolche auf die aus dem Archiv hergenommenen Originaldocumenten des Rymers gründet. Wenn aber von dem alten und neuen Theil ſeiner Geſchichte die Rede iſt, ſo urtheile ich anders. Denn da er bey dieſen Theilen ſeiner Geſchichte ſich die geheimen und zuverläßigen Urkunden nicht zu nutze machen können, ſo führt er bloß zum Beweis deſſen, was er erzählet, gemeine

Digitized by Google

gemeine und allenthalben bekannte Skribenten an, ja er läſſet es bisweilen bloß dabey bewenden, daß er allein die Namen der Skribenten anführet, ohne die Schriften, geſchweige denn die Bücher und Seiten zu nennen. Dieſes iſt allerdings ein großer Fehler an einer Hiſtorie, die für ein Meiſterſtück gehalten werden ſoll, und man kann daher faſt auf die Gedanken gerathen, daß Rapin die Skribenten nicht mit Fleiß geleſen, deren bloße Namen er allein auf dem Rande anführet. Dieſes alles aber kann man den P. Daniel nicht vorwerfen, denn derſelbe hat ſich der ſeltenſten und zuverläßigſten Hand- und Gedenkſchriften bedienet, die er nur bekommen können, und überall die Bücher und Seiten angeführet, woraus er das ſeinige hergenommen; wodurch den Leſern Gelegenheit gegeben wird, zu den Quellen ſelbſt, wenn ſie es für nöthig finden, zurück zu gehen. Es fällt auch einen jeden leicht in die Augen, daß die franzöſiſche Hiſtorie mit weit mehrerer Mühe geſchrieben worden, als die engliſche. Denn P. Daniel iſt durchgehends umſtändlicher, und in der älteſten und neueſten Hiſtorie zuverläßiger, als der letzte; den ich ſonſt ſeiner Unpartheilichkeit und vortreflichen Beurtheilungskraft halber bewundere, und dafür halte, wenn er ſich bloß mit dem Theile der engliſchen Hiſtorie befaßt hätte, der ſich auf die gedruckten und aus dem Archiv genommenen Documenten gründet, ſo würde er ein Werk geliefert haben, womit nicht leicht ein anderes hätte verglichen werden können. Denn man kann nach Maßgebung deſſelben alles ſicher verbeſſern, was man in den franzöſiſchen und engliſchen

liſchen Hiſtorien dieſer Zeiten irrigs aufgezeichnet findet. Rapin hat mir unter andern eine Sache aufgekläret, die, wie P. Daniel dieſelbe vorträgt, faſt unbegreiflich iſt. P. Daniel legt König Ludwig dem Zweyten einen Staatsfehler zur Laſt, worüber er ſich ſelbſt höchſtens wundert, indem derſelbe mit dem übrigen Betragen dieſes ſchlauen und liſtigen Königes nicht im geringſten überein kommt. P. Daniel kann ſich ſelbſt hierinn nicht finden, und weiß hievon keinen andern Grund anzugeben, als den beſondern Eigenſinn und das ſeltſame Weſen, welches man bisweilen bey dieſem Könige wahrgenommen. Weil aber die Hiſtorie zeigt, daß, ungeachtet dieſer König ſich bey ſeinen meiſten Handlungen ſehr ſeltſam aufgeführet, er doch in den Stücken, wo es auf ſeinen Nutzen ankam, ſich ſelbſt allezeit ähnlich geblieben, ſo wird die Schwierigkeit dadurch dennoch nicht gehoben. Die Geſchichte, deren P. Daniel gedenkt, iſt folgende: Nach dem Tode Carls des Kühnen fiel Burgund, nebſt allen dazu gehörigen Provinzen, die nun unter dem Namen der Niederlande begriffen werden, und ihrer Wichtigkeit nach keinem anſehnlichen Königreich weichen, auf deſſen einzige hinterlaſſene Tochter Maria. Die Prinzeßinn ward dem Dauphin ſogleich angetragen, durch welche Ehe Frankreich demnach ſo viele reiche und anſehnliche Länder ohne Schwerdſchlag hätte erlangen können. Die Hiſtorie aber ſagt, daß der König dieſes mal ſo verblendet geweſen, daß er lieber einen Theil dieſer Provinzen durch die Waffen einnehmen, als ſie alle durch die Ehe des Dauphins mit der Prinzeßin ohne

ne Schwerdſchlag ſeiner Krone einverleiben wollen. Keine Verblendung kann größer, und keine Aufführung ſeltſamer ſeyn, inſonderheit da der Hof dieſes Königs damals für die größte Staatsſchule gehalten ward. Rapin aber macht dieſe Sache einigermaßen begreiflich, indem er zeigt, daß dem Könige damals die Hände gebunden geweſen, da er den Dauphin mit der engliſchen Prinzeßinn, einer Tochter Eduard des Vierten, verlobet. Dieſe Verlobung, welche er durch verſchiedene wiederholte Verſicherungen, von neuen beſtätiget hatte, war hinlänglich genug ihn zurück zu halten, indem er ſich damals für keinen König mehr fürchtete, als für Eduard den Vierten, in welcher Abſicht er ſich denn auch erbot, die burgundiſchen Länder mit ihm zu theilen. Ich bleibe übrigens bey meinem Urtheil, welches ich von dieſen beyden Geſchichtsſchreibern gefället habe, und kann keinesweges den partheyiſchen Urtheilen beypflichten, die man in gewiſſen Tagebüchern über den P. Daniel und deſſen Hiſtorie gefället hat. Denn das von demſelben gelieferte Werk bleibt, aller Fehler, die man darinn anmerket, ungeachtet, dennoch eines von den wichtigſten und anſehnlichſten, die jemals ans Licht getreten. Ich bin ꝛc.

Der

Der hundert und zwölfte Brief.

Mein Herr,

Ich habe bereits an mehrern Orten in meinen Schriften angemerkt, daß man keinen Menſchen verachten, noch jemanden für ganz untüchtig halten müſſe, weil er zu gewiſſen Verrichtungen nicht geſchickt iſt, indem die Erfahrung lehret, daß derſelbe ein nützlicher und tüchtiger Mann werden könne, wenn er in ſeiner rechten Sphäre gebräucht wird. Ich habe gleichfals bereits erinnert, daß man die ſogenannten großen Geiſter nicht gar zu ſehr erheben, und ſich einbilden müſſe, weil dieſelben einige Geſchäfte mit Beyfall verrichten, daß ſolche deswegen zu allem könnten gebraucht werden. Ich habe einen gewiſſen Mann gekannt, der ſich durch verſchiedene Aemter, denen er insgeſammt mit großer Geſchicklichkeit vorſtand, einen ungemeinen Ruhm erworben hatte. Die meiſten urtheilten daher, daß er von Natur zu allem aufgelegt wäre, ich aber, der ich die Eigenſchaften dieſes Mannes ziemlichermaßen, und vielleicht beſſer, als er ſelbſt, kannte, urtheilte ganz anders, und hielt dafür, daß derſelbe, wenn ihm gewiſſe andere Verrichtungen aufgetragen werden ſollten, ſeinen vorigen Ruhm gänzlich verliehren würde. Ich

ſage mit Bedacht, daß ich ihn vielleicht beſſer, als er ſich ſelbſt gekannt; denn es äuſſerte ſich nachher würklich, daß er aus Mangel einer nöthigen Selbſterkänntniß ſich in ſolche Geſchäfte einließ, wodurch meine Prophezeyung erfüllet, und ſein ehemaliger Ruhm um ein großes verringert ward. Denn ſo groß auch das Anſehen war, welches er durch Schreiben und Reden erlanget hatte, ſo ſehr verlohr ſich daſſelbe, ſobald er das Amt eines Richters antrat, ſo daß er ſelbſt zu merken anfieng, daß eine Sache hurtig zu begreifen, und ſolche gründlich zu beurtheilen, nicht für einerley zu halten. Ja dieſes äuſſerte ſich ſo merlich, daß ein gewiſſer Mann, der ein Mitglied von dem Rathscollegio, übrigens aber kein Freund desjenigen war, von dem ich eben geredet, wie er ſeinen Tod vernahm, öffentlich ſagte, daß er dadurch mehr verlohren, als gewonnen, indem ihm ſein Amt nunmehro weit beſchwerlicher, als vorhin, werden würde. Denn ſo lange der Verſtorbene gelebt, hätte er nicht nöthig gehabt, ſeinen Kopf über irgends eine Sache zu zerbrechen, weil er verſichert ſeyn können, daß er allemal recht geurtheilet, wenn er gerade das Gegentheil von der Meynung des Verſtorbenen behauptet. Ich führe dieſes nicht zu dem Ende an, um den Verſtorbenen zu tadeln, denn ich habe mich niemals mit Perſonalien abgegeben, und dieſe Critik gereicht demſelben auch nicht zur Verkleinerung. Sie zielet bloß dahin ab, um eine Sache zu erläutern, worinn die meiſten Menſchen zu irren pflegen. Sollte ich es aber auch ja in einer andern Abſicht gethan haben, ſo könnte ich mich einigermaßen mit dem Wieder-

vergeltungsrecht entſchuldigen, und ich bin verſichert, daß ein jeder, dem die abgewichenen Zeiten nicht unbekannt ſind, urtheilen wird, daß ich mich annoch ſehr gelinde ausgedrückt. Was ich unpartheyiſch hievon ſagen kann, beſtehet darinn, daß das Urtheil, welches ein gewiſſer Mann von dem Verſtorbenen oberzähltermaßen gefället, zwar ein wenig zu weit gehet, aber doch nicht ganz ungegründet iſt. Denn der Verſtorbene war in ſeinen Urtheilsſprüchen insgemein nicht ſonderlich glücklich, und weil er überhaupt nicht beliebt war, ſo urtheilten die meiſten, daß ſeine Urtheile entweder aus Partheylichkeit, oder Eigennutz, oder auch aus Unbedachtſamkeit herrührten. Ich aber urtheilte jederzeit ganz anders davon, wie verſchiedene annoch lebende Perſonen bezeugen können, und legte dadurch an den Tag, daß, wie ich denen, welche mir oder meinen Freunden etwas über unſer Verdienſt beylegen, allemal widerſprochen, alſo ich auch die Parthey meiner Feinde zu nehmen niemals unterlaſſen, wenn ich bemerkt, daß man unrecht von ihnen geurtheilet. Ich bleibe daher auch noch ferner bey dem, was ich bereits vorher geſagt habe, daß ſeine unglücklichen Urtheilsſprüche mehr einer natürlichen Ungeſchicklichkeit, als einem muthwilligen Vorſatz, und einer Partheylichkeit zuzuſchreiben, indem ich aus verſchiedenen andern Exempeln bemerkt, daß ein ſehr geſchickter Secretair öfters ein ſehr mäßiger Richter iſt, ſo wie der beſte Acteur ſeinen Ruhm verlieren kann, wenn er eine ſeiner Natur nicht gemäße Rolle zu ſpielen übernimt. Ich bin ꝛc.

Der

hundert dreyzehnte Brief.

Mein Herr,

Ich bin ihnen für ihre letzte Zuſchrift verbunden. Sie melden mir darinn, daß ſie vor einiger Zeit mit einem Cavalier in Geſellſchaft geweſen, der ſich ſehr heftig gegen alle unſere däniſchen Schauſpiele erkläret, ohne dabey einen Unterſcheid unter den Original- oder aus dem Moliere überſetzten Stücken zu machen, wobey derſelbe ſich zugleich herausgelaſſen, daß dieſe Comödien vielleicht zu den Zeiten, da ſie zuerſt geſchrieben worden, ſehr gut geweſen ſeyn möchten, auf unſre Zeiten aber ſich gar nicht ſchickten, indem der Geſchmack in Frankreich ſich gegenwärtig ganz geändert habe. Ich merke hieraus, daß dieſe Ketzerey auch in den Provinzen überhand zu nehmen anfängt. Ich nenne eine ſolche Meynung mit Bedacht eine Ketzerey, und rechne dieſelbe unter die ſeltſamſten Ketzereyen, welche ein orthodoxes Blut am meiſten in Bewegung bringen können. Denn ſo gelinde ich auch gegen andere Ketzer bin, ſo eifrig bin ich im Gegentheil gegen dieſe Pariſiſchen Catecheten und Petit Maitres. Ich habe Mitleiden mit den erſtern, weil dieſelben

es für eine Pflicht halten, die Lehre zu verwerfen, welche, ihrer Meynung nach, ſo wenig mit der Schrift als mit der Vernunft übereinkommt. Ich habe aber mit den letztern kein Mitleiden, weil dieſelben auf ihre eigene Vernunft Verzicht thun, und ihren Geſchmack einzig und allein auf die Phantaſey der Pariſiſchen Petit Maitres gründen. Sie glauben dadurch andere zu überreden, daß ſie die Klugheit allein beſitzen, ungeachtet nichts eine gröſſere Einfalt an den Tag leget, als wenn man etwas rühmet, ohne es vorher unterſuchet zu haben, wenn man etwas glaubet, ohne ſich Mühe zu geben, es zu begreifen, und wenn man etwas redet, ohne dabey zu denken, dieſes iſt etwas, welches ſich dem Mechanismo nähert, und wodurch man ſich des Bürgerrechts in der menſchlichen Geſellſchaft unwürdig machen kann. Wenn jemand ſagt, man ſetzt in Paris ſeinen Huth nicht mehr bey kaltem Wetter auf, oder es iſt an dem franzöſiſchen Hofe nicht mehr Mode, die Wahrheit zu ſagen, und jemand wollte daraus den Schluß machen, daß man dieſes auch hier zu Lande einführen müſte; würde derſelbe nicht ſeine Einfalt auf eine handgreifliche Art verrathen? Vielleicht urtheilen ſie, daß meine Orthodoxie in dieſem Stücke ein wenig zu weit gehe, und daß ich hierinn einen Verfolgungsgeiſt blicken lieſſe, den ich ſo oft an andern getadelt. Wenn ſie aber die Sache recht überlegen, ſo werden ſie mir, wie ich gewiß weiß, Beyfall geben. Ich kann mit Gedult irrende Menſchen anhören, wenn ſie zu Behauptung ihrer Irrthümer entweder ſtarke oder ſchwache Gründe anführen. Aber es iſt mir uner-

unerträglich, wenn ich hören muß, daß gewiſſe Leute ſich mit thörigten Meynungen bloß deswegen groß machen, weil ſie in der Mode ſind, und offenbar zu erkennen geben, daß ſie aus keiner andern Urſache irren, als bloß um andern thörichten Leuten Geſellſchaft zu leiſten. Doch gehet mein Eifer nicht weiter, als daß ich ſolche Leute verlache. Man pflegt zwar zu ihrer Entſchuldigung anzuführen: Frankreich ſey ein höchſt geſittetes Land, und Paris der Ort, worinn die ſchönen Wiſſenſchaften am meiſten getrieben würden. Zu Paris wären die Schauſpiele zu allererſt in ihre rechte Geſtalt gebracht worden, und daſelbſt habe man die größten Comödien- und Tragödienſchreiber und die vollkommenſten Dichter gefunden. Da demnach dieſes offenbar und von allen Nationen zugeſtanden werde, ſo könne man es ja den jungen Cavaliers nicht verargen, wenn dieſelben ſich bemüheten, ſo vielen vortreflichen Muſtern nachzuahmen, und nach Paris, wie die Jugend in vorigen Zeiten nach Athen, reiſeten, um dorten ſo wol eine geſittete Lebensart anzunehmen, als auch um ſich in den Wiſſenſchaften zu üben. Man muß aber hiebey anmerken, daß die Pariſiſchen Petit Maitres, weil ſie die Schaubühnen daſelbſt vornemlich unterhalten, ſeit einiger Zeit den Meiſter geſpielet, und ſo wol die Skribenten als die Acteurs gezwungen, nach ihrem wunderlichen Geſchmack zu ſchreiben, und auf der Schaubühne zu erſcheinen. Wie kann denn doch eine ſo verdorbene Bühne andern zum Muſter dienen? Ich habe es öfters gehöret, daß ſich vernünftige Pariſer ſelbſt darüber beſchweret, und ge-

wünſchet, daß die alten Schauſpiele erneuert, und in der Geſtalt wieder erſcheinen möchten, worinn man ſie zu den Zeiten des Moliere bewundert. Die Schauſpiele, die man itzt auf den Pariſiſchen Bühnen aufführet, ſind überaus mager, und haben nicht die geringſte Geſtalt vom einem Schauſpiele. Denn man trift darinn weder eine Geſchichte noch einen wohl getroffenen Character, vielweniger aber das Leben und den Geiſt an, wodurch die Schauſpiele des Plautus und Moliers auch noch der ſpäteſten Nachwelt ein Muſter bleiben werden. Ich habe oben erwehnet, daß die pariſiſchen Petit Maitres ſich Meiſter von den franzöſiſchen Schaubühnen gemacht, und dieſes iſt hauptſächlich auf zweyerley Art geſchehen. Weil ſie zuförderſt das meiſte Geld zu verzehren haben, ſo werden die Schauplätze hauptſächlich von ihnen unterhalten, zweytens verurſachen ſie durch ihr Stamſen und Pfeiffen daß ein gutes Stück, welches nicht nach ihrem ſeltſamen Geſchmacke iſt, keinen Beyfall findet, ſondern die Acteurs, entweder im Anfang oder auch mitten in der Handlung aufhören müſſen. Ich verwerfe die Reiſen nach Paris nicht, denn Paris iſt ein Ort, wo man viel gutes lernen kann; aber unſere Jugend reiſet nicht in der Abſicht dahin, um mit vernünftigen Männern und Philoſophen, nach dem Exempel der römiſchen Jugend, welche in ſolcher Abſicht nach Athen reiſete, umzugehen, ſondern unſre jungen Herren begeben ſich bloß dahin, um mit den Petit Maitres der Stadt Umgang zu pflegen. Dieſe ſind ihre Lehrer und Profeſſores, und durch deren Umgang werden ſie in eine ſolche Form gegoſſen, daß

ſie

ſie ganz verkehrt in ihr Vaterland zurück kommen. Sie reiſen alſo nach Paris, nicht in der Abſicht, um in den Wiſſenſchaften zuzunehmen, ſondern um die Thorheiten der dort befindlichen Petit Maitres abzucopiiren, welche von vernünftigen Pariſern ſelbſt als Originale der Thorheit, ja als ſchädliche Inſecten angeſehen werden, die alles wieder verderben und niederreiſſen, was von andern mit Mühe gebauet worden. Man darf ſich daher nicht wundern, daß unſre jungen Leute, welche mit ſolchen Schätzen zurück kommen, alles verachten, was ſie in ihrem Vaterlande ſehen und hören, und es iſt daher leicht zu begreifen, warum ſie durch das bekannte Schauſpiel: Jean de France, in eine ſolche Wuth geſetzt werden, weil ſie ihre Thorheiten darinn lebhaft abgemahlet ſehen, und dadurch überzeugt werden, wie ſchlecht ſie ihre Zeit auf ihren auſſerhalb Landes angeſtellten Reiſen zugebracht. Meiner Meynung nach kann dieſe Comödie nicht zu oft geſpielet werden. Uebrigens halte ich dafür, daß die Schauſpiele nicht eher wieder in den rechten Stand kommen werden, bis der Geſchmack, welcher zu den Zeiten des Moliere geherrſchet, wieder erneuet wird, und die Schauſpiele dieſes großen Mannes von andern zu einem Plan genommen werden, wornach ſie die ihrigen einrichten. Nach dieſem Plan habe ich mich in meinen Schauſpielen gerichtet, und mir alle nur erſinnliche Mühe gegeben, dieſen Geſchmack wieder zu erneuern und einzuführen, welches mir ſowol hier im Lande als auch auſſerhalb Landes zum Ruhm ausgelegt worden. Ich hoffe daher, ſie werden ſich, mein Herr, durch die ungegründeten

Urtheile unſerer däniſch-franzöſiſchen Cavaliers nicht irre machen laſſen, und ihren Geſchmack darnach nicht einrichten. Denn niemand iſt weniger geſchickt, ſich zu einem Richter aufzuwerfen, als diejenigen, welche reden, ohne zu denken, und die man als eine gewiße Art von Maſchinen und Marionetten anſehen kann, welche uns mehr zur Luſt dienen müſſen, als daß wir ſie für große und zuverläßige Lehrer halten ſolten. Ich bitte indeſſen, dieſen Brief niemanden zu zeigen. Denn ich will lieber ein ganz Regiment Dragoner, als einen einzigen Petit Maitre auf dem Halſe haben. Was ich übrigens hievon geſchrieben, iſt aus einem patriotiſchen Eyfer geſchehen, den ich leider nicht ablegen kann, ſo ſehr ich mich auch darum bemühe. Wenn auf der Apothek eine Arzeney vorhanden wäre, wodurch ein ſolcher Eyfer entweder abgekühlet, oder gar vertrieben werden könnte, ſo wollte ich dieſelbe kaufen, ſie möchte auch ſo theuer zu ſtehen kommen, als ſie immer wollte. Ich bin ꝛc.

Der

Der
hundert vierzehnte Brief.

Mein Herr,

Wie ſie glauben, ſo haben ſich an meiner letzten Schrift Perſonen von allerley Stande und Secten geärgert, und nach ihrer Meynung habe ich unbedachtſam und thöricht gehandelt, daß ich es mit der ganzen Welt aufgenommen, indem ein vernünftiger Skribent doch allemal dahin ſehen müſſe, wenigſtens die eine Parthey zu gewinnen, damit ſolche ſeine Schrift wider die andere Parthey vertheydigen möge, nach dem bekannten Ausſpruche divide et impera. Ob die Sache an ſich ſo gefährlich ſey, wie ſie glauben, kann ich nicht ſagen. Iſt ſie aber ja gefährlich, ſo iſt ſie doch anſtändig, und zeuget von dem redlichen Character eines Skribenten, der nichts anders ſchreibet, als was er für wahr hält, und ſich nicht durch ſo viele Vorgänger irre machen läßt, gewiſſe herrſchende Meynungen zu vertheydigen, und mehr einen Sachwalter, als einen Lehrer, abzugeben. Wenn eine Schrift ſolchergeſtalt abgefaßt iſt, daß die darinn vorgetragenen Lehren durch Gründe, jedoch auf eine ſolche Art unterſtützt ſind, daß alles

nicht nach eines jeden Geſchmack iſt, ſo kann man nichts größers zum Ruhm eines Skribenten ſagen. Je ſeltener Schriften von dieſer Art zum Vorſchein kommen, deſto höher müßten dieſelben billig geſchätzt werden. Die Erfahrung aber zeiget, daß die meiſten Skribenten insgemein nur darauf bedacht ſind, die Lehren und Meynungen derjenigen Parthey, welcher ſie einmal beygepflichtet, zu vertheydigen, wodurch ſie ſich aber ſelbſt hinderlich ſind, daß ſie die Wahrheit nicht einſehen können, welche ſie, ihrem Vorgeben nach, ſuchen, oder nach welcher ſie auch würklich ſtreben. Das Urtheil alſo, welches man, wie ich höre, über meine Schrift gefället, kann mir nicht anders als ſehr angenehm ſeyn, denn ſo oft man einen Skribenten tadelt, daß er ſich nicht in allen Stücken nach dem herrſchenden Geſchmacke richtet, ſo oft rühmet man, obgleich wider Willen, ſeine Schrift, und legt dem Skribenten einen Character bey, womit er Urſache hat, zufrieden zu ſeyn. Ich habe an gewiſſen Orten in meinen Schriften gezeiget, daß alle alte Philoſophen durch ihre Lehren, nicht ſo wol andre zu unterrichten, als vielmehr gewiſſe, von ihnen angenommenen Lehrſätze zu vertheydigen geſuchet, bis endlich die ſogenannte electiſche Philoſophie aufkam, deren Freunde ſich nicht an eine gewiſſe Parthey bunden, ſondern den Vorſatz faßten, ohne Vorurtheil, bloß der Wahrheit nachzuſtreben, dadurch aber es keiner Parthey zu Danke machen konnten. Da ich einen gleichen Endzweck gehabt, ſo darf ich mich nicht wundern, daß ich auch ein gleiches Schickſal erfahren müſſen. Ich bin ꝛc.

Der

Der
hundert funfzehnte Brief.

Mein Herr,

Wie ich höre, ſo iſt unſer Freund, Herr X. Willens, die beſten und zierlichſten Reden drucken zu laſſen, die er vor Gericht, zu der Zeit gehalten, da er noch das Amt eines Sachwalters bekleidet. Wenn er aber meinem Rathe folgen will, ſo wird er dieſen Entſchluß fahren laſſen. Denn dieſe, wenn ſie auch noch ſo zierlich ſind, werden dennoch ſeinem erworbenen Ruhme den größten Abbruch thun, weil ein jeder daraus ſehen wird, wie er mit einem großen Eifer eben diejenigen Dinge beſtritten, die er kurz vorher mit einem gleichen Eifer vertheidiget. Das klügſte, was ein Advocat thun kann, iſt dieſes, daß er alle ſeine Concepte verbrenne oder vergrabe; denn er bekleidet ein gar zu ſchlüpfriges Amt, und iſt gezwungen, zu ſagen, geſtern war dieſes unrecht, heute aber muß es recht ſeyn, weil eben dieſelbe Sache vor einem andern Gerichte nicht mehr eben dieſelbe iſt, und was ich als eine Wahrheit vertheydiget, da ich vor A. auftrat, das iſt unwahr und falſch, da ich B. bedient bin. Ein Advocat iſt in

eben den Umſtänden, wie ein Schweitzer. Er läßt ſich von einem jeden werben, und hält die Sache für die beſte, die ihn am meiſten einbringt. Ein Schweitzer hält es für überflüßig, die Manifeſte der kriegenden Partheyen durchzuleſen, und die Gerechtigkeit der Sache zu unterſuchen; er ſiehet bloß darauf, ob die Münze gut iſt, und ihr gehöriges Gewicht hat. Wenn dieſes ſeine Richtigkeit hat, ſo iſt auch die Sache bey ihm richtig. Ein Advocat iſt eben ſo wenig ein Pedat, als ein Schweitzer. Sie haben beyde einerley Grundſätze, und halten dafür, daß Tugend und Laſter, Recht und Unrecht, Wahrheit und Lügen an ſich ſelbſt keinen innerlichen Werth beſitzen, ſondern ſolchen allein dem Gepräge zu danken haben, welches ſie darauf ſetzen; ſo wie eine Münze fällt und ſteiget, nachdem die Landesobrigkeit ſolches für gut findet. Wie es ſcheinet, ſo machen ſich die Advocaten die Lehre gewiſſer Moraliſten zu nutze, welche behaupten, daß an und für ſich ſelbſt nichts recht und unrecht ſey, ſondern ſich alles nach der Meynung richte, die man einmal davon gefaßt hat. Ein gewiſſer Schriftſteller redet folgendergeſtalt hievon: Es iſt eine Luſt zu hören, wenn ein Advocat heute einen Mann wider ſeine Frau, und morgen eine Frau wider ihren Mann vertheydiget. Wenn er heute die Herrſchaft der Männer über alles erhöhet, und ſolche aus dem Lichte der Natur, und der Uebereinſtimmung aller Völker beweiſet, morgen aber, wenn er für eine Frauensperſon eine Sache

zu

zu führen hat, aus einem ganz andern Ton redet, und vorgiebt, daß die große Gewalt, deren ſich die Männer anmaßen, übel gegründet ſey, und zu dem Ende allerhand beweiſe aus der Schrift, den Kirchenvätern, und allerhand geiſt- und weltlichen Hiſtorien beybringt. Wenn man demnach in einer Woche von eben demſelben Advocaten zwo ſolche Reden höret, die einander gerade entgegen ſind, ſo kann man von ſeiner Perſon nicht eben den größten Begrif faſſen. Sein Ruhm aber würde noch weit mehr leiden, wenn alle ſolche Reden ſollten gedruckt werden. Deswegen wollte der große römiſche Redner, Marcus Antonius, ſeine Reden niemals öffentlich bekannt machen, die er vor Gericht gehalten hatte. Cicero brauchte im Gegentheil dieſe Vorſicht nicht. Weil er aber leicht vorher ſehen konnte, was man für ein Urtheil darüber fällen würde, ſo ſuchte er dieſer Sache eine Farbe anzuſtreichen, und dahin gehöret, wenn er ſchreibt: Si quid ejusmodi dixi neque cognitum commemoravi neque pro teſtimonio dixi, et illa oratio potius temporis mei quam judicii et autoritatis fuit. Eine ſolche Schutzrede iſt elender, als gar keine; denn ſie iſt ſo ſchlecht gegründet, daß es ſcheint, daß dieſer große Mann mehr über ſich ſelbſt geſpottet, als ernſtlich geredet habe. Das allerſicherſte für einen Advocaten iſt demnach, wenn er, wie ich ſchon geſagt habe, mit dem Marcus Antonius ſeine Reden vergräbt, indem die offenbaren Widerſprüche, die man darinn

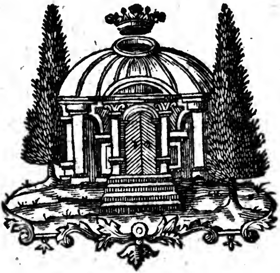
antrift,

antrift, den Pyrrhonismum befördern, und bey den Menſchen allerhand Zweifel, wegen des würklichen Daſeyns der Tugenden und Laſter, erregen können. Weil aber keine Regel ohne Ausnahme iſt, ſo begreife ich auch nicht alle Advocaten unter einer Claſſe; denn es finden ſich unter ſo vielen böſen auch einige gute, und man hat Urſache, die leztern wegen ihres ſchlüpfrigen Amts, um ſo viel höher zu ſchäzen. Es ſind gewiſſe Verrichtungen, welche die Menſchen und deren Tugend recht auf die Probe ſetzen. Wenn ein Advocat ehrlich, und ein Hausvogt getreu iſt, und ein Müller ſtets reine Hände hat, ſo verdienen dieſe drey Leute unter die Heiligen gerechnet zu werden. Aber ihre Aemter und Verrichtungen ſind ſo ſchlüpfrig und verführeriſch, daß es auch von ihnen billig heiſſet, was man von den römiſchen Päpſten zu ſagen pfleget, daß es faſt unmöglich ſey, ein guter Papſt und ein ehrlicher Mann zugleich zu ſeyn. Sollten ſie etwa glauben, daß ich hierinn zu hart geurtheilet, ſo müſſen ſie erwegen, daß ich nicht ſowol von den Perſonen, als von deren Verrichtungen rede, welche ſo bedenklich und verführeriſch ſind, daß man in dieſer Abſicht mildere Urtheile über die Männer, welche in Aemtern ſitzen, fällen muß. Die Urtheile müſſen, der Billigkeit nach, alſo eingerichtet werden: Wenn man höret, daß ein Advocat bald etwas vertheydiget, bald eben daſſelbige widerleget, und wie Cicero ſaget, ſich mehr nach dem Nutzen einer Sache, als nach ſeiner eigenen Meynung richtet, ſo muß man einen ſolchen Menſchen als einen Wanderer anſehen, der auf einem unebenen Wege oft ohne Noth

bald

bald hie bald dahin, und bald vor bald wieder rückwärts gehet. Wenn man aber höret, daß einer ſtets ſich ſelber ähnlich iſt, und diejenigen Sachen von ſich weiſet, die er nicht für gerecht und billig hält, ſo muß man ihn als einen Held anſehen, und ihn höher als andere ſchätzen, deren Verrichtungen ſolchen Anfechtungen nicht unterworfen ſind. Ich habe unlängſt einer jungen Perſon, welche ein ſolches ſchlüpfriges Amt angetreten, folgende Erinnerung gegeben: Befleißige dich der Wahrheit, eben deswegen, weil du ein Advocat biſt, und ſey ehrlich, eben weil du ein Vogt biſt, denn dadurch wirſt du nicht allein einen guten Ruhm erlangen, ſondern dir auch Glück und Segen zuwege bringen. Ich habe einen Advocaten gekannt, der dieſes in Acht zu nehmen pflegte, und dadurch beydes erhielte. Denn weil er niemals eine ungerechte Sache annahm, ſo war ihm das Gericht jederzeit beſonders gewogen, und alle gute und billige Sachen wurden ſeiner Vorſicht anvertrauet. Ich habe auch einen Vogt gekannt, der, indem er dieſe Erinnerung jederzeit vor Augen hatte, ſich einen großen Ruhm erworben, und ſich dadurch den Weg zu einer weitern Beförderung gebahnet. Denn ein jeder urtheilte: kann er denen Verſuchungen widerſtehen, die ein ſolches Amt mit ſich bringet, ſo muß er ein vollkommener Mann ſeyn. Sie ſehen hieraus, was ich von den Advocaten urtheile. Von unſerm Freunde aber urtheile ich folgendergeſtalt: Daß er übel gethan, daß er dem Beyſpiel der meiſten

ſten gefolget, da er Advocat geweſen, und daß er eine Thorheit begehet, wenn er die währender Zeit gehaltenen Reden ans Licht ſtellet; denn es iſt eben ſo viel, als wenn er ſagen wollte, weil ich befürchte, daß ſich einige finden dürften, welche nicht glauben möchten, daß ich mich äuſſerſt bemühet, aus weis ſchwarz, und aus ſchwarz weis zu machen, ſo habe ich ſolches durch öffentlichen Druck an den Tag legen, und einen jeden davon überzeugen wollen. Ich bin ꝛc.



Der
hundert ſechszehnte Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen von mir etwas neues zu wiſſen. Ich weiß ihnen nichts anders zu berichten, als daß die ganze Stadt ſeit einiger Zeit muſikaliſch geworden. Man höret nichts anders als Pompejus, Pharnaces u. ſ. w. und unſere Petit Maitres, welche gegenwärtig ſehr häufig anzutreffen ſind, gehen mit den Opernbüchern in der Hand, allenthalben mit eben einer ſo großen Andacht herum, als wenn ſie zur Confirmation gehen ſollten. Vernünftige Leute beſorgen, daß der hohe und feine Geſchmack, den unſre Cavaliers und Dames an dieſen italieniſchen Lytaneyen gefunden, mit der Zeit die Wirkung hervorbringen dürfte, daß ſie ſich inskünftige nicht bequemen werden, die gewöhnlichen däniſchen Geſänge in der Kirche mitzuſingen. Ja die Furcht einiger Einwohner dieſer Stadt gehet ſo weit, daß ſie Copenhagen eben daſſelbe Unheil Prophezeyen, welches ehemals die alte griechiſche Stadt Abdera erfuhr. Zu den Zeiten des Lyſimachus herrſchete daſelbſt ein Fieber, welches insgemein ſieben Tage währte. Dieſes

Fieber hinterließ in dem Gehirn der Kranken eine ſolche Verwirrung, daß es dieſelben zu Operiſten machte. Denn man hörte nachher, daß ſie bey aller Gelegenheit ganze Stücke aus den damals bekannten Trauerſpielen, inſonderheit aus der Andro meda des Euripides herſagten, ſo wie man in C penhagen gegenwärtig von nichts anders als vo den Helden und Heldinnen redet, die in den itali niſchen Opern vorgeſtellet werden. Einige geh in ihren Muthmaßungen noch weiter, und betra ten dieſen Wahnwitz mit noch ſchärfern Augen die abderatiſche Raſerey. Denn dieſe nahm nicht el als nach einem vorhergegangenen hitzigen Fiel ihren Anfang, und hörte wieder auf, wie gleich da auf ein harter Winter einfiel. Die in Copenhage herrſchende Thorheit aber hat ohne ein vorhergegangenes Fieber ihren Anfang genommen, und am ſtärkſten im Winter geraſet. Dieſe Critik iſt ſinnreich, ob ſie gleich zu weit gehet. Meine Furcht iſt nicht ſo groß, denn dieſe ſingenden Perſonen geben mir mehr zum Lachen als zur Furcht Anlaß. Ich hoffe, daß dieſe Krankheit bald aufhören wird, und merke auch, daß ſie bereits ziemlichermaßen abgenommen, und viele die Erneurung unſerer muſikaliſchen Geſellſchaft wünſchen. Keines von unſern Schauſpielen könnte gegenwärtig mit beſſern Erfolg aufgeführet werden, als die Brunnenreiſe, oder die ſingende Jungfer. Ich bin ꝛc.

Ende des dritten Theils.